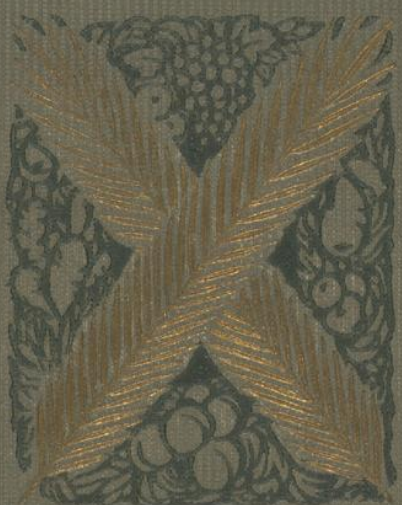
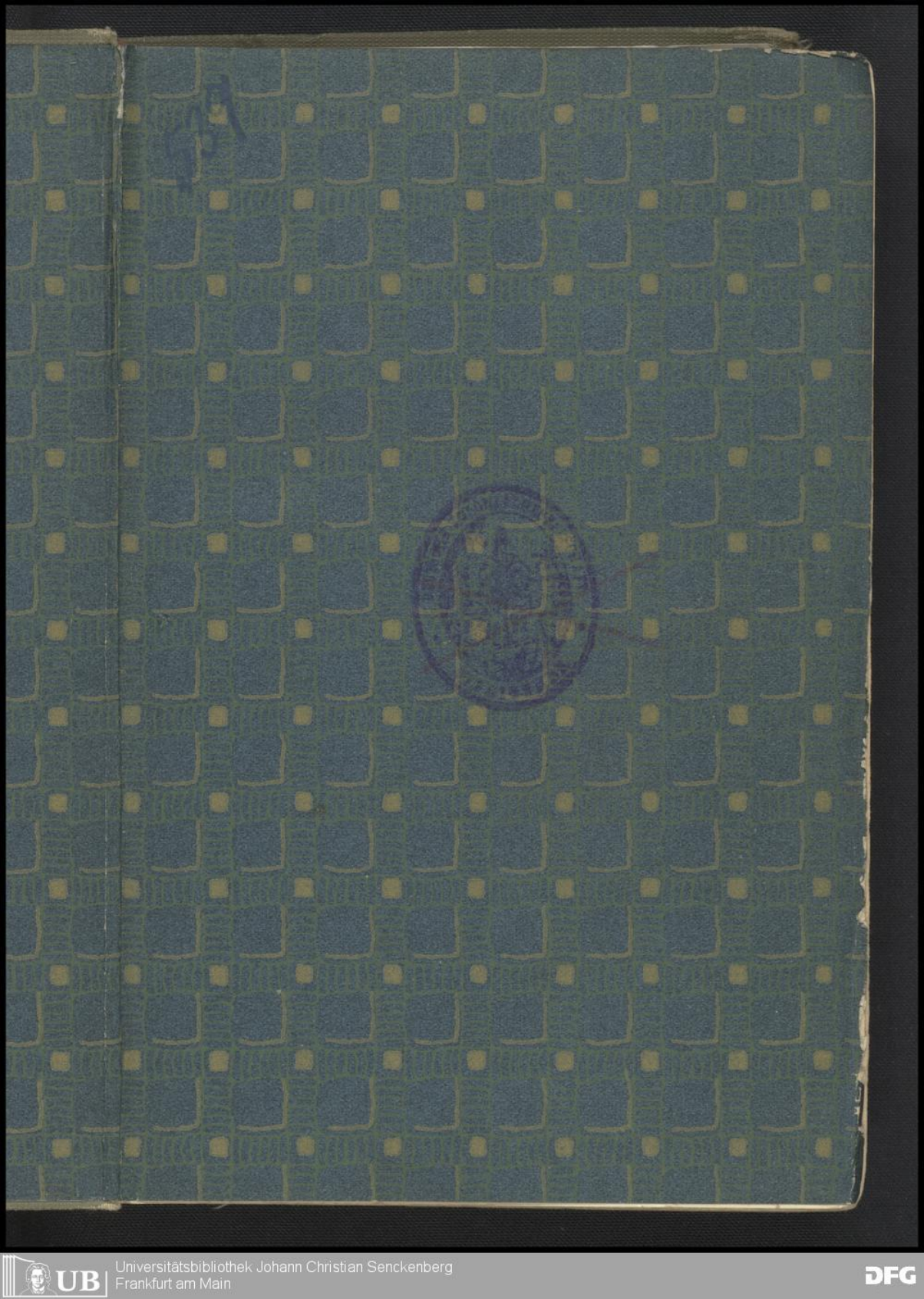
Wo sonst der Fuß des Kriegers trat

Farmerleben in Südwest nach dem Kriege von Maria Karow



S 17
11937

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main


Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Maria Karow

Wo sonst der Fuß
des Kriegers trat

Maria Karow.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wo sonst der Fuß des Kriegers trat

Farmerleben in Südwest nach dem Kriege von

Maria Karow

DEUTSCHES KOLONIAL-GESELLSCHAFT
BIBLIOTHEK

Mit zahlreichen Abbildungen und einer Karte

Berlin 1909
Verlegt bei Ernst Siegfried Mittler und Sohn
Königliche Hofbuchhandlung

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

S17/11937

Alle Rechte aus dem Gesetze vom 19. Juni 1901
sowie das Übersetzungsrecht sind vorbehalten.

Stadt- u. Univ.-Bibl.
Frankfurt/Main

48/570 x1

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Geleitwort.

Durch den Krieg ist Südwestafrika unsere volkstümlichste Kolonie geworden. Kein Wunder, sind doch Tausende deutscher Krieger hinausgezogen, das Land der deutschen Flagge zu erhalten, die Greueltaten der Hereros und Hottentotten zu sühnen und Sicherheit zu schaffen für neue friedliche Arbeit.

Viele haben es sich nicht nehmen lassen, ihre Erlebnisse in dem eigenartigen Lande zu schildern. So ist eine Fülle von Büchern entstanden, deren beste Seite die ist, daß sie die Erinnerung an die Heldentaten unserer tapferen Krieger bei der Nachwelt wachhalten werden. Es ist manch prächtiges Werk darunter, das bleibenden Wert besitzt.

Über Land und Leute im allgemeinen kann sich der nicht im unklaren sein, der einige dieser Schilderungen aufmerksam gelesen hat. Südwest ist ein trotziges Land, das sich nur dem erschließt, der eine Kampfnatur ist, den das Bewußtsein, als freier Mann über seinen weiten Besitz zu reiten, für Entbehrungen und Mühsale, für schweres Ringen um den Erfolg seiner Pionierarbeit zu entschädigen vermag. Die Eingeborenen treten uns aus diesen Büchern in ihrer ursprünglichen Unzuverlässigkeit und wirtschaftlichen Unbrauchbarkeit entgegen. Noch nichts deutet an, daß sie unsern Ansiedlern mit der Zeit unter dem Zwang der Not willige

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Mitarbeiter werden könnten. Aber fast allen derartigen Schilderungen haftet der Übelstand an, daß sie uns Land und Leute von der „Pad", vom Kriegs- oder Jagdzug aus gesehen, zeigen. Nur einige fachmännische, nicht für den Familienkreis bestimmte Werke behandeln das Land vom Gesichtspunkt der wirtschaftlichen Arbeit. Farmwirtschaft, Viehzucht und Gartenbau oder das Problem der Eingeborenen-Politik sind Stoffe, die für das große Publikum wenig verdaulich sind. Nur vereinzelt wird die Rassenfrage, die Reinerhaltung der deutschen Bevölkerung und die Ausgestaltung der Kolonie zu einer rein deutschen Familiensiedlung gestreift.

Ich kann wohl sagen, daß mir alle Neuerscheinungen auf kolonialem Gebiet durch die Hände gehen. Ich habe aber noch kein Werk gefunden, das den deutschen Farmer bei seiner täglichen Arbeit schildert, in seinen Bemühungen, das wilde Land in ein Kulturland umzuwandeln, die Eingeborenen zu brauchbaren Mitarbeitern zu erziehen. Fast vergessen ist bisher der Anteil der deutschen Frau an dieser Arbeit geblieben. Als Schriftleiter der Zeitschrift „Kolonie und Heimat", die sich bemüht, das verdienstvolle Wirken des jungen kolonialen Frauenbundes zu fördern, habe ich schon lange nach einem Buch gefahndet, das den kolonialbegeisterten deutschen Frauen und Mädchen ein anschauliches Bild gibt von der wichtigen Aufgabe, die der deutschen Frau bei der Schaffung der ersten überseeischen Familiensiedlung unter deutscher Flagge zufällt.

Ich habe eine hohe Auffassung von dem Wert dieser Siedlung. Sie soll ein Jungbrunnen werden für unser

unter der zunehmenden Industrialisierung leidendes Volkstum. Schon manches Jahr wirke ich nun in Schrift und Wort für möglichste Ausdehnung der deutschen Familiensiedlung in unseren Kolonien. Und in diesem Sinne begrüße ich Maria Karow als willkommene Bundesgenossin. Ihre bei aller Schlichtheit lebendigen, von freundlichem Humor getragenen Schilderungen werden unserer Kolonie sicher Freunde werben. Namentlich der deutschen Frau werden sie zeigen, daß sich in Südwest ein neues Feld auftut, wo sie mitarbeiten kann an der Gesunderhaltung der Nation, wo sie dem Manne noch eine Mitarbeiterin sein kann im wahren Sinne des Worts.

Inmitten einer fremdartigen unberührten Natur zieht an uns das Alltagsleben einer deutschen Farmerfamilie mit all seinen Mühen und Gefahren, aber auch reichen Freuden und Erfolgen vorüber, wir fühlen den Zauber freien tüchtigen Schaffens, der uns in dem nervenaufreibenden Hasten des modernen Lebens vielfach verloren gegangen ist.

Möchte das Buch einen dauernden Platz in der Bücherei der deutschen Familie gewinnen.

Berlin, Oktober 1908.

Rudolf Wagner.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
	Geleitwort	V
1.	Die Schrecken des Krieges	1
2.	Ankunft in Afrika	10
3.	Eindrücke des ersten Vierteljahres	29
4.	Der Garten	53
5.	Die Farm	68
6.	Die Arbeit an den Wochentagen	94
7.	Der Sonntag	113
8.	Über Omaruru nach Karibib	120
9.	Die Bergdamaras oder Klippkaffern	144
10.	Einiges über unsere Bergdamara-Bambusen	176
11.	Erlebnisse mit einer kriegsgefangenen Bergdamara-Familie	192
12.	Unsere Herero-Leute	201
13.	Zur Zeit der Herero-„Perlen“	215
14.	Die Familie Joseph und anderes mehr	226
15.	Drei Feste	235
16.	Der Abschied aus dem sonnigen Südwest	245
17.	Rückblick und Ausblick	250

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Verzeichnis der Abbildungen.

		Neben Seite
Titelbild:	Maria Karow	
Tafel 1:	Militärstation Okombahe. — Wohnhaus des Herero-Kapitäns Michael bei Omaruru	8
Tafel 2:	Offiziersgräber in Omaruru. — Unteroffiziersgräber in Omaruru	9
Tafel 3:	Merckers Ochsenwagen mit Treiber Herero Thomas, Leutnant Jaspersen (Merckers Nachbar) und Friedel Mercker	16
Tafel 4:	Der Bergdamara Claudius als Treiber mit der Swip. — Maultierkarre der Truppe	17
Tafel 5:	Familie Mercker auf der Veranda. — Das Merckersche Wohnhaus in Okombahe	24
Tafel 6:	Das Merckersche Wohnhaus in Okombahe. — Palmen im Okombaher Wäldchen	25
Tafel 7:	Bergdamara-Werft	32
Tafel 8:	Chamäleon. $^1/_{10}$ natürl. Größe. — Feigenkaktus-Hecke mit Herero Pita	33
Tafel 9:	Frau Magda Mercker in einer Riedlaube mit blühenden Winden. — Mein Lieblingsplatz im Merckerschen Garten	56
Tafel 10:	Herero Hans öffnet und schließt die Rieselgräben. — Granatapfelbaum	57
Tafel 11:	Afrikanische Früchte	64
Tafel 12:	125 Meter langes Weinspalier in Merckers Garten. — Die Hereros Hans und Thomas beim Tabakflechten	65
Tafel 13:	Kleinvieh (Bockis) am Stauweiher auf Merckers Farm	80
Tafel 14:	Großvieh im Revier. — Kleinvieh, rechts Fettschwanzschafe	81

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Neben Seite

Tafel 15: Staudamm !Hati-tsaus auf Merckers Farm. Unten Kleinvieh an der „Pütz“ 88
Tafel 16: Kleine Lämmerhirten 89
Tafel 17: Farmhaus Etiro. — Der Bergdamara Treiber Jonas 120
Tafel 18: Ovambo-Korn. — Ovambo-Mädchen Nehoja . . 121
Tafel 19: Bergdamara-Kapitän Cornelius Goreseb vor seinem Hause. — Das Haus des Bergdamara-Kapitäns Cornelius Goreseb 144
Tafel 20: Bau eines Pontocks. — Keetmann mit Frau deutet seine Würfelsteinchen; in der weißen Jacke Samuel, genannt „swarzer Mann“ 145
Tafel 21: Hochzeit des Bergdamara Jakob Narib 160
Tafel 22: Bergdamara-Kinder mit meinen Raritäten. — Heitseeibeb-Grab mit opferndem Bergdamara . . . 161
Tafel 23: Nach der Mittagsmahlzeit auf †Neimabs Werft in Okombahe 176
Tafel 24: Sonntagswäsche auf †Neimabs Werft in Okombahe 177
Tafel 25: Bergdamara-Schule 192
Tafel 26: Herero Pita neben einer rot blühenden Aloe. — Baumfrüchte und Gräser 193
Tafel 27: Unser Küchenmädchen, die Herero Ella. — Hererofrau Carolina 208
Tafel 28: Grab eines getreuen Herero. — Schmucksachen der Hereros 209
Tafel 29: Friedel Merckers Spielgefährten. — Schulfest der Bergdamaras auf Merckers Farm. Wettlauf . . 240
Tafel 30: Missionskirche der Okombaher Bergdamara im Bau. — Kriegsspiel der Bergdamara-Kinder . . 241

Übersichtskarte (am Schluß des Buches).

Erklärung der Schnalzlaute in der Sprache der Bergdamara.

/ Schnalzlaut mit der Zunge an den Vorderzähnen.
† Schnalzlaut mit der Zunge am Gaumen bis oben vor die Zähne.
! Schnalzlaut als Knall, wie beim Aufziehen einer Flasche.
// Schnalzlaut mit umgelegter Zunge, seitwärts nach den Zähnen.
χ Sprich wie ch.
˜ Nasallaut.

(Näheres über Nama-Sprache siehe in Kapitel 9.)

⊞ ⊞ ⊞

1. Die Schrecken des Krieges.

Mit ungläubigem Staunen wurden in Deutschland Mitte Januar 1904 die ersten Nachrichten von dem Aufstand der Hereros aufgenommen. Wer freilich Verwandte und Freunde draußen in Südwest hatte, wie wir, sah mit banger Sorge den weiteren Meldungen entgegen. Mußten wir doch fürchten, daß auch meine Schwester, die mit dem Farmer Mercker in Okombahe bei Omaruru verheiratet ist, mit Mann und Kindern Opfer der Greueltaten geworden sei, von denen die Zeitungen berichteten. Wochenlang war nichts Genaues zu erfahren, man wußte nichts, als daß im Verlauf von wenigen Tagen die Farmer im Norden der Kolonie von den Hereros überfallen und viele deutsche Ansiedler mit ihren Kindern grausam ermordet worden seien. Und da Okombahe im Herzen des Aufstandsgebiets nahe Omaruru lag, so gab es für uns eigentlich keine Hoffnung mehr. Und doch wollten wir nicht glauben, daß auch mein Schwager, ein alter Ansiedler, der bei den Eingeborenen großes Ansehen genoß, von dem Aufstande völlig überrascht worden sein sollte. So hofften wir denn, bis die Nachricht von der wunderbaren Rettung der Okombaher Deutschen der folternden Ungewißheit ein Ende machte. Da erst gestanden wir uns ein, daß wir im stillen eigentlich keine Hoffnung mehr gehabt, aber das Furchtbare voreinander zu verbergen gesucht hatten.

Der allgemeine Gang der Ereignisse, die Entsetzung von

Okahandja und Omaruru durch den tapferen Hauptmann Franke, die monatelangen blutigen Kämpfe, die zur Niederwerfung, ja beinahe Vernichtung der Hereros führten, sind bekannt, denn jeder gute Deutsche muß mit Stolz und Freude auf die Waffentaten unserer tapferen deutschen Soldaten blicken, die der schwergeprüften Kolonie den Frieden wiedergebracht haben.

Die Vorgänge um Okombahe aber sind so bezeichnend für die Entwicklung des Aufstandes und so lehrreich für die Beurteilung des Charakters der Eingeborenen, daß, nebenbei auch zum besseren Verständnis der folgenden Schilderungen, kurz darauf zurückgegriffen werden muß. Das Gebiet von Okombahe war seinerzeit von der deutschen Regierung einem Teil der Bergdamara als Reservat zugewiesen worden. Die Bergdamara waren ehedem von den Hereros unterworfen und in ziemlich harter Sklaverei gehalten worden, der die deutsche Herrschaft ein Ende machte. Ein natürliches Interesse verband also die Bergdamara mit den Deutschen, wenn ihm auch auf seiten der Bergdamara mehr Furcht als Zuneigung zugrunde lag.

Als nun der Aufstand losbrach, erhielten die Bergdamara von ihren ehemaligen Herren die Aufforderung, sich ihnen anzuschließen und die in ihrem Gebiet wohnenden Farmer niederzumachen. Aus Furcht vor den Hereros sind sie unter dem Eindruck der entsetzlichen Greueltaten, die den Aufstand einleiteten, teilweise dieser Aufforderung gefolgt. Auch die unter dem Kapitän Cornelius Goreseb stehenden Okombaher Bergdamara zeigten anfangs zum Teil nicht übel Lust, mitzumachen. Doch der Kapitän Cornelius widersetzte sich energisch diesen Strömungen in seinem Stamm. Ob aus wirklicher Treue gegen die deutsche Regierung oder um erst

zu sehen, wie der Hase laufen würde, sei dahingestellt. Jedenfalls enthielt er sich zu seinem Glück feindseliger Handlungen und unterstützte die Deutschen energisch, sobald er merkte, daß diese nicht ohne Hilfe bleiben würden. Aber wer weiß, wie alles gekommen wäre, wenn nicht das mutige Verhalten der auf die Station geflüchteten Deutschen von Okombahe die Hereros von einem direkten Angriff abgeschreckt und der Siegeszug des Hauptmanns Franke dem Kapitän Cornelius der Kriegspartei in seinem Stamm gegenüber Recht gegeben hätte.

Schließlich konnte man Cornelius seine anfangs unsichere Haltung nicht einmal übelnehmen. Die Bergdamara lebten immer noch in der Furcht vor ihren früheren Herren und mußten deren Rache fürchten, wenn die Deutschen unterlagen. Denn die Eingeborenen hatten natürlich keine Vorstellung von den Machtmitteln des Deutschen Reiches. Die Hereros glaubten wohl selbst die „Stories", die sie unter den Bergdamara über die Wehrlosigkeit der Deutschen verbreiteten. Kaiser Wilhelm, hieß es, denke gar nicht daran, wegen der dortigen Deutschen Soldaten übers Meer zu senden. Und wenn dies sogar der Sohn von Samuel Maharero, der seinerzeit mit anderen Hereros die Berliner Gewerbe-Ausstellung geziert hatte, bekräftigte, so mußte es wohl wahr sein. Ein anderer Herero, der ebenfalls mit dabei gewesen war und warnend von der gewaltigen Truppenmacht, die er in Deutschland gesehen hatte, erzählte, wurde ausgelacht. Es hieß ganz einfach: „Du hast wohl von den Deutschen viel Geld bekommen, daß du solche Lügen erzählst. Soviel Krieger, wie du sagst, gibt's ja gar nicht." Die Hereros sollten bald eines Besseren belehrt werden. Kurz und gut, die meisten Bergdamara, darunter die von Okombahe, hielten sich vom Aufstand fern und stellten sich nach den

ersten Niederlagen der Hereros auf seiten der Deutschen. Und heute bilden sie sich nicht wenig darauf ein und kommen sich ordentlich belohnungswürdig vor.

Als die ersten Anzeichen des Aufstandes durch eine Okombahe berührende Patrouille bekannt wurden, eilte mein Schwager auf seine, einige Stunden vom Wohnhaus entfernt liegende Farm, um sein auf verschiedene Posten verteiltes Vieh zusammenzuziehen. Er hielt zwar wie die anderen Deutschen einen allgemeinen Hereroaufstand für unwahrscheinlich, wollte aber vorsichtigerweise die Viehwächter verständigen und der besseren Kontrolle halber die verschiedenen Viehposten beisammen haben. Vorher vergewisserte er sich auf der Station, wie er sich etwa umherstreifenden Hereros gegenüber zu verhalten habe. Wie wenig man auch dort an einen Aufstand dachte, beweist die ihm erteilte Mahnung, ja nicht zu schießen.

Auf der Farm traf mein Schwager bereits bewaffnete Hereros, die sich in auffälliger Weise herumdrückten und seiner Aufforderung, die Farm zu verlassen, Widerstand entgegensetzten, und eine andere Bande versuchte, Vieh wegzutreiben. Schüsse wurden gewechselt, und mein Schwager konnte nicht mehr im Zweifel sein, wie die Sache stand. Sein eingeborener Begleiter verschwand und ließ ihn allein. In steter Lebensgefahr, ohne genügende Munition, verbrachte Mercker mehrere Tage und Nächte allein auf der Farm. Schließlich gelang es ihm, wenigstens einen Teil seines Viehs den Hereros abzujagen und sich mit diesem nach Okombahe durchzuschlagen. Dort hatte man die Schüsse gehört und ihn bereits für verloren gehalten. Die Deutschen, auch meine Schwester mit den Kindern, waren mittlerweile zuerst ins Missionshaus, dann auf die Station geflüchtet.

Die Stationsbesatzung, darunter mehrere Ansiedler als Reservisten, war auf Befehl nach Omaruru geritten. Sie bestand daher nur noch aus einem einzigen Soldaten. Wenige Meilen entfernt, in der Richtung auf Omaruru, hatten sich zahlreiche Hereros gesammelt. Fort und fort sandten sie Boten an den Bergdamarakapitän Cornelius, die Deutschen zu ermorden, und diese lebten in beständiger, angstvoller Erwartung eines Überfalls durch die Hereros. Am dritten Tage erschien endlich Mercker, der Totgeglaubte, wohlbehalten mit seinem Vieh jenseit des Omaruru und wurde jubelnd begrüßt und herübergeholt. Tags zuvor waren unerwartet die Reservisten mit dem Sergeanten Josefowski aus Omaruru zurückgekehrt. In einem Gewaltmarsch hatten sie sich durch die Linie der Hereros in der Nacht durchgeschlichen, um den Familien wieder zu Hilfe zu eilen.

Nun war die Station doch nicht ganz wehrlos. Sechs waffenfähige Männer konnten schon etwas ausrichten. Energisch wurde sofort daran gegangen, sie in verteidigungsfähigen Zustand zu versetzen. Die Mauern wurden ausgebessert, Brustwehren von Steinen, Sandsäcken und mit Sand gefüllten Kisten wurden hergestellt, und nach schweren Anstrengungen war am Abend die Station zum Empfang der Hereros bereit.

Inzwischen hatte die kleine Besatzung noch Zuwachs erhalten. Nichts ahnend von den Ereignissen, kam der alte Okombaher Ansiedler Erdmann mit seiner Ochsenkarre angefahren. Er hatte unbehelligt die Linien der Hereros passiert und überhaupt noch nichts von dem Aufstand erfahren. Denn da niemand wußte, wo er sich aufhielt, hatte man ihm keine Warnung zugehen lassen können. Nun war er wie durch ein Wunder zufällig zur schützenden Station

gelangt und beteiligte sich sofort an den Verteidigungsarbeiten. Sein Wagen vervollständigte die Wagenburg, die vor der Station aufgefahren war und bei den Hereros den Glauben erweckte, daß die Station auf irgend eine unerklärliche Weise eine ansehnliche Verstärkung erhalten habe. Später erfuhr man, daß diese Einbildung die Hereros von einem für die Nacht bereits geplanten Überfall abgehalten habe. Leider ist Erdmann einige Zeit darauf den Hereros doch noch zum Opfer gefallen.

Tage folternder Ungewißheit folgten. Täglich erhielt Kapitän Cornelius von den Hererohäuptern Aufforderungen, die Weißen von Okombahe umzubringen, wenn nötig durch Gift. Ein Glück für die Besatzung, daß er treu blieb. Boten, die nach Omaruru gesandt wurden, fielen entweder den Hereros in die Hände oder kehrten unverrichteter Sache zurück. Es war rein nichts zu erfahren und nur regelmäßiger Kanonendonner aus der Richtung von Omaruru zeigte, daß der Aufstand seinen Fortgang nahm. Diese Unsicherheit war um so schlimmer, als auch die Bergdamara schwierig wurden und nicht übel Lust zeigten, doch noch zu den Hereros überzugehen. Die Lage von Okombahe spitzte sich zu.

Da kam Hilfe in der Not in Gestalt von zwei Boten, die aus Swakopmund die Postsachen für einen in der Nähe ansässigen, mittlerweile ermordeten Farmverwalter ablieferten und wunderbarerweise den Hereros entgangen waren. Die in dem Postbündel enthaltenen Zeitungen brachten endlich Kunde von den in Swakopmund bereits eingetroffenen und noch unterwegs nach Swakopmund befindlichen Verstärkungen. Diese freudigen Nachrichten wurden den Bergdamara nicht vorenthalten. Wie klein diese plötzlich wurden! Es war aber auch die höchste Zeit, denn Kapitän Corne-

lius hätte seine Leute, wie er nachher gestand, nicht mehr länger von Feindseligkeiten zurückhalten können. Wieder verging eine Reihe von Tagen, ohne daß etwas Nennenswertes zu erfahren gewesen wäre. Immerhin war durch die Zeitungsnachrichten die Treue der Bergdamara merklich gestärkt und die Lage der Station gebessert. Bei einem Überfall der Hereros hätten jene sich auf die Seite der Deutschen gestellt, und das wußten die Hereros. Einmal wurden von den Bergdamara mehrere Spione aufgebracht. Nach einer gehörigen Tracht Prügel wurden sie wieder fortgejagt. Ein andermal traf ein eingeborener Frachtfahrer ein, der Bier für Karibib geladen hatte. Er war unterwegs von den Hereros überfallen und ausgeplündert worden. Unter dem Schutz der nun folgenden allgemeinen Betrunkenheit hatte er sich mit dem Rest seiner Ladung, fünfzig Kisten Bier, aus dem Staube gemacht und glücklich Okombahe, seine Heimat, erreicht.

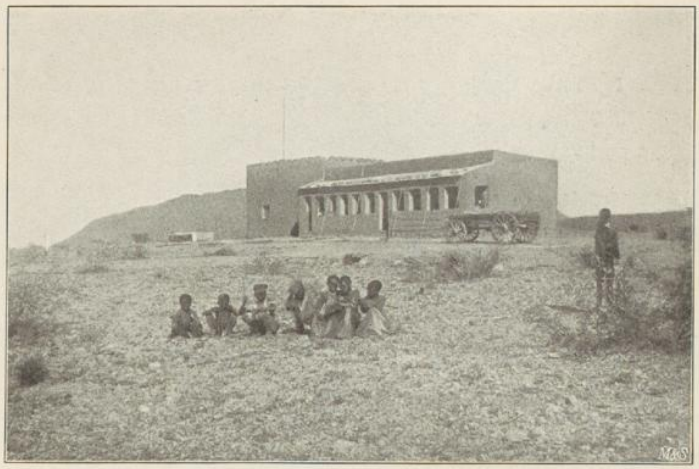
Endlich, am 4. Februar, nach dreiwöchiger Gefangenschaft, erscholl von Omaruru her stärker werdender Geschützdonner. Also mußte wohl etwas im Werke sein. Am nächsten Morgen führte der Omarurufluß Hereroleichen mit sich. Und bald kam die Nachricht, daß Omaruru entsetzt sei. Sofort ging dorthin eine Patrouille ab. Am Nachmittag traf ein Bote von dem Distriktschef von Karibib, Oberleutnant Kuhn, ein, der Verstärkung aus Omaruru versprach. Einige Tage nachher kehrte die Patrouille zurück, ganz erfüllt von den Heldentaten der Kompagnie Franke, und einige Tage später erschien „der Held von Omaruru" selbst mit seiner Kompagnie in Okombahe, jubelnd begrüßt von der geretteten Besatzung. Und nun war auch den Bergdamara ihr Standpunkt völlig klar.

Von den folgenden Ereignissen, dem Entscheidungskampf am Waterberg, der allmählichen Niederwerfung der Hereros,

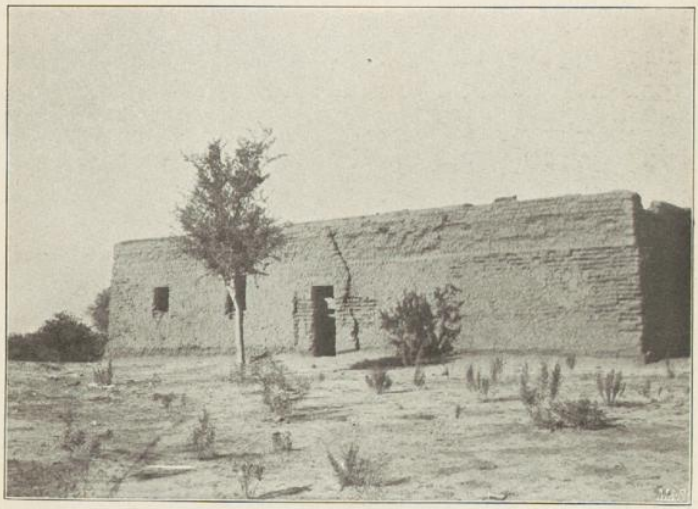
war in Okombahe wenig mehr zu spüren. Zunächst herrschte auf dem Platz verhältnismäßige Ruhe. Mein Schwager konnte daher seine Familie dem Schutz der Bergdamara anvertrauen und sich als Frachtfahrer betätigen. Später allerdings, als die waffenfähigen Männer des Platzes sich der Truppe angeschlossen hatten und nach der Schlacht am Waterberg zerstreute Hererobanden die Gegend unsicher machten, erschien es ihm geraten, Frau und Kinder nach Swakopmund zu retten und mit dem nächsten Dampfer in die Heimat zu senden. Er selbst konnte das Land nicht verlassen, so schwer es ihm wurde, meine unter den Nachwirkungen der Aufregungen und Anstrengungen während der letzten Wochen schwer leidende Schwester nicht begleiten zu können. Die Heimkehr war für meine Schwester ein Leidensweg, und kurz nach ihrer Ankunft in der Heimat blieb ihr der bittere Schmerz nicht erspart, ihr jüngeres, ein halbes Jahr altes Kind verlieren zu müssen.

Mein Schwager kehrte nach einiger Zeit auf die Farm zurück, die inzwischen von seinem Angestellten, Herrn Komanz, unter beständiger Lebensgefahr verwaltet worden war. Der größte Teil des Viehbestandes war mittlerweile bei mehrfachen Überfällen durch die Hereros verloren gegangen, und verschiedene Viehwächter mit ihren Familien waren ermordet oder übel zugerichtet worden. Trotz der schweren Zeiten hielt Mercker aber seine schwarzen Leute, die sonst brotlos gewesen wären, zusammen, und später kam ihm dies bei Wiederaufnahme der friedlichen Arbeit zugute, als überall auf den Farmen die Arbeitskräfte sehr knapp waren.

Als ich einige Monate später, Januar 1905, mit meiner wiedergenesenen Schwester in Südwest eintraf, war das Schicksal der stolzen Hereros besiegelt und die Farmwirtschaft dank der Unterstützung der Regierung mit Beutevieh wieder



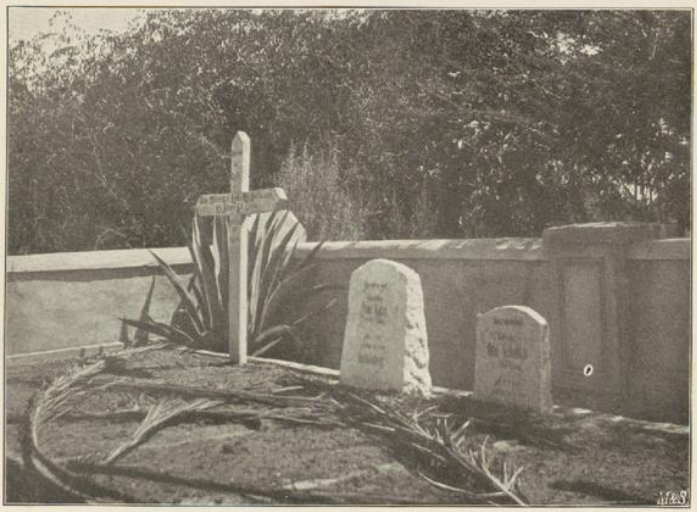
Militärstation Okombahe.



Wohnhaus des Herero-Kapitäns Michael bei Omaruru,
Schauplatz des heißesten Kampfes am 4. Februar 1904.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Offiziersgräber in Omaruru.
Im Hintergrunde Fräulein Dannert.



Unteroffiziersgräber in Omaruru.

in vollem Gange, wenn auch mit beschränkten Mitteln. Mit frischem Mut bauten die Farmer wieder auf, was die Hereros in frechem Übermut zerstört hatten. Und bald stellten sich die einst so hochmütigen Hereros notgedrungen zur Arbeit ein. Jedem Ansiedler wurden auf Wunsch von der Regierung aus den Gefangenenlagern Hererofamilien als Arbeiter überwiesen. Die Bergdamara waren weniger denn je zur Arbeit zu haben, sie fühlten sich als Retter des Vaterlandes.

Wie die ehemaligen Herren des Landes, die Hereros, allmählich an nützliche Arbeit sich gewöhnen, wie unter der fleißigen Arbeit unserer Ansiedler neues Leben aus den Ruinen zu blühen beginnt, das sollen meine anspruchslosen Schilderungen vom Tagewerk eines deutschen Farmers zeigen. Namentlich will ich auch den deutschen Frauen und Mädchen, die ihr Glück in Deutsch-Südwest suchen wollen, schildern, welcher Art die Aufgaben sind, die ihrer drüben harren. Denn nicht zum wenigsten vom Walten der Hausfrau hängt das Gelingen der Arbeit des Ansiedlers ab. Nur mit Hilfe der deutschen Frau wird sich an unserer Kolonie das Dichterwort bewahrheiten, das ich über meine Aufzeichnungen gesetzt habe:

O, holder Friede, reich an Lust,
Süß labt dein Segen jede Brust! —
Wo sonst der Fuß des Kriegers trat,
Wallt lachend nun die goldne Saat!

2. Ankunft in Afrika.

Sehnsüchtig hatte meine Schwester schon lange nach dem Lande ausgeschaut. Nach monatelanger Trennung konnte sie endlich mit ihrem dreijährigen Bübchen, unserem Friedel, zu ihrem Gatten zurückkehren. Auch ich sah mit begreiflicher Ungeduld dem Lande entgegen, in dem ich einige Jahre wirken sollte.

Nach stürmischer, zweiunddreißigtägiger Fahrt traf unser kleiner „Gouverneur" der Ostafrika-Linie am 22. Januar 1905 endlich auf der Reede von Swakopmund ein. Wir mußten lange warten, bis vom Strand aus das Signal zum Landen gegeben wurde. Bald kam eine kleine Pinasse in Sicht, die uns aufnehmen sollte. Der Dampfkran trat in Tätigkeit, wir wurden einzeln im Korbstuhl hinabgelassen, schwebten eine Weile zwischen Himmel und Wasser und gelangten mit einem kräftigen Ruck in das unten wartende Fahrzeug.

Der Seegang war für Swakopmunder Verhältnisse ziemlich günstig. Trotzdem wurde unsere kleine Pinasse in den schäumenden Brechern der tosenden Brandung böse auf und nieder geworfen. Auf die Ostsee war ich an manchem stürmischen Tage in kleinem Boot mit hinausgefahren, ohne ein Gefühl von Bangigkeit zu empfinden, aber beim Anblick dieser kurzen, ruckweise rollenden, gewaltig rauschenden Wogen wurde mir ganz unheimlich zu Mut; besonders wenn wir uns zwischen zwei hohen Wellenbergen befanden, die

jede Aussicht versperrten und über uns zusammen zu schlagen drohten. Doch unser winziges Dampfboot, das von kundiger Hand sicher durch die aufspritzenden, wühlenden Wassermassen geführt wurde, erreichte nach etwa halbstündiger Fahrt wohlbehalten das Ufer.

Mein Schwager Mercker erwartete uns auf der Mole, er hatte schon den ganzen Tag nach dem Dampfer ausgespäht.

Vom 23. bis 25. Januar blieben wir zunächst in Swakopmund, der Hafenstadt unserer Kolonie. Hier hat deutscher Fleiß Bedeutendes geschaffen. In den größten Geschäftshäusern, in denen man so ziemlich alles bekommt — vorausgesetzt natürlich, daß man einen reich mit Goldstücken gespickten Geldbeutel mit sich führt —, erledigten wir unsere Besorgungen. Dann statteten wir mehreren Familien Besuche ab. Mit der Besichtigung von Swakopmund, dessen deutsche Einwohner ungefähr 1800 zählen, waren wir bald fertig.

Landschaftlich kann man sich, wenn man soeben von Deutschland kommt, kaum etwas Öderes als diesen Ort denken. Alles in bräunlichem Ton: Sand, Sand, Sand. Selbst die kleinen hübschen Villen und ansehnlichen Häuser stehen verstaubt da. Die wenigen Bäume und Pflanzen, die hin und wieder in den Vorgärten ein trauriges Dasein fristen, bedeckt eine bräunliche, sandige Schicht.

Die braune Farbe schien überhaupt vorzuherrschen, denn sogar die langen Zeltreihen, Magazine, Lazarette des Militärs, in deren Umgebung emsiges Leben herrschte, waren braun in braun gehalten. Die samtartigen Kord- und leichten Khaki-Uniformen mit hohen Reiterstiefeln, ebenfalls braun, kleiden unsere Soldaten gut, besonders der große Südwester

mit linksseitig aufgeschlagener Krempe, der den jugendlichen Gesichtern Ausdruck gibt.

Damals hatte ich noch keine Ahnung von den großen Gefahren, Entbehrungen, Strapazen, denen diese jugendfrischen deutschen Krieger entgegengingen. Wie mancher von ihnen war dem sicheren Tode geweiht oder holte sich durch qualvolle Krankheiten und schwere Verwundungen ein Siechtum fürs ganze Leben. Wie tapfer hat jeder der Schutztruppler in den schweren Gefechten und auf gefahrvollen Patrouillenritten seinen Mann gestanden. Je genauer ich später unsere Kolonie kennen lernte, umsomehr bewunderte ich ihre hervorragenden Leistungen.

In Swakopmund traf man auch überall Farbige der verschiedenen Volksstämme der Kolonie an. Vereinzelt hatte ich sie allerdings schon in Deutschland gesehen, indessen machten sie mir in ihrem Heimatlande einen völlig anderen Eindruck.

Den Hereros, die ja daheim seit Ausbruch des Krieges wohl am meisten bekannt geworden sind, wandte sich natürlich mein Hauptinteresse zu. In Swakopmund waren viele von ihnen als Gefangene, die mitunter zu Arbeiten herangezogen wurden oder umherlungerten, aber unter militärischer Aufsicht standen.

In Südwest gehört der Januar zur heißesten Zeit des Jahres. Die Luft zitterte und flimmerte vor Hitze. Unsere bedauernswerten Augen fühlten sich arg geblendet, entzündeten sich und begannen zu schmerzen. Sogar der Erdboden — alles Sand, in dem wir beim Überschreiten tief einsanken — schien glühend heiß zu sein.

In der Morgenfrühe des 25. Januar fuhren wir neun Stunden mit der Otavi-Bahn landeinwärts. Bei Tages-

grauen war es infolge des Seenebels empfindlich kalt und feucht, tagsüber litt man unter unerträglicher Gluthitze.

Da die Bahnstrecke noch nicht vollständig fertiggestellt war, gab es auch noch keine Personenwagen. Damen waren auf dieser Linie überhaupt noch nicht befördert worden. Immerhin war die Bahnfahrt auf dieser Durststrecke einer dreitägigen Reise im Ochsenwagen, ohne Wasser und Futter für die Tiere, vorzuziehen.

Wir mußten schon froh sein, daß uns ein Fahrschein berechtigte, auf einem kleinen, schmalen Güterwagen Platz zu nehmen. Dieser war keineswegs leer, sondern mit einer meterhohen Lage loser Schienenschrauben gepolstert. Daß diese eigenartige Sitzgelegenheit zur Bequemlichkeit beitrug, kann ich gerade nicht behaupten. Bei jeder Kurve glaubte man von seinem wackligen Sitz geschleudert zu werden. Das konnte sehr leicht geschehen, da sich der Zug in dem wechselnden Gelände recht unruhig dahin schlängelte. Lag eine besonders schwierige Strecke hinter uns, so hielt der Zugführer auf freiem Felde an und rannte an den Wagen entlang, um sich zu überzeugen, ob er auch niemand verloren hatte. Fand er uns unversehrt und vollzählig, so ging's rasselnd weiter, bis sich das gleiche Schauspiel wiederholte.

In diesem offenen Wagen waren wir den sengenden Sonnenstrahlen erbarmungslos preisgegeben. Wer die afrikanische Glut noch nicht verspürt hat, kann sich kaum eine richtige Vorstellung von der Trockenheit der heißen Luft machen. Eine Tafel Schokolade, die wir essen wollten, schmolz mir in der Hand. Bald brannte uns die Haut von Gesicht und Händen herunter. Friedel, der arme Junge, sah aus, als ob bei ihm die Gesichtsrose ausgebrochen sei. Die Lippen begannen spröde und rissig zu werden, der Durst wurde zu-

nehmend qualvoller, obgleich wir genug erfrischenden Kaffee mit uns führten.

Anders 3½ Jahre später bei meiner Rückfahrt. Da konnte ich in einem richtigen Personenwagen fahren, wie in Deutschland, und auf allen Stationen war für Speise und Trank gut gesorgt.

Die Bahnstationen, an denen wir vorüberkamen, kleine Wellblechhäuser, lagen vereinsamt, ohne Leben. Weder Strauch noch Blume wollten vor den Wohnungen gedeihen. Nur vereinzelte Agaven oder Aloes standen traurig verstaubt in der Eintönigkeit einer sandigen Ebene. Einige zugelaufene, nackte Hererokinder tummelten sich zwischendurch umher und verrichteten leichte Bambusendienste. Unterwegs trafen wir viele Soldaten, die sich von Swakopmund aus auf dem Vormarsch nach dem Kriegsschauplatz befanden, und zuweilen Telegraphenbeamte, die grüßend ihre Hüte schwenkten.

Ein Herr, den wohl die Neugierde trieb, machte sich uns bekannt. Nachdem er Afrika, in dem er schon lange heimisch zu sein schien, mit Begeisterung gepriesen hatte, wandte er sich zu mir und äußerte: „Nicht wahr, gnädiges Fräulein, wenn Sie von dieser Bahnfahrt in der Heimat erzählen würden, glaubt Ihnen doch sicher niemand. Aber warten Sie nur ab, denn auch Sie werden bestimmt dieses Land noch kennen, schätzen, lieben lernen und sich niemals nach Deutschland zurücksehnen."

Während der ersten zehn Meilen hatten wir eine unbeschreiblich öde Strecke durch den Dünengürtel zurückzulegen. So weit das Auge reichte, war weder Pflanze noch Baum zu sehen, nur bräunlicher Sand, grauweiße Dünen und kahles Gestein. Ich dachte an die heimatlichen Gebirge und Wälder,

die fruchtbaren Gefilde — und seufzte. Sollte etwa ganz Südwestafrika so farblos eintönig aussehen?

Doch nein: schon wurde in weiter Ferne das erste, ersehnte Grün sichtbar. Von nun ab änderte sich das Bild vor uns. Wir hatten die Namib überwunden. Milchbüsche fallen zuerst auf, überaus giftige, binsenartige, graugrüne Sträucher, denen man sich mit Vorsicht nahen muß, da jede Verwundung eine Eiterung hervorruft. Auch Tieren, die ihnen zu nahe kommen, geht es nicht besser; sie können sogar blind werden, wenn der Milchbusch ihr Auge streift. Ein Soldat, der ein Stückchen davon kaute, hätte beinahe seine Unvorsichtigkeit mit dem Leben bezahlt, wenn nicht Gegenmittel angewandt worden wären.

Spärlich rankt sich im trockenen Sande eine gelbe, bittere Melone, die im höchsten Notfall verhungernden und verdurstenden Ochsen Futter und Wasser ersetzen kann. Immer mehr Buschwerk aus den verschiedensten Dornenarten, hochstämmige Aloe, Kakteen, Kandelaber-Euphorbien, Gras, Weidegründe beleben von nun an die Aussicht.

Unsere Bergdamara-Leute erwarteten uns bereits auf der Station, auf der wir die Bahn verlassen wollten. Zur Begrüßung reichten sie uns freundlich lächelnd ihre schwarze Rechte. Mich betrachteten sie neugierig.

Für die nächsten Tage sollte uns nun der Ochsenwagen aufnehmen und weiter befördern. Solch ein großer Zeltwagen sieht eigentlich mehr einer rollenden Wohnung ähnlich; birgt er doch alles, was man auf einer Reise durch ganz unbewohnte Landstriche braucht.

Vorn auf dem Wagen steht eine größere Kiste (Vorkiste), welche die nötigsten Eßwaren und Wertgegenstände unter Verschluß hält. Die inneren Seitentaschen beherbergen

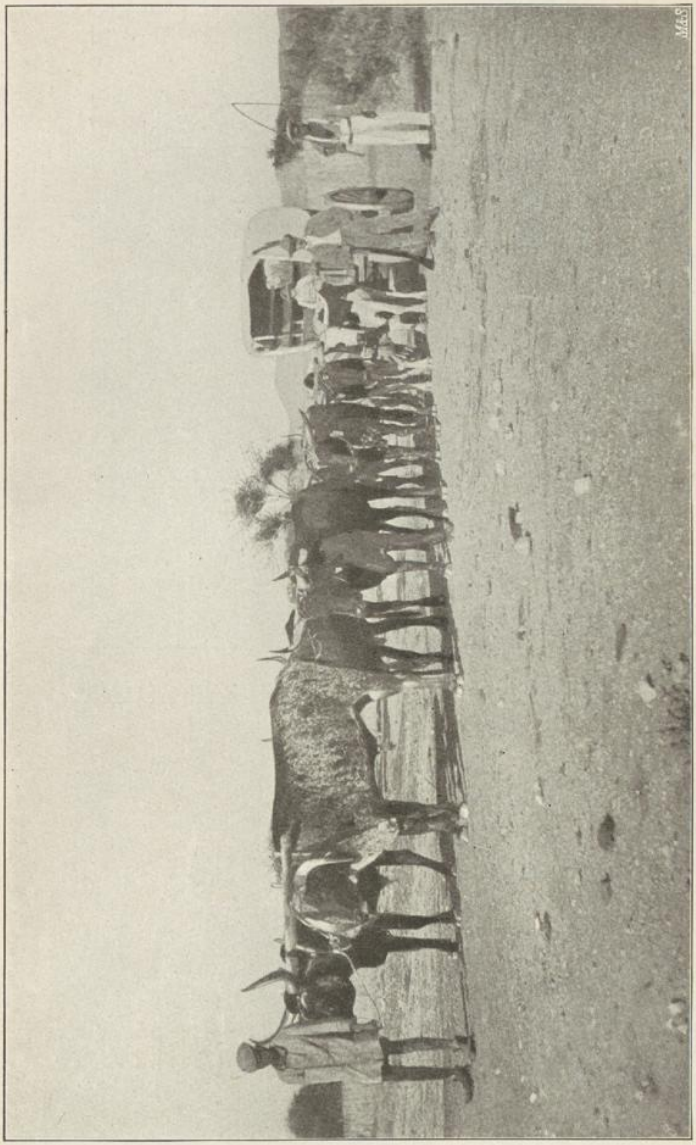
Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

unsere Toilettengegenstände, Bücher, Zeitungen und einige Flaschen mit Kaffee. Oben seitwärts hängt der kleine Wassersack, der aus dichtem Leinen gefertigt ist und durch die Verdunstung im Luftzug eiskalt wird. Außen in den Seitenkisten werden das Eßgeschirr und einige Kochgeräte untergebracht. Unterm Wagen sind Eimer, Beile, Spaten, Handwerkszeug und ein Blechgefäß mit Wagenschmiere befestigt; Gegenstände, die man unterwegs nötig braucht. Hinten auf dem Wagen stehen Wasserbehälter, die an jeder Wasserstelle neu gefüllt werden müssen.

Vergnügt kletterten wir ins Wagenhaus hinein, suchten uns zwischen Frachtkisten und Säcken ein geeignetes Plätzchen aus, das wir uns durch Decken und Kissen möglichst behaglich gestalteten, und lustig ging die Reise vorwärts.

Eine Droschke erster Klasse ist so ein Ochsenwagen gerade nicht. Aber man weiß seine Vorteile, vor allem seine Dauerhaftigkeit doch bald zu schätzen.

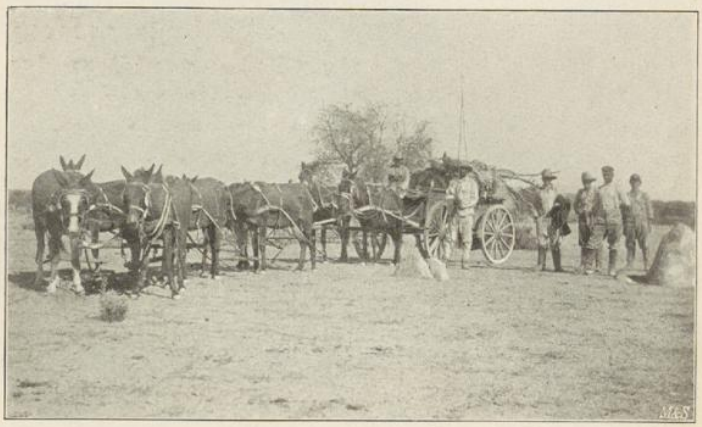
An der Deichsel ist eine lange, eiserne Kette befestigt, an der in bestimmter Entfernung die Joche der zwanzig, paarweise einherschreitenden, lang- und breithörnigen Damara-Ochsen befestigt sind. Der Tauleiter führt die Vorderochsen, die gleich den Hinterochsen (letztes Paar) besonders starke Tiere sein müssen. Um die Hörner der Vorderochsen ist ein Riemen geschlungen; er bildet auf diese Weise einen Zügel, an dem beide Tiere geleitet werden. Tadellos eingefahrene Ochsen finden den Weg auch ohne Tauleiter. Geht's bergab, so schlenkert der Führer mit dem Riemen hin und her. Der Treiber schwingt die Swip — eine 4 Meter lange Bambusrohrpeitsche, die er mit beiden Händen festhält — über allen Ochsen, eine schwere, anstrengende Arbeit, die große Gewandtheit sowie eine gute Gesundheit erfordert. Zwei andere



Merckers Ochsenwagen mit Treiber Herero Thomas, Leutnant Jaspersen (Merckers Nachbar) und Friedel Mercker.

Tafel 4.

Der Bergdamara Claudius als Treiber mit der Swip.



Maultierkarre der Truppe.

Schwarze gehen nebenher, um die Ochsen unter andauerndem Geschrei, Stockschlägen und Hieben mit der Karbatsche (kleine Peitsche) anzufeuern.

Jeder Ochse hat seinen Namen, auf den er folgt. Fortwährend hörte man die ermunternden, lauten holländischen Zurufe: „Blomsand (Blumensand) satt, Ringhals werk, Trikoll (Drei Kohlen) treck, Winkelmann, Mitternacht, satt jille Osse (zieht an Ochsen), Bandam at tatt—ta—ta“ usw. Dann fielen die Wagenleute wieder in ihrer Namaqua-Sprache ein: „†noubi, †noubi“ (schlagt ihn, schlagt ihn). Dazwischen erscholl der Knall der langen Swip so hart, daß uns die Ohren gellten, die Ochsen bekamen einen solchen Schreck, daß sie munterer anzogen; denn sie fürchten sich vor den blutrünstigen Striemen, die ihnen sonst diese große Peitsche beibringt. Folgten sie aber, so ging die Swip über sie hinweg. Sollte gehalten werden, so drehte sich der Tauleiter vor den Ochsen um, gab mit lebhafter Bewegung das Zeichen durch Erheben und Winken seines Armes, während alle anderen in langgezogenen Tönen „aanhou ———“ (anhalten) riefen und einen gedehnten Pfiff folgen ließen. Standen die Ochsen dann noch nicht, so wurden ihnen Steinchen an die Hörner geworfen, worauf sie sogleich begriffen. Gleichzeitig wurde die Bremse festgedreht. Unser Tauleiter war Gabriel, ein ganz possierlicher kleiner Kerl. Ich mußte oft lachen, wenn ich ihn vorn, kräftig am Leittau ziehend, eifrig einherschreiten sah, oder wenn er einen Zank mit den Ochsen hatte. Claudius !Gunthe, in seiner Art eine ganz hübsche, schlanke, geschmeidige Erscheinung, war Treiber und hatte als solcher die Verantwortung für die Fahrt. Der urwüchsige Arisib, Merckers langjähriger Hirte, war Ochsenwächter, und der ewig lachende Samuel uns zur Bedienung beigegeben.

Trotz der Schwerfälligkeit und der vielen Hindernisse, die sich auf einer Fahrt in ungeebneten afrikanischen Wegen überall entgegen stellen, legt der 5 Meter lange Ochsenwagen, der gegen 100 Zentner befördert, etwa 4½ Kilometer in der Stunde und 30 Kilometer am Tage zurück.

Mit unbarmherzigem Rütteln und Schütteln wurden wir im Wagen umher geworfen; Püffe und Stöße gab es mehr als uns lieb war. Unaufhörlich ging's über Stock und Stein. Es war nichts Ungewöhnliches, wenn ein Rad einen besonders großen Stein übersprang und unser schwerfälliges Gefährt bedenklich ins Schwanken geriet. Einmal gab es sogar einen so gewaltigen, krachenden Anprall, daß ich glaubte, der Wagen müsse in Stücke gegangen sein. Hier in tiefster Einsamkeit am einzigen Beförderungsmittel Schaden nehmen, dachte ich mir höchst fatal. Aber glücklicherweise ging es ohne gebrochene Räder und Deichsel ab, deren Ausbesserung nicht geringe Schwierigkeiten verursacht hätte.

Wir kamen aber auch durch sehr weiche Stellen, die wasserleeren Reviere, die nur zur Regenzeit vorübergehend Wasser führen. Tief sanken die hohen Räder in den Sand. Mit niedergebeugten Köpfen zogen die Ochsen unter Anspannung aller Kräfte. Der Treiber überschrie sich, die anderen Schwarzen halfen mit ohrengellendem Geschrei, mit Stößen und Schlägen nach. Die Swip zog lange Streifen über das staubige Fell der armen Tiere, die pustend und schnaufend ihr Bestes taten. Einmal stockte der Wagen, das Geschirr der Ochsen war in Unordnung geraten. Schlapp gewordene Ochsen mußten ganz ausgespannt werden, andere wurden miteinander ausgewechselt. Von neuem wurde auf die Tiere losgeschrieen und geschlagen. Jedem Tierfreund mußte dies eigentlich ein unangenehmer Anblick sein. Trotz-

dem sah ich ein, daß es sein mußte und wirklich nicht anders ging. Waren wir einmal ganz festgefahren, so mußte ein Teil der Fracht abgeladen werden, ehe es den bedauernswerten Tieren gelang, die Last herauszubekommen. Solch Ab- und Aufladen der schweren Fracht ist natürlich sehr zeitraubend. Mitunter stiegen wir bei dieser Gelegenheit lieber vorher ab, um den geplagten Tieren ihre Last wenigstens einige Zentner leichter zu machen.

Es ereignete sich auch, wenn die Leute in der Dunkelheit nicht aufpaßten, daß wir vom Wege abkamen und derart in das Buschwerk hineingerieten, daß sich der Wagen weder vorwärts noch rückwärts bringen ließ, und dann beim Scheine eines brennenden Holzscheites, durch Spaten, Beile, Sägen das unliebsame Hemmnis beseitigt werden mußte.

Ursache eines Festfahrens konnte auch das versäumte Bremsen werden. Bei ungünstiger „Pad“ (Fahrstraße), wenn es besonders holprig bergab über „Klippen“ (Felsblöcke) ging, mahnte rechtzeitig vorn der Tauleiter „remm“; worauf der Treiber weiter „remmre“ rief. „Remm aah, ah——“, antwortete der Ochsenwächter, der hinten auf dem Wagen hockte, aber aus reiner Faulheit einmal die Bremse überhaupt nicht festdrehte. So sauste der Wagen ungehindert die gefährliche Stelle hinab, in allen Teilen knirschend, knackend, in die erschreckten Ochsen hinein. Nur gut, daß kein Tier bei der wilden Fahrt gestrauchelt war, sonst hätte der schwere, in voller Schnelligkeit rollende Wagen bestimmt Schaden angerichtet. Mein Schwager war ärgerlich auf die unachtsamen Leute. Tauleiter und Treiber schimpften vereint auf den schuldigen Schwarzen, der die Remme bedienen sollte und sich nun in allerhand Ausreden erging.

Das ewige Anrufen, Rütteln, Lärmen, Gestoße er-

müdete doch sehr; ich träumte mich in die Gefühle eines Gummiballes hinein und schlief schließlich ein.

Ungefähr alle vier Stunden wurde Rast gemacht, wenn es gerade mit Gras und Wasser gut paßte. Die Leute spannten dann die müden Ochsen aus, trieben sie zum Wasser oder auf die Weide, suchten Holz, holten Wasser und hockten sich dann im Halbkreis an ihr aufflackerndes Feuer, ziemlich in der Nähe unseres Wagens. Bald brodelte in ihrem großen, dreifüßigen Eisentopfe Reis mit Fleisch. Daneben summte im Kessel der reich mit Zucker versüßte Kaffee. Diese Ruhepausen, in denen sie sich ihren Magen ordentlich anfüllen oder, wie sie sich im Burenholländisch ausdrückten: „Die Penz banje full frett" (den Leib sehr voll fressen), das höchste der Gefühle bei den Eingeborenen, waren bei ihnen sehr geschätzt. Um die Gemütlichkeit zu erhöhen, rauchten sie aus kleinen, kurzen Pfeifen. Bald war ihre „Kost" abgekocht, die sie mit sichtlichem Behagen sehr langsam verzehrten.

Auch Samuel hatte uns inzwischen mit Büschen einen Platz von Stechgras und Kletten sauber gefegt, eine Decke ausgebreitet, die großen, bequemen Madeiraſtühle vom Wagen geholt, von Kisten einen Tisch zurecht gebaut, auf dem eine Serviette das Tischtuch vertrat, ein Feuer angezündet, Töpfe herangerückt, in denen schnell ein einfaches Essen hergestellt wurde. Obgleich unterwegs mit der Zubereitung der Gerichte nicht viel Umstände gemacht werden konnten, tat schließlich der Hunger seine Schuldigkeit.

Die Eingeborenen lagen in beschaulicher Ruhe da und beobachteten uns aufs genaueste. Keine Bewegung oder Miene entging ihnen. Sie mußten ja Stoff sammeln, um später ihren Angehörigen am heimischen Feuer spannende Berichte liefern zu können.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Am meisten Spaß machte ihnen Friedel, der den tiefschwarzen Samuel: „Du swarzer Mann“ angeredet hatte. Fröhliches, lustiges Lachen, schnalzende Laute ihrer eigenartigen Namaqua-Sprache schallten zu uns herüber. Seitwärts stand Samuel; er wusch sich Gesicht und Hände und rief Friedel neckend und lachend zu: „Ja, sieh nur, bei mir hilft das Waschen nichts, ich bleibe ja doch ein »swarzer Mann«.“

Mich erinnerten die Tage „auf Pad“ lebhaft an das Leben der Zigeuner.

Die Temperatur der Luft ist in Südwest erheblichen Schwankungen unterworfen. Nachts war es empfindlich kalt, zuweilen wehte sogar ein eisiger Wind. Wir vermummten uns daher gern in Decken und Mäntel und freuten uns, wenn ausgespannt wurde, weil wir uns dann am Lagerfeuer erwärmen konnten.

Traumverloren sah ich den sprühenden roten Funken nach, wenn das Feuer knisternd, lustig emporschlug. Eine dampfende Tasse Kaffee erzeugte sogleich ein Gefühl der Behaglichkeit. Mir war das Reisen durch die Wildnis so neu, so fremd.

Mein Schwager, der entweder auf der Vorkiste saß und nach etwa nahenden Gefahren ausschaute, die Ochsen anrief, beobachtete oder nebenher lief und sie antrieb, bereitete sich, sobald Halt gemacht wurde und wir gegessen hatten, unter dem Wagen eine Lagerstätte, auf der er auch sofort erschöpft einschlief. Wie sonderbar kam es mir vor, daß die Gewehre so sorglich gehütet und stets bereit gehalten wurden. Diese Vorsicht galt nicht allein den wilden Tieren; ein kleiner Überfall von seiten umherschweifender Herero war keineswegs völlig ausgeschlossen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Von besonderer Eigenart sind die Abende unterwegs „auf Pad". An hell lodernden Feuern die Eingeborenen; ihre schwarzen Gestalten hoben sich neben der roten, leuchtenden Glut silhouettenhaft ab. Auf der fremden uns umgebenden Landschaft ruhte weiche Luft. Ein schwacher Windhauch, der die hohen Baumkronen leicht bewegte, brachte den zarten Hauch duftender Blüten mit sich. In den verschiedenartigen Dornenbüschen huschten die Reflexe des Mondes, der am tiefblauen Himmel seine Bahn zog und dessen mildes Licht sich friedlich über allem ausbreitete. Über uns wölbte sich wolkenlos der herrliche, afrikanische Himmel mit seiner leuchtenden, funkelnden Sternenpracht. Das Kreuz des Südens erstrahlte in gewohnter Schönheit. Ich empfand die ganze Milde einer balsamischen Tropennacht, die Stille der menschenleeren Natur, die jedem so feierlich, erhaben, gewaltig, rätselhaft erscheint. Nur zuweilen erschreckte mich das Geheul der Hyänenhunde oder das Gekläff der Schakale, zumal da mit dem Ruf der letzteren sich die Herero bei Überfällen zu verständigen suchen. Die großen Raubtiere blieben in achtungsvoller Entfernung von unserem Wagen. Ich verspürte auch nicht die geringste Lust, dies Raubzeug ohne Käfig zu sehen.

Die Schwarzen schliefen und schnarchten; war ihnen doch keins dieser Geräusche ungewohnt. Sie merkten auch nicht, wenn das verglimmende Feuer ihre Decken versengte oder ihnen gar Brandwunden beibrachte. Wenn der Farbige schläft, schläft er eben und ist nur schwer munter zu bekommen. So träumten auch unsere Leute bis in den Morgen hinein und ließen sich erst durch die ersten Sonnenstrahlen wecken. Ganz verwirrt sprangen sie auf, griffen nach ihrem Kopf, um sich zu besinnen, wo sie sich denn eigentlich be-

fänden. Erst wenn sie sich genügend ermuntert hatten, ging jeder an seine Arbeit, denn es mußte schnell eingespannt werden.

Am 27. Januar verweilten wir in Groß-Spitzkopje (1200 Meter über dem Meeresspiegel). Tagelang hatten wir diese kühn geformten Bergkuppen aus rotem Granit vor uns gesehen. Sie lagen in der klaren Beleuchtung, in der sich alles auffallend scharf abhebt, täuschend nahe.

Schon manchen Verirrten haben sie angelockt, der dort vergeblich Wasser zu finden hoffte, und schließlich den qualvollen Tod durch Verdursten, dem der Wahnsinn vorausgeht, zum Opfer fiel. Mit Bestimmtheit laufen die vom Durst gepeinigten Menschen auf der Suche nach Wasser in ihrer Todesangst, ohne es zu wissen, immer im großen Kreise umher. Selbst des Landes kundige Eingeborene kommen, obgleich nur selten, in eine derartige lebensgefährliche Lage. So wäre z. B. sogar der schwarze Bergdamara-Kapitän Cornelius Goreseb einst fast verdurstet.

Landschaftlich bietet Spitzkopje durch wildromantische Schönheit einen überaus fesselnden Anblick. Schroffe Granitfelsen, die stolz zum tiefblauen Himmel emporstreben, zerklüftete Abhänge, in denen der Leopard haust, tiefe Schluchten mit seltenen Blumen, blühenden Sträuchern, üben auf den Beschauer einen geheimnisvollen Reiz aus.

Unter überhängenden Felsen, so daß sie von Regen verschont blieben, befinden sich sonderbare Zeichnungen, die man auch in ähnlicher Art in vielen Gebirgen des Landes eingegraben sehen kann. Die Darstellungen von früher häufiger vorkommenden Tieren wie Löwe, Giraffe, Büffel, Nashorn oder Rhinozeros, sowie den Fußabdrücken der noch vorhandenen, Zebra, Quagga, Elefant, Leopard, Schakal, Hyäne

und Antilopenarten, sind naturgetreu und sorgfältig ausgeführt. Daß diese Abbildungen schon sehr alt sein müssen, ersieht man aus den ebenfalls veranschaulichten fechtenden und tanzenden menschlichen Figuren in langen Reihen, die keine Gewehre, sondern Bogen und Assagaie (Speer) in Händen haben.

Meinem Schwager war dieses Gelände aus der Zeit, in der er gleich nach seiner Ankunft, ein Jahrzehnt früher, in Südwest als Verwalter der Farm angestellt war, wohl bekannt.

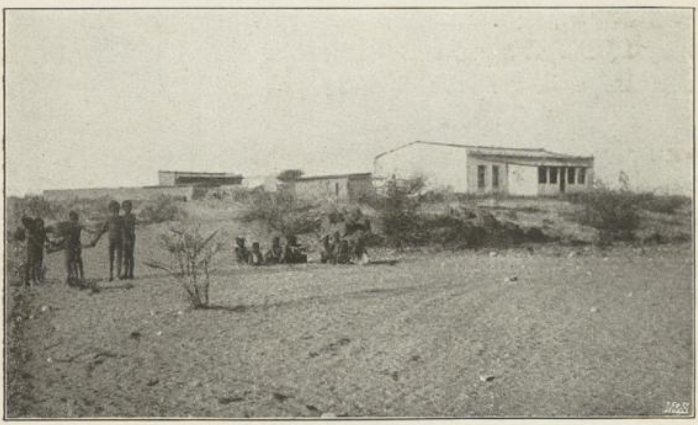
Unter etlichen Vertreterinnen der afrikanischen Flora entdeckte ich ganz unerwartet den hohen roten Fingerhut, der in mir liebe Thüringer Erinnerungen wachrief. Wie oft hatten wir uns auf frohen Wanderungen durch die schönen Tannenwälder mit ihm die Hüte geschmückt. Diesmal betrachtete ich die Blume wie einen lieben Gruß aus der fernen Heimat.

Bezaubernd wirkte die Abendbeleuchtung durch die Pracht der satten glühenden Farben. Die wilde Felsszenerie war mit zauberhafter Purpurglut plötzlich strahlend überflutet. Die leichten Wolkenschleier am dunklen Abendhimmel leuchteten im herrlichsten Farbenspiel zart lila, gelb, braun, grau, rosig angehaucht. Ich war ergriffen, begeistert von der eigenartigen Schönheit dieser unberührten Natur.

In der Heimat klangen gewiß zur gleichen Zeit die Gläser unserer Lieben fröhlich aneinander auf das Wohl unseres Kaisers, der an diesem Tage seinen Geburtstag feierte. Ob sie auch unser gedachten?

Auf der Weiterfahrt überraschte uns manch echt afrikanischer Wolkenbruch, der sich schon vorher fühlbar machte. Die schwüle Hitze, die unbeschreiblich erschlaffend wirkte,

Familie Mercker auf der Veranda.



Das Merckersche Wohnhaus in Okombahe.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das Merckersche Wohnhaus in Okombahe.
Ansicht vom Garten.

Palmen im Okombaher Wäldchen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

nahm immer mehr zu. Am Himmel zeigten sich schwere, dunkle Wolken. Ferner Donner grollte und grelle Blitze zuckten. Es wurde dunkler und dunkler, fast finster. Den ersten großen Regentropfen folgte ein fürchterlicher Regenguß. Bald stand der Boden unter Wasser.

Unheimlich war das Toben der Elemente bei hereinbrechender Dunkelheit. Man konnte fast glauben, der Weltuntergang stände nahe bevor. Der Himmel glich zeitweise einem Feuermeer. Den leuchtenden, zuckenden Blitzen folgte krachend Schlag auf Schlag.

Auf unser Wagenzelt stürzte der Regen laut prasselnd in großen Mengen. Wir allerdings waren im hochbeladenen Wagen, in dem zwar sehr wenig Platz war, geborgen, doch wie mochte es den Leuten und den Ochsen ergangen sein? Sobald das Aufflammen der Blitze, das tiefe Dröhnen des Donners und das Regengeplätscher nachgelassen hatten, mußte ich mich erst hiervon überzeugen. Die Schwarzen waren allesamt nach diesem Unwetter vollständig durchnäßt, nahmen dies aber nicht weiter tragisch, sondern trockneten sich lachend und lebhaft schwatzend schnell wieder am Feuer ihre Kleider, da sie keine zum Auswechseln hatten. Die Ochsen standen ausgespannt, denn durch Feuchtigkeit zerreißen die Lederriemen, nahe beim Wagen und schüttelten sich behaglich die noch zurückgebliebenen Wassertropfen ab.

Das Regenwasser war überall von der völlig ausgedörrten Erde aufgesogen oder abgelaufen. Die ganze Natur sah wunderbar erfrischt aus. Die Luft hatte sich abgekühlt. Herrliche Regenbogen standen farbenprächtig am Himmel.

Die Strapazen der Reise waren keineswegs unbedeutend. Genugsam sind wir im Ochsenwagen, der keine Patent-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

federung aufweist, geschüttelt und gerüttelt worden. Die Aussicht, bald Okombahe zu erreichen, war uns daher sehr angenehm.

Aufgemuntert wurden wir durch Beobachtung des mannigfachen Tierlebens: Strauße, Leguane, Schlangen, Springböcke, Pelikane, Adler und dergleichen mehr, die sich nah und fern zeigten und von den Schwarzen sofort bemerkt wurden, brachten Abwechslung in die Reise. Eine giftige Schlange hätte uns zuletzt fast Schaden zugefügt. Sie wollte Claudius anfallen, was ihr aber nicht gelang, weil er sie rechtzeitig sah und sich in großen Sätzen seitwärts rettete. Zwischen den Füßen der Ochsen hindurch glitt das Scheusal weiter über den Weg bis ins Buschwerk der anderen Seite, wo sie getötet wurde. Für Treiber und Zugtiere war die Gefahr glücklich vorüber gegangen. Der erschrockene Ruf: „Mure, /aob gye hã“ (sieh, eine Schlange ist da), klang mir aber noch eine Weile in den Ohren nach. Die Eingeborenen, die übrigens genau dieselbe Furcht vor den unberechenbaren Schlangen haben, wie jeder Weiße, besprachen diesen Zwischenfall sehr lebhaft.

Am 30. Januar 1905 erreichten wir in strömendem Regen endlich unser Ziel: „Okombahe“. Für die erste Nacht nahm uns die Missionarsfamilie freundlich auf.

Wie wohltuend empfand man nach tagelanger Fahrt durch die menschenleere Einsamkeit der Wildnis die Behaglichkeit eines deutschen Heims.

Am andern Tage gingen wir durchs Revier zum Hause meines Schwagers. Neugierig blickte ich umher. Wie lieblich lag doch der Platz, von Bergen umgeben, am fließenden Omaruru. Die strahlende Sonne überflutete alles mit hellem Licht. Auf der ganzen Landschaft verweilte jener zarte Duft,

jener liebliche Schimmer, den die sehr große Klarheit und Durchsichtigkeit der dünnen Luft Südwestafrikas hervorzaubert. Man sah sich alles näher gerückt und blickte bis in die unendliche stahlblaue Ferne.

Der Ort selbst zog sich wohl eine Stunde weit an den etwas bewaldeten Flußufern hin, so daß die Militärstation, die Häuser der wenigen Weißen und die zahlreichen Pontocks der Eingeborenen, verstreut im angenehmen Grün hoher Bäume, sich recht hübsch ausnahmen.

Auf einer Anhöhe lag Farmbesitzer Merckers großes, weißgestrichenes Wohnhaus, dahinter die Wirtschaftsgebäude und Viehkraale, welche die Hofmauer umgab. Entschieden der schönste und auch gesundeste Punkt, den mein Schwager für den Bau seines Hauses hatte wählen können. Von der Veranda aus hatte man einen unermeßlichen Fernblick auf ein herrliches Gebirgspanorama. Im Vordergrunde erhob sich der stattliche, breite Okombahe-Berg, weiter zurück schloß sich fernab das großartige, sich meilenweit erstreckende Erongo-Gebirge an.

Linksseitig, am Fuße des Okombahe-Berges, war das Ufer des Omaruru reichlich mit hohen //Gana- (Kamel-), Ana- und /Nara-Bäumen bestanden, hierdurch das sogenannte Wäldchen bildend, das als Abschluß eine Palmengruppe zierte. Den Namen verdankt der Okambahe-Berg (deutsch: Giraffen-Berg) seiner eigentümlichen Gestalt, die einst die Herero an eine ruhende Giraffe erinnert hatte. Doch die Seite des Berges, die Ursache zu dieser Benennung gab, war nicht uns, sondern dem Erongo-Gebirge zugekehrt. Der Ort wurde folglich nach dem Berge benannt. Die Treckburen legten ihm wegen des fließenden Wassers den Namen Natbout (deutsch: nasser Schenkel) bei.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wir wanderten, unserem Wagen folgend, die leichte Anhöhe hinan und trafen vor der Wohnung Andreas Tsowaseb (deutsch: der sich leicht entzündet), den Hausbambusen, an, der bereits erwartungsvoll zum Empfange bereit stand. Er gab uns allen artig die Hand, beantwortete auch in leidlich gutem Deutsch unsere Fragen.

Durch die Veranda traten wir in das Wohnhaus. Von außen hätte man kaum die Geräumigkeit des Innern geahnt. Die hohen, großen Zimmer, dem Klima wohl angepaßt, machten einen freundlichen Eindruck auf mich; hatte ich doch kaum ein so schönes, behaglich eingerichtetes Haus auf afrikanischem Boden erwartet.

Es schien mir fast unglaublich, daß mein Schwager — obgleich vielseitig begabt, jedoch ohne Fachkenntnis — diesen Bau eigenhändig nur mit Hilfe der schwarzen Diener aufgeführt hatte. Welch großer Fleiß, welche Mühe, welche Ausdauer sprachen aus diesem Werk!

Wir durchschritten die sieben Zimmer, die sich in praktischem Zusammenhange aneinanderreihten. Zuletzt wurden Küche und Speisekammer besichtigt, die im Nebenhause lagen, um die Wohnräume möglichst kühl zu erhalten.

Klein-Friedel tanzte umher, war überglücklich, nun wieder in Afrika zu sein und beschloß: „Nie wieder vom Platze herunter zu gehen!“

3. Eindrücke des ersten Vierteljahres.

Es gab gleich nach unserer Ankunft vielerlei zu tun. Mein Schwager plagte sich mit einigen schwarzen Handlangern beim Hausumbau ab, den er noch nicht ganz beendet hatte, weil die Verschalung und das Legen der Dielen im Rückstande geblieben waren.

So zogen wir, je nachdem es der Fortgang des Baues bedingte, von einem Zimmer ins andere, scheuerten, richteten ein oder räumten aus. Der große Gartenbetrieb durfte dabei nicht vernachlässigt werden. Auch auf der Farm fand die Arbeit kein Ende.

Die schwarze Dienerschaft, die sich meist aus dem Stamm der Bergdamara rekrutiert, machte anfangs besonders viel Mühe und Ärger. Die Gesellschaft ist ganz unzuverlässig, und man hat nur wenig Hilfe von ihr. Wer den Haushalt in guter Ordnung haben will, muß selber überall mit Hand anlegen. Streng, aber gerecht wollen die Bambusen behandelt sein. Insgeheim verlangen sie von ihrem Baas (Herrn), daß er in Wort und Tat immer über ihnen steht. Wer diese Grenze nicht innehält oder, noch schlimmer, ins Gegenteil verfällt, findet bei den Schwarzen wenig Achtung. Sie besitzen eine scharf ausgeprägte Beobachtungsgabe. In wenigen Tagen haben sie jeden Charakterzug und jede Eigentümlichkeit der Familie ihres Brotherrn ergründet und richten schlau ihr Verhalten danach ein.

Die Eingeborenen sind sich in den Grundzügen ihres

Charakters ziemlich alle gleich, nur ist bei dem einen dies, beim andern jenes mehr tadelnswert; denn Lobenswertes läßt sich nur selten von ihnen sagen. Sie verrichten jede verhältnismäßig geringfügige Arbeit so umständlich und langsam, wie nur irgend möglich. Am liebsten sitzen sie bei jeder Beschäftigung. Ein Weißer schafft zur selben Zeit wenigstens das Dreifache. Ist es kalt, so stehen die Schwarzen am Feuer und wärmen sich ohne Unterlaß. Regnet es, so wollen sie schlafen. Bei eintretender Hitze, die ihnen gar nichts ausmacht, wenn es sich um eigene Angelegenheiten handelt, glauben sie sich besonders schonen zu müssen. Tritt eine leichte Erkältung bei ihnen auf, plagt sie etwas Kopfweh, so gilt dies als Grund, einige Tage von der Arbeit fern zu bleiben. Nur solange ihnen eine Beschäftigung neu ist, wird sie schnell ausgeführt. Daran sieht man, daß sie die Arbeit verstehen und auch leistungsfähig sind. Nachher, „wenn der »Penz« (Magen) immer voll ist", lassen Fleiß und Eifer sehr rasch nach. Geradezu entrüstet zeigen sie sich, wenn man sie an ihre Arbeit erinnert.

Ihr überaus lebhaftes Mienenspiel machte mir überhaupt Spaß. War ich gut gelaunt, so mahnte ich: „Du, achte auf deine dicke Schnute, damit sie dir nicht noch bis zur Erde herabhängt." Mit einem kleinen Scherzwort war mancher Mißton aus der Welt geräumt, denn nun fielen sie jedesmal aus der Rolle, weil sie lachen mußten. Bergdamara lachen nämlich ohne und mit Grund sehr gern.

Im Lügen und Stehlen sind sie außerordentlich gewandt und erfahren. Ich war oft geradezu erschreckt, mit welcher Frechheit sie ableugneten, was wir doch mit eigenen Augen mit angesehen hatten. Haben sie ein besonders schlechtes Gewissen, so machen sie ein auffallend sanftes, liebes Gesicht.

Wie oft ließ man sich dadurch täuschen. Von Jugend auf gewöhnen sich die Eingeborenen daran, sich, wenn es darauf ankommt, durch keine Miene zu verraten. Sie stehlen, wenn man dicht daneben steht, und verbergen das Entwendete, ohne daß man etwas merkt. Zumeist ertappte ich die Diebe, indem ich mich schnell umdrehte, während sie glaubten, ich ginge weg. Vielleicht wird mancher einwenden: aber warum wird denn nicht alles unter Verschluß gehalten? Das tut man schon, aber es gibt ja noch vielerlei, was trotzdem gestohlen werden kann. So greifen sie z. B. in die Kochtöpfe und reißen sich ein Stück Fleisch heraus oder nehmen Reis, auch Kartoffeln, und schlingen es noch kochendheiß hinunter. Dies tun sie nicht etwa aus Hunger. Sie wollen sich vielmehr so nebenher satt essen, um dann ihre eigene reichliche Kost gegen Tand umzutauschen. Vom Braten gießen sie das Fett ab und ersetzen es durch Wasser, ebenso panschen sie mit der Milch. Da heißt es immer von neuem aufpassen. Am ungestörtesten sind sie, wenn gerade um die Mittagszeit Besuch kommt und sie für eine Weile allein an den verlockenden Kochtöpfen weilen; natürlich bleibt dann gleichzeitig alle Arbeit liegen. Einen Hauptspaß bildet für sie, „Krieg“ zu spielen, so daß nachher die ganze Küche voll fortgeknipster, abgebrannter Streichhölzer liegt.

Unser Andreas Tsowaseb, ein langer Bursche, der ziemlich gut Deutsch sprach, erklärte mir anfangs viel und machte mich auf allerhand aufmerksam. Er wurde mir als ein tüchtiger Bambuse seiner Rasse bezeichnet. Als ich seine Leistungen sah, dachte ich: „Wie müssen dann erst die andern sein!“

Gleich in den ersten Tagen hatte er sich ein nettes Stückchen geleistet. Während ich Abendbrot essen wollte, ließ

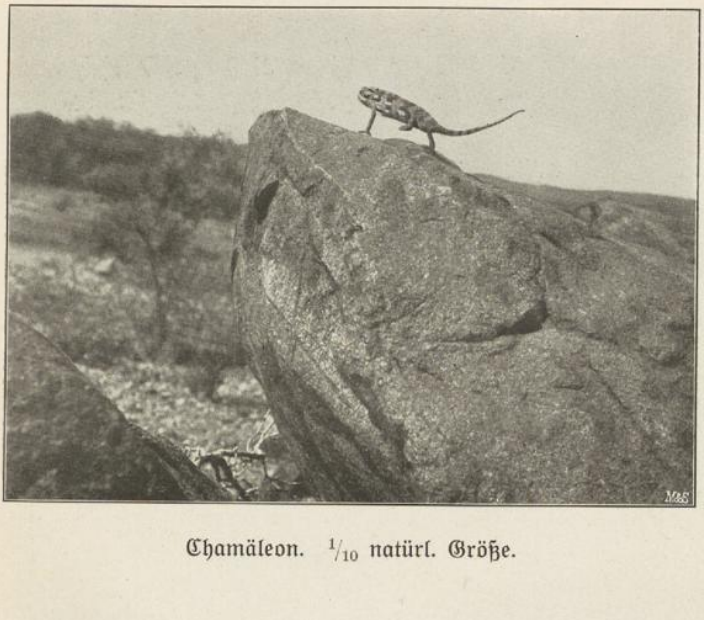
ich arglos auf dem Herd eine fertige Melonensuppe zurück, die in der Zwischenzeit noch einmal aufkochen sollte. Als ich, nichts ahnend, wiederkam, den Deckel hob, um nach meiner Suppe zu sehen, fand ich wunderbarerweise den Topf bis zum Rande gefüllt. Dies fiel mir auf, umsomehr, als sich Samuel, als ich in Sicht kam, eiligst aus der Küche entfernte. Richtig hatte Andreas von der Suppe genascht und danach die fehlende Menge durch zu viel Wasser ersetzt. Meine Schwester, die ich gerufen hatte, stellte den Burschen zur Rede: „Andreas, du hast ja die Suppe aufgegessen." „Ich? nein, — ich habe keine Suppe aufgefressen. Es war so: Fräulein hat Suppe gekocht und hier hingestellt. Jetzt kommt Fräulein an, hebt Deckel hoch und — — —", weiter kam er nicht, da seine Redegewandtheit ihn im Stiche ließ. Es entstand eine Pause, in der er tief Atem schöpfte. Mein Schwager kam zufällig dazu, blickte gleichfalls in den Suppentopf und wurde nur Wasser gewahr. Andreas stotterte in seiner Bestürzung: „Ja, so war's, — kommt Fräulein an, hebt Deckel hoch und — — —", wiederum hielt er inne, denn sein Schuldbewußtsein ließ ihn verstummen. Nach einigen Ermahnungen versprach er, so etwas nicht wieder zu tun, womit die Sache für diesmal erledigt war.

Wo ich ging und stand, umzingelte mich in der ersten Zeit die neugierige schwarze Gesellschaft. Wie ein Schaustück wurde ich ungeniert betrachtet, was mir natürlich durchaus nicht angenehm war. Der eigentliche Zweck war neben Neugierde irgend eine Bettelei. War mir das Anstarren über und fragte ich: „Ei, hamtsa? taets ta gobate?" (Ei, wer bist du? Was gaffst du mich an?), so antworteten sie lachend: „Amase, amase" (du hast recht, das ist wahr) und nannten ihren Namen. Andreas aber erklärte zur Entschuldigung: „Es

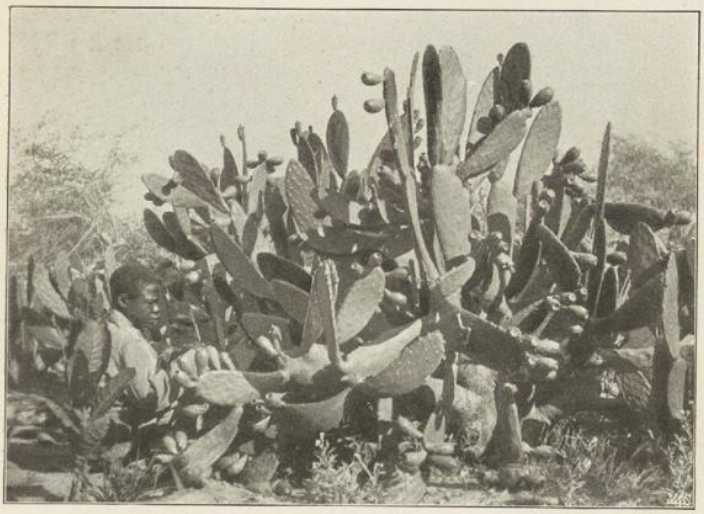
Bergdamara-Werft.

Obere Reihe: Gartenarbeiter Manasse, Natalie und Andreas Tsowaseb mit Töchterchen.
Mittlere Reihe: Simon Tsowaseb (Andreas Vater), Eliphas Tsowaseb (Andreas Bruder), Clarissa (Manasses Tochter).
Unten links: Schwattelliese (eine Blödsinnige), Emma (Manasses Frau).

Tafel 7.



Chamäleon. $^1/_{10}$ natürl. Größe.



Feigenkaktus-Hecke mit Herero Pita.

ist das erstemal, daß die Menschen Fräulein sehen, sie sind gekommen, um dich zu »grüßen«." Sie machten unbefangen ihre Bemerkungen über mein Aussehen, sowie die Kleidung, denn sie nahmen an, ich könne ihre Sprache nicht verstehen. Meist boten sie mir ihre Hand zum Gruß. Da mir aber jede Berührung mit Schmutz unangenehm ist, brachte ich, wenn irgend möglich, eiligst meine Hände auf dem Rücken in Sicherheit und rief lachend: „//Naxu, //naxure!" (Laßt sein), oder gar: „Ei, //asen tamats gum hao!" (Ei, du hast dich ja nicht gewaschen). Harmlos antworteten einige: „Gewaschen? Nein, heute ist doch nicht Sonntag." Ich sah wirklich nicht ein, weshalb es nötig sei, diesem Volk, dem Schmutz und vieles andere so sichtbar anhaftete, die Hand zu reichen. Dies war ja auch durchaus nicht landesüblich. Daheim würde es einem doch auch nicht einfallen, jeden verkommenen Landstreicher mit Handdruck zu begrüßen. In Deutschland hatte ich Kranke und Arme gern besucht. Aber diesen zweifelhaft aussehenden farbigen Patienten zu helfen, kostete mich stets eine gewisse Überwindung. Schon wenn ich ihre widerlichen eiternden Wunden, die sie ja ohne Ausnahme hatten, von fern zu sehen bekam, packte mich der Ekel. Sie zu verbinden, hätte ich mich schwer entschließen können.

Nur bei unseren eigenen Leuten machten wir selbstverständlich in Krankheitsfällen eine Ausnahme. Diese versorgten wir, so gut wir nur konnten. Nach unserm medizinischen Ratgeber wurden Mittel, die ihre Leiden erleichterten, ausgesucht. Eine sorgfältige Pflege ließen sich die Erkrankten auch stets gern gefallen. Niemals wäre es ihnen aber eingefallen, nachher zum Dank etwas mehr zuzugreifen, wenn jemand von uns sich elend fühlte. Im Gegenteil, lieber wurde

bei dieser Gelegenheit über „bannig Arbeet" (viele Arbeit) gestöhnt und weidlich gefaulenzt.

Daß einem bei dieser unglaublichen Trägheit mitunter die Geduld ausgeht, ist wohl erklärlich. Am besten ist es immer noch, wenn man sich frisch und fröhlich selbst an der täglichen Arbeit beteiligt.

Wie oft kam mir in den Sinn, wie sich wohl in solcher Umgebung eine Hausfrau, die sich bisher nie um den Gang einer Häuslichkeit bekümmert hat und an tadellose Dienstboten gewöhnt ist, zurecht finden würde. Auch dachte ich daran, wie sich in Deutschland manch tüchtiges Dienstmädchen, ohne Rast und Ruhe, für weit niedrigere Belohnung abzuplagen hat, während sich diese schwarzen Diener immerfort ausruhen wollten, aber dafür mit höherer Lohnforderung stets bei der Hand waren. In allen Schlechtigkeiten leisteten sie, wie gesagt, Staunenswertes. Mich, die ich von jeher an viele körperliche Arbeit gewöhnt war, empörte ihre ausgeprägte Trägheit und die wie dazu gehörende unverschämte Art und Weise. Den Farbigen ist wiederum die schnelle Art der Europäer im Denken und Handeln begreiflicherweise zuwider.

Würde ein Bambuse gelobt werden, so könnte sein Herr sicher sein, daß er infolgedessen für die anerkannten Leistungen 3 bis 4 Mark Monatszulage verlangt.

Der Lohn der Hausbambusen beträgt in unserer abgelegenen Gegend 15 bis 50 Mark monatlich, an den Hauptplätzen wie Windhuk, Karibib usw. bedeutend mehr, neben vollständig freier Verpflegung und Kleidung. Die Auslagen für die Beköstigung sind nicht gerade hoch, aber um so größer diejenigen für die Bekleidung, da die Leute furchtbar viel verbrauchen und nichts schonen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Das Alter der Diener schwankt zumeist zwischen 12 und 16 Jahren, weil sich die Eingeborenen sehr früh verheiraten und sich dann höchstens noch als Arbeiter verdingen.

Für unseren Milchbedarf wurden einige Kühe und Ziegen am Hause gehalten. Alles andere Vieh war draußen auf der Farm. Diese Tiere führte nun „//Goabeb" (deutsch: der am frühen Morgen geboren wurde) täglich in würdig, gemessenem Schritt auf die Weide. Obwohl schon 17 Jahre alt, sah er sehr klein und zierlich aus. Ich nannte ihn deshalb †Karib (Kleiner). War er abends mit sinkender Sonne heimgekehrt, so molk Andreas die Kühe und //Goabeb die Ziegen. Dann erschien //Goabeb mit der Ziegenmilch und erhielt dann seine †üe (Kost), die am eigenen Feuer von ihm selbst zubereitet, ihm vorzüglich schmeckte. Seine Stimmung war dabei die allerbeste; ich meine natürlich beim Essen, beim Arbeiten weniger. Fast immer begleitete er seine Bewegungen mit Gesang, verschiedenen Chorälen, die er Andreas abgelauscht hatte. So konnte er z. B. „!Gun ta re" (Laßt mich gehen) mit zarter, wohlklingender Stimme vortrefflich vortragen, wobei die sonderbaren Schnalzer wie Begleitung eines Instrumentes klangen.

Er liebte es sehr, sich mit mehreren Unterbambusen zu umgeben, denen er hoheitsvoll seine Arbeiten übertrug. Dafür durften sie seine Kost mit aufessen. Dies ging so lange, bis mein Schwager ein energisches Veto einlegte.

Schon des öfteren hatte mich //Goabeb beobachtet, wenn ich die Lampen zurecht machte. Seine Wißbegierde ließ ihm keine Ruhe; er entschloß sich, näher zu kommen, um zu äußern: „Fräulein, ich sehe weder Tür noch Fenster und doch bekommst du Petroleum hinein. Sag mir, bitte, wie geht dies zu? Ich kann mir dies große Geheimnis, das mich schon

all die Tage plagt, nicht erklären." Eines Tages kam er mit zwei allerliebsten kleinen Zibetkätzchen heim, die er in seiner Tasche trug. Mit strahlendem Lächeln, so daß seine Mundwinkel fast bei den Ohren Visite machten, bot er mir diese als „Präsent" an. Durch Andreas ließ ich ihn fragen, was er nun als Gegengabe von mir wünsche. Denn das Gegengeschenk spielt bei den Farbigen eine hervorragende Rolle; es muß stets größer und reichlicher ausfallen als ihr Geschenk. Auch //Goabeb besann sich nicht lange und meinte, wenn er mir die Kätzchen nicht gegeben hätte, würde er sie eben aufgegessen haben, daher sei ihm etwas Eßbares willkommen. Zögernd fügte er noch hinzu: Fräulein könnte so schön Kuchen backen, falls er davon wieder mal schmecken dürfte, würde es ihn sehr freuen. Diese Lösung war mir lieber als die übliche dreiste Forderung: 1 bis 3 Mark für jede Kleinigkeit.

Zuweilen kam es auch vor, daß //Goabeb im Felde allzu großen Durst auf Milch verspürte, sich daher unter die Bockis (Ziegen) legte und einfach in seinen Mund hinein molk. Auch seine Freunde und Unterbambusen machten es nicht anders.

Auf den Feldern ging es nämlich immer lustig her. Auf heimliche Verabredung trafen mitunter sämtliche Hütejungen Okombahes zusammen, veranstalteten Kriegsspiele, Wettlaufen usw., schlachteten sich sogar Tiere aus der Herde, die sie gemeinsam am Feuer zubereiteten und verspeisten. Später logen sie sich heraus: wilde Hunde oder Hyänen hätten die fehlenden Tiere weggeholt!

„Feldkost", d. h. Wurzeln, Beeren und dergleichen, wurde nebenher gesammelt, Vögel und große Mäuse schoß man mit Bogen und Pfeil, Hasen wurden geschickt mit dem Kirri

(Keule) totgeworfen. Ob die Herde die genügende Menge Futter fand, war den Schwarzen dabei völlig gleichgültig. Die Hauptsache ist ja, sich gut zu amüsieren. Wenn dann einmal plötzlich mein Schwager, der schon derartigen Unfug vermutete, unerwartet hinter einem Busch auftauchte, stob die ganze Gesellschaft entsetzt auseinander, denn die Burschen wußten zu genau, wie genau er alle ihre Schliche kannte und durchschaute.

//Goabeb kam es auch nicht darauf an, die Ziegenmilch bereits auf dem Felde auszutrinken, um sich daran zu sättigen und dann die eigene Verpflegung verhandeln zu können. Bedauerlich war es nur, wenn an solchen Tagen fast keine Milch für den Haushalt übrig blieb. Folglich gab es Strafe. Mit höchst beleidigter Miene und dicker, trotzig aufgeworfener Schnute bewegte er sich tiefgekränkt in zögerndem Schritt zur Tür hinaus. Er war selbstverständlich immer unschuldig. Was konnte er denn dafür, daß es plötzlich kalt geworden war — nur im Felde, wir hatten wenigstens nichts davon gemerkt — und die Milch daher versiegte. Ihm erschien es kaum glaublich, wenn wir nichts von einem Wetterumschlag wußten.

Als //Goabeb seine ersten nagelneuen Beinkleider erhielt, strahlte sein Gesicht vor Glück. Am darauf folgenden Morgen kam er dafür eine volle Stunde zu spät zum Vorschein. Mein Schwager ließ ihn durch Andreas holen, der ihm dolmetschte: „Was hast du solange in deiner Kammer getan?" Da traf uns ein tief vorwurfsvoller Blick und in unbeschreiblich drolliger, stolzer Haltung erwiderte er mit großer Deutlichkeit: „Ana, †gai — †ga!" (Anziehen, in die Kleider hineingehen!)

Als er aber mit dem Austrinken der Milch immer kecker

wurde und auch die Entziehung seines Tabaks zur Strafe nichts mehr half, mußte er entlassen werden. Er ging zurück zu Khaxa — eib's, seinen Eltern, die als Viehwächter auf der Farm meines Schwagers tätig waren. Auch die Kühe und die durch seine Schuld erbärmlich abgemagerten Ziegen mußten zurück auf die Farmweide.

Nun rückte Sore — eib (Sonnengesicht) ein, der uns täglich Kuhmilch von der Farm holte. Sore — eib war ein treuherziger, stiller, etwa 16jähriger Junge aus dem Felde, also noch nicht von der Kultur beleckt. Er beobachtete scharf, weil für ihn ja noch alles den Reiz der Neuheit hatte. An seinem Hinterkopf waren tiefe Narben auffallend sichtbar, die ihm einstmals Hereros beigebracht hatten, als sie meines Schwagers Vieh raubten. Seine ebenfalls durch Kirrischläge arg zugerichtete zerquetschte Hand, die er schützend über seinen Kopf gehalten hatte, hinderte ihn nicht sonderlich bei der Arbeit.

Er war ziemlich wortkarg und taute nur selten auf. Dann erzählte er von den Viehherden meines Schwagers, die er bisher mit großer Pflichttreue geweidet hatte, oder ahmte Tiere und Menschen treffend nach. Die Eingeborenen sind hervorragende Kenner und Beobachter der Natur und geborene Schauspieler.

Über uns Weiße konnte sich Sore — eib nicht genug wundern. Höchst überrascht beobachtete er mich z. B. beim Einstellen eines Blumenstraußes und tat die neugierige Frage: „Willst du die Blumen essen, oder spielst du nur damit?" Wenn er seitdem auf seiner Wanderung nach der Farm besonders schöne Blüten antraf, brachte er sie mit, gab sie mir aber immer mit einiger Verlegenheit. Meistens verbarg er die Blumen hinter sich, zögerte ein Weilchen und hielt

sie mir plötzlich mit einem Ruck stillschweigend hin. Auch allerhand Seltenheiten, Schildkröten, Vogelköpfe, Hörner, Federn und andere schöne Dinge, sammelte er mir ein. Als Gegengabe verabreichte ich ihm, seinem Wunsche gemäß, Tabak, Kuchen oder Bonbons.

Mit Nadel und Faden war er sehr geschickt. Von kleinen Zeugresten und bunten Fäden, die ich ihm gab, fertigte er sich Mützen und Geldtaschen mit Zugverschluß an, die er dann bei seinen Bekannten gegen etwas anderes vertauschte.

Einstmals sollte Sore — eib meine Winterkleider, die auf dem Hof über Wäscheleinen hingen, ausklopfen, damit keine Motten hinein kämen. Er tat dies auch sehr sorgfältig, wandte selbstverständlich jedes Kleidungsstück wißbegierig und untersuchte den Verschluß. Plötzlich kam er in langen Sätzen in die Küche gerannt und fragte mich sehr aufgeregt: „Fräulein, Fräulein, sind das »alles« deine Sachen?“ Ich bejahte es, worauf er sehr ernsthaft und feierlich betonte: „Dann bist du wohl eines großen Königs Tochter?“ Ich mußte herzlich hierüber lachen. Also so etwa stellte sich ein schwarzer Heide die Toiletten einer deutschen Königstochter vor. Seitdem betrachtete sich Sore — eib als mein besonderer Diener, was er mir auch gern bei Gelegenheit mit den Worten: „Sore — eib ist Fräuleins Bambuse, dein Sklave!“ in Erinnerung brachte. Andreas amüsierte sich oft sehr, wenn er mir lachend drollige Einfälle meines Bambusen dolmetschte. Seiner Ansicht nach war Sore — eib „bannig dumme Heidemensch“.

Doch Andreas war oft nicht klüger, obgleich er von sich nicht gering dachte. Er wurde z. B. nach Wasser geschickt, kam aber atemlos mit leerem Eimer zurückgelaufen: „Fräulein, Fräulein, weiße Menßen alles machen! Hund,

Blech (Konservenbüchse) an Swanz, Briefpost in Blech, Hund laufen bannig hastach (sehr schnell) mit Pampier nach Soldaten auf Posten." Immer wieder schüttelte er vor Verwunderung seinen Kopf, nahm seinen Eimer zur Hand und ging nochmals zum Wasser, murmelte aber fortwährend: „Weiße Menßen alles machen, ei, ei, ei" vor sich hin. Anderntags erzählte der Feldwebel meinem Schwager, daß der Hund, der unserem Nero ein Bein zerbissen hatte, nun gestraft worden sei, indem man ihm eine leere Konservenbüchse an den Schwanz band, die auf dem steinigen Boden solchen Lärm verursacht habe, daß der Hund wie gehetzt davongelaufen sei, meilenweit, bis zu den Soldaten des Pferdepostens. So also klärte sich Andreas' Geschichte mit der Soldatenbriefpost auf.

Als Regierungsrat Tecklenburg als Vertreter des Gouverneurs Okombahe auf einen Tag aufsuchte, war der ganze Platz in höchster Aufregung und Erwartung. Alle Eingeborenen säuberten sich und ihre Pontocks, um dem „ganz hohen Grootmann" geziemenden Empfang zu bereiten.

Mittags war Regierungsrat Tecklenburg unser Gast. Andreas, der aufwartete, zitterte und bebte vor Aufregung und sah mich, wenn er in seinen neuen Schuhen um den Tisch herumtrappste, immer wie hilfesuchend an. Er war ganz von Sinnen; so bot er schon Speise an, ehe er Teller herumgesetzt hatte. Es war zu komisch, wie er in der einen Hand die Schüssel, in der anderen die Sauciere hielt und nicht wußte, auf welche Weise er seine Hände frei bekommen sollte.

Als bald danach ein junger Leutnant, der auf einem Patrouillenritte Okombahe berührte, bei uns war, wartete Andreas wieder mit gewohnter Sicherheit auf, weil's ein „Mister Lütnant" war, vor dem er weniger Ehrfurcht hatte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Sore — eib rief mich einmal, um mir ein Chamäleon zu zeigen, das nahe dem Hause auf einem Strauch saß. Ich nahm das kleine grüne Tierchen, das wie eine große breite Eidechse aussah, ohne Bedenken auf meinen Arm. Doch da riefen Sore — eib und Andreas erschrocken in abergläubischer Furcht: „Laß das Chamäleon, Fräulein! Es wird dir Unglück bringen!“ Ich setzte es nun wieder zur Erde und war erstaunt, daß es auf meinem Arm rötlich schillernd geworden war, also die Farbe meines Kleides angenommen hatte. Beide Bambusen meinten aber mit Bestimmtheit, uns müßte irgend etwas Unangenehmes begegnen, weil wir ein Chamäleon sahen. Die Hereros nennen dies seltsame Tier „Esembi“. Es besitzt bekanntlich die Eigenschaft, seine Hautfarbe verändern zu können. Man will sogar behaupten, es sei ihm möglich, sich auch einseitig verfärben zu können, also, falls gerade die eine Hälfte grau ist, der anderen einen grünlich-gelben Anstrich zu verleihen. Um zu beobachten, welches seine Grundfarbe sei, nahm ich ein Chamäleon mit in mein Zimmer. Es wechselte oft seine Färbung, manchmal machte es sich hierdurch fast unsichtbar. Gegen Sonnenuntergang schlief es in stehender Stellung ein und sah nachts stets hellgrün, gelb gemustert aus. Beim Öffnen seines Maules fauchte es grimmig, konnte aber, wie ich fühlte, nicht beißen, weil es keine Zähne hat. Kein Herero tötet ein Chamäleon, da es ihm heilig ist. Sonderbar sah es aus, wenn dies unbeschreiblich langsame Tier seine lange Zunge mit einem Ruck hervorschnellte, um die Fliegen, die ich ihm anbot, zu fangen und dann zu verspeisen. Beim Photographieren benahm es sich ganz possierlich. Es wollte fortlaufen, hob schon einen Vorder- und Hinterfuß, zögerte wie in einer Erstarrung und tat erst, als ich fertig war, den ersten vorsichtigen Schritt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die Hitze vom Januar bis April war für mich, die ich noch nicht ans Klima gewöhnt war, sehr lästig. Eine höchst unangenehme Empfindung ist es, wenn die Temperatur der Luft die Körperwärme übersteigt. Ich hätte nicht geahnt, daß ein Klimawechsel so schwer zu ertragen ist.

Zur großen Hitze gesellt sich die drückende Schwüle vor dem Regen. Kein kühlender Hauch regt sich. Die stechende Sonne brennt entsetzlich, durchglüht den ganzen Erdboden und zerklüftet das Gestein. Fortwährend ist man von Durst gequält und erquickt sich an frischem Wasser mehr als der Gesundheit zuträglich ist.

Kam endlich der ersehnte Regen, so umzogen düstere Wolken den Okombahe-Berg und hüllten die ganze Landschaft in unheimliches Dunkel. Ein heftiger, wirbelnder Wind war der Vorbote, man hörte laut rauschend das Nahen des Regens. Wahre Wassermassen stürzten nieder und schlugen hart prasselnd mit fürchterlichem Lärm aufs Wellblechdach des Wohnhauses. Man konnte fast sein eigenes Wort nicht verstehen. Solch schwerer Regen hat etwas Unheimliches an sich, weiß man doch nie, wie das Ende sein wird, ob etwa das Dach vom Wirbel erfaßt und mitgerissen, der Garten durch das „abkommende Revier" (den angeschwollenen Fluß) unterspült, fortgerissen oder Vieh in dem reißenden Strom umkommen wird.

In sämtlichen Vertiefungen stand schon das Wasser mit Schaum bedeckt. Von allen Seiten liefen kleine und größere Reviere (Bäche) von den Bergen herab, gleich Nebenflüssen des immer mehr steigenden, dahinbrausenden Omaruru-Flusses.

Wir standen beobachtend an den Fenstern und freuten uns bei aller Sorge unbeschreiblich über den Regen, der dem

ausgedörrten Erdreich aufhelfen sollte, damit fürs Vieh frische Weide emporwuchs.

Schaurig knatterte und dröhnte der Donner nah und fern. Auch kleinere Erdstöße machten sich mitunter bemerkbar, die die Fenster erklirren ließen. Grelle Blitze glitten am bläulich-schwarzen Horizont entlang, im Zickzack, sich schlängelnd, einen Kreis bildend oder raketenartig aufsteigend. Zeitweise teilte sich auch ein zuckender Blitz und strahlte dreifach oder sprühend nach allen Richtungen nadelscharf aus. Solch ein Unwetter bot ein gewaltig großartiges Schauspiel am Himmel, wie ich es zu Hause nie gesehen hatte.

Wo nur irgend eine kleine Ritze im eingetrockneten Holz der Fenster oder der Türen war, drang das Wasser ungehindert hindurch. Eiligst mußten die Möbel von den betroffenen Stellen zurückgesetzt, die Gardinen weggerafft, Türen verhängt werden, damit das Wasser keinen Schaden tat. Eimer und Scheuertücher wurden eifrig in Bewegung gehalten.

Ließ endlich der Regen nach, so war das ausgedörrte Erdreich herrlich erfrischt. Auf Regen folgt Sonnenschein; so war's auch hier; denn die Sonne brach strahlend durch die dunklen Wolken, die der Wind davon jagte. Jetzt zeigten sich überraschend schöne Regenbogen. Oft waren sie sogar doppelt über den Himmel gespannt. Unter einem großen farbenreichen Bogen stand noch ein kleinerer, der ebenfalls an Farbenpracht nichts zu wünschen übrig ließ. Sehr hübsch war es namentlich, wenn noch ein leichter Sprühregen niederging, der unter den Sonnenstrahlen der Landschaft einen unendlich lieblichen Ausdruck verlieh.

Das Regenwasser versickerte schnell im Erdreich, man konnte bald trockenen Fußes einen Spaziergang nach dem

Revier unternehmen. Doch welche Umwandlung hatte sich hier vollzogen! Das kleine Bächlein war zum reißenden Strom angewachsen. Die Gebirgswasser hatten sich inzwischen in so großen Mengen gesammelt, daß das Flußbett mit einer hohen, bräunlichen Wasserflut angefüllt war, die in reißendem Lauf dem Meere zueilte. Hinüber oder herüber zu gelangen, war in diesen Tagen ausgeschlossen. Selbst ein guter Schwimmer hätte den Kampf mit diesem rasenden Wasser nicht wagen dürfen und Brücken gab es noch nicht. Man mußte sich eben gedulden, bis sich nach einigen Tagen das Wasser verlaufen hatte und wieder als das gewohnte Bächlein dahinrieselte. Allerdings blieb dann noch eine Zeitlang viel Schlamm im Flußbett zurück, der beim Überschreiten recht lästig werden konnte.

Brach nach einem derartigen Wolkenbruch die Dunkelheit herein, so bot sich ein um so schönerer Anblick. Am sonderbar blauschwarzen Himmel hatte das Heer der Sterne matten Glanz. In der Ferne grollte dumpf der Donner. Rings am Horizont schlängelten eilig, flackerten blendend zahllose Blitze. Oft schien es, als sei der ganze aufflammende Horizont ein loderndes Feuermeer, dann wieder, als ob ein Scheinwerfer bald diese, bald jene Wolke zum Endziel gewählt hätte.

In der Regenzeit grünte und blühte alles zusehends, die Natur verjüngte, verschönte sich. Es breitete sich über die bräunliche Sandfläche ein blumendurchwirkter Grasteppich aus.

Auffallend farbenprächtig war dann die Abendbeleuchtung. In der Glut des Abendhimmels hoben sich die Berge wie tiefe Schatten ab. Die fernen Gebirge schimmerten in den zartesten und lebhaftesten Abtönungen von violett, gelb,

blau, rot, grau und braun, was sich auch auf die duftigen Wolken übertrug. Ich bedauerte immer wieder, daß ich nicht die Fähigkeit hatte, einen derartig herrlichen Anblick in Farben festhalten zu können. Warum nur widmen sich nicht Berufsmaler noch mehr der künstlerischen Darstellung afrikanischer Motive, eines Landes, das so reich an überraschenden Naturschauspielen ist? Arbeitsfreude und Anregung würden sicher unerschöpflich sein. Doch einer menschlichen Hand wird es schwer fallen, diese wundervoll durchglühten Farben, die Pracht der Beleuchtung dieser Naturerscheinungen wiederzugeben.

Im April setzte die „kalte Zeit", der sogenannte afrikanische Winter ein, dessen Temperatur ungefähr derjenigen des deutschen September und Oktober gleichkommt. Endlich wurde es kühler. Es kamen wundervolle Tage, kältere Nächte, man hätte sich das Klima nicht angenehmer wünschen mögen.

Aber mit der kalten Zeit hielt auch das Malariafieber seinen Einzug. Die Farbigen haben sehr viel unter ihm zu leiden, und auch manchen Weißen erfaßt diese tückische Krankheit, die dem Körper alle Kraft entzieht. Ich blieb glücklicherweise ganz verschont von Fieberanfällen, bekam aber öfter Magenkatarrh, Ruhr, heftiges Nasenbluten und rasende Kopfschmerzen. Bei diesen machte ich mir heiße Umschläge um die Stirn und im Genick, was stets gut half und mich nach einer Stunde ruhig einschlafen ließ. Besonders vor Erkältungen muß man sich bei dem schroffen Wetterumschlag sehr in acht nehmen. Leicht entstehen dadurch rheumatische Schmerzen oder weit schlimmer heftig auftretende Erkrankungen der Verdauungsorgane, die zuweilen ganz plötzlich lebensgefährlich werden können. Viel Wärme und heißer Tee werden wirksam angewandt, dazu jede halbe

Stunde ein Eßlöffel voll Rum, vermischt mit etwas gestoßenem Pfeffer. Da ein Arzt meist schwer zu erreichen ist, sind selbst die Schwerkranken nur auf die Heilversuche der Laien angewiesen. Allerdings eignet man sich im Laufe der Jahre einige Kenntnis der Erkrankungen und ihrer Heilmethoden an. Bei uns trug die Hausapotheke, die ein befreundeter Arzt, Herr Dr. Kohrt aus Stargard i. Pom., sehr sorgfältig zusammengestellt hatte, recht viel dazu bei, den Erkrankten Linderung und Hilfe zu schaffen. Homöopathische Mittel, besonders Belladonna, die mir bis dahin unbekannt waren, wirkten bei mir vortrefflich.

Die Eingeborenen nahmen bei Krankheiten vorzugsweise Sonnenbäder, worauf „Schmieren" (Massage) folgte. Dann bestürmen sie die Weißen um „so — /õai" (Medizin).

Drollig war es uns, daß die Eingeborenen glaubten, nur das Merckersche Augenwasser helfe, obwohl es dieselbe Lösung war, die uns der Missionar freundlichst abgegeben hatte und selbst bei Augenleiden anwandte. Von nah und fern kamen sie herbei, um sich dies Mittel in ihre eiternden Augen hineinträufeln zu lassen. Je weher es tat, desto wirksamer war nach ihrer Meinung das Medikament. Jeder Patient erhielt ferner den guten Rat, sich künftig die Augen mit Wasser und Seife sauber zu halten. Freilich leuchtete ihnen dies weniger ein. Ein Bergdamara wünschte sogar von dem Augenwasser, das ihnen allen so gute Dienste getan hatte, ein Gläschen voll für seine Frau, damit ihre schwere Magenerkrankung dadurch beseitigt würde.

Schulmeister David Gaweseb (der Unschlüssige) hatte ein vierjähriges Töchterchen, das an schrecklichen Krampfanfällen litt und oft die ganzen Nächte hindurch schrie und zuckte. Vergeblich hatte der Vater bei allen weißen Bewohnern

Okombahes Rat und Abhilfe gesucht und bat nun auch meine Schwester, einmal mit seinem Kinde einen Heilversuch zu machen. Erst wollte meine Schwester dies nicht wagen, sie schlug dann aber doch in ihren Doktorbüchern nach und fand, daß eine Bromkalikur vielleicht von guter Wirkung sein könnte. Schon nach der zweiten Dosis schwächten sich die heftigen Krämpfe ab und verloren sich bei weiterer Behandlung nach und nach vollständig. Noch jetzt, nach vielen Jahren, erzählte mir David von der wunderbaren Genesung seiner Tochter, die Jouffrow (gnädige Frau) Merckers Medizin gesund gemacht hätte.

Der Missionar und seine Frau hatten stets die größte Anzahl Patienten, die teils ins Missionshaus kamen oder im Pontock aufgesucht werden mußten, und widmeten sich ihnen mit großer Menschenfreundlichkeit. Sind die Kranken glücklich gesund gepflegt, so fordern sie nicht selten eine Belohnung für sich. Das erlebte ein Bekannter, der sich wochenlang mit einem fremden Hottentotten beschäftigt hatte, um eine arge Verwundung zu heilen. Als sich der Patient wieder gesund sah, sagte er: „Mister, nun bin ich einen Monat Tag für Tag zu dir gekommen, damit du mich verbinden solltest, jetzt mußt du mir aber diese Zeit bezahlen.“ Natürlich flog er für seine Unverschämtheit zur Türe hinaus.

Bei Krankheitsfällen stehen sich selbstverständlich auch die Europäer gegenseitig mit guten Ratschlägen und dem Austausch geeigneter Mittel bei. Hierbei möchte ich einfließen lassen, von welch großem Segen es wäre, wenn gut ausgebildete Krankenpflegerinnen hinausgeschickt würden, um den einsamer wohnenden deutschen Frauen, die ja ohnehin von ihrem Haushalt und von ihren Kindern nicht fort können, in Krankheitsfällen gegen Bezahlung zu helfen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Meine Schwester litt in den ersten Jahren viel unter dem Klimawechsel. Als sie an Gelenkrheumatismus sehr elend daniederlag, war sie ganz hilflos und ohne jede Pflege, denn ihr Mann war auf einer Geschäftsreise abwesend. Die herbeigerufene Bastardfrau bekümmerte sich nicht um sie, sondern rauchte im Zimmer oder hielt draußen Gastereien ab. In ihrer Großtuerei verteilte sie eimerweise Milch, sogar diejenige, die für die beiden Merckerschen Kinder bestimmt war. Dann ließ sie einen Hammel schlachten und gab das Fleisch weg, vergaß aber, den Hausbambusen ein Stück als Schweigegeld zu überlassen. Empört über diese Knauserigkeit klagten diese natürlich nun ihrer Herrin.

Sehr schmerzlich empfanden Merckers das Fehlen eines Arztes. Sie hatten früher, vor dem Aufstand, ihr liebreizendes, vierjähriges Töchterchen plötzlich verloren. Die Kleine fieberte eines Tages sehr. Man war anfangs der Meinung, sie hätte Malaria, an der sie wiederholt litt. Als aber die Besserung ausblieb, wurde ein Eilbote nach Omaruru (zehn Meilen entfernt) gesandt, um den dort stationierten Militärarzt zur Hilfe zu holen. Doch dieser war gerade versetzt und Ersatz noch nicht eingetroffen. Deshalb sandte Hauptmann Franke den Sanitätsunteroffizier Busse, der in Eilmärschen Okombahe erreichte. Er stellte Brustfellentzündung fest. Soweit es ihm möglich war, linderte er der kleinen Patientin die großen Schmerzen und ordnete die geeignete Pflege an. Aber alle Mühe und Fürsorge war vergeblich, schnell trat ein sanfter Tod ein. Das war wenige Wochen vor dem Ausbruch des Hereroaufstandes, der den Eltern wieder viel Schweres brachte.

Niemand, der sich in ein heißes Land begibt, sollte unbeachtet lassen, daß dazu eine besonders feste, widerstands-

fähige Gesundheit erforderlich ist. Herz-, Magen-, Leberkranke, überhaupt schwächliche Menschen, sollten lieber fernbleiben. Besonders unangenehm macht sich die Blutarmut bemerkbar, der aber durch Eisenmischungen und Kräftigungsmittel erfolgreich entgegen gearbeitet werden kann.

Vorzüglich hingegen wirkt das südwestafrikanische Klima auf alle ein, die an den Atmungsorganen, insonderheit der Lunge, leiden; leichte Erkrankungen dieser Art verschwinden allmählich vollständig. Schwerkranke würden natürlich die Strapazen der beschwerlichen Reise, den Mangel jeglicher Bequemlichkeit nicht überstehen. Mein Schwager z. B., der als Primaner an einer lebensgefährlichen Brustfellentzündung erkrankt war, fühlte sich im afrikanischen Klima weit wohler als drüben in der alten Heimat. Seine Leistungsfähigkeit ließ ihn sogar die größten Strapazen und schwersten Arbeiten gut ertragen.

Im Mai wurde es immer frischer und herbstlicher. Zu meinem Geburtstage, an dem ich sonst meine Lieblingsblumen „Maiglöckchen und Vergißmeinnicht" gewöhnt war, erfreuten mich diesmal die wohlriechenden Blüten des Oleander und kleine Palmenzweige. Noch im Jahr zuvor hätte ich diese Veränderung nicht geahnt. Ich dachte zurück an mein Elternhaus und den Pfarrgarten mit seinen vielen schönen Blumen und Ziersträuchern, die sich unter der Pflege meiner Mutter zu wundervoller Pracht entfalteten. Und hier im heißen Afrika war es sonderbarerweise um diese Zeit kalt, so kalt, daß ich meine wärmste Winterjacke hervorholte. Man empfindet sonderbarerweise 10 Grad Wärme in der dünnen südwestafrikanischen Luft unangenehmer, als 10 Grad Kälte im europäischen Klima. Die angenehmste Temperatur war mir drüben entschieden + 25 bis 30 Grad Celsius, wie sie zu

Anfang und zu Ende der „kalten Zeit" aufzutreten pflegt, während die „heiße Zeit" (Regenzeit) es bis auf + 50 Grad Celsius bringt. Diese hohen Hitzegrade würde man schwerlich ertragen können, wenn die Luft nicht so dünn wäre und die schnelle Verdunstung der Haut nicht kühlend einwirkte. Den Eingeborenen bedeutet die Hitze gar nichts, sie setzen sich der größten Mittagsglut aus, ohne davon eine unangenehme Empfindung zu haben. Die Erklärung unseres Andreas lautete: „Ja, Fräulein, du kannst die Hitze nicht gut vertragen und uns Schwarze macht die kalte Zeit krank. Wenn du aber erst länger in Afrika bist, wird dir die Wärme auch lieber sein. Bis dahin mußt du dich in acht nehmen und darfst nie ohne Hut ins Freie gehen." Er hatte recht, man gewöhnt sich ans heiße Klima ganz allmählich.

In den kältesten Nächten fiel die Temperatur bis auf 0 Grad. Freilich wärmte die Sonne gewaltig und nachmittags konnte man eigentlich immer dünne Kleider tragen. Tritt der Wetterumschlag ein, der gewöhnlich ziemlich unvermittelt zu sein pflegt, so tut man besser, sich entsprechend leichter oder wärmer zu kleiden. Man beugt auf diese Weise mancher Krankheit vor und sollte deshalb die Mühe des Umkleidens nicht scheuen.

Einmal in den letzten Maitagen waren Gouverneur v. Lindequist und verschiedene Herren aus Windhuk auf einen Tag in Okombahe. Bei uns wohnte ein angehender Distriktschef v. der Gröben sowie der spätere Vertreter des Gouverneurs, Regierungsrat Hintrager. Auf der Militärstation gab es natürlich viel zu tun. Es wurde hauptsächlich wegen eines in Aussicht genommenen Kasernenbaus verhandelt und über die Bergdamara beraten. Diese hatten sich nämlich beklagt, daß die Weidegründe ihres Reservates

nicht mehr für ihre zahlreichen Herden ausreichten. Das mag auch wohl möglich gewesen sein. Denn wie manches schöne Stück Vieh mochten sie sich auf ihren Streifzügen beiseite geschafft haben! Die Bergdamara planten infolgedessen, sich bis Omaruru (70 Kilometer) auszudehnen, natürlich am fruchtbaren Omaruru-Fluß entlang, damit sie möglichst mühelos zum Wasser gelangen konnten. Auch die dazwischen liegenden Farmen hatten sie in ihre Pläne miteingerechnet. Afrika war ja groß, die Farmbesitzer konnten daher irgendwo anders neu angesiedelt werden. Der hohe Rat der Bergdamara hatte schon lange vorher diese Sache erwogen. Ein Abgesandter war beauftragt, meinem Schwager, dessen schöner Farmbetrieb mit ins Auge gefaßt war, den Fall vorzutragen. Mein Schwager machte über diesen kühnen Gedankengang der Bergdamara große Augen. Seine bestimmte Antwort auf diese feierliche Kundgebung lautete aber, daß er durchaus nicht daran dächte, seine Farm, auf der er so schwer gearbeitet habe, herauszugeben oder gar die vielen, mühsam geschaffenen Wasserdämme in andere Hände gelangen zu lassen. Deshalb sollten sie die Sache ruhig aufgeben, auf die ohnehin die deutsche Regierung niemals eingehen würde.

Der Größenwahn der Bergdamara stieg von Tag zu Tag. Sie wurden immer unerträglicher durch ihren offen zur Schau getragenen Dünkel. Selbst der alte, achtzigjährige Kapitän Cornelius Goreseb wurde sich seiner Würde mehr bewußt. Er beklagte sich wiederholt verschiedenen Herren gegenüber, daß er von der weißen Bevölkerung nicht geziemend geehrt würde. Er sei doch „König der Bergdamara auf dem Reservat Okombahe", und trotzdem wäre kein Deutscher weit und breit gewillt, ihm so viele Ehren zu er-

weisen, wie sie es doch mit ihrem großen Kaiser Wilhelm täten. — —

Unsere Gäste sahen wir erst zum Abendessen wieder. Sie schienen von den großen Anstrengungen der letzten Tage ziemlich ermüdet zu sein. Am anderen Morgen ging es schon wieder zurück nach Omaruru. Unser Haus hatten wir gelegentlich der Anwesenheit des Gouverneurs festlich geflaggt und mit Palmenzweigen und Lampions geschmückt. Die Okombaher Deutschen gingen zur Begrüßung auf die Militärstation. Auch die Bergdamara fanden sich zum Empfange des Kaiserlichen Vertreters schön gekleidet und sauber gewaschen ein, um den allerhöchsten Grootmann Afrikas zu „grüßen" und natürlich ihre vielen Anliegen zur Sprache zu bringen.

4. Der Garten.

Dem Wohnhaus gegenüber, reichlich 5 Minuten entfernt, lag unmittelbar am Ufer des Omaruru-Flusses der Garten. Es waren vier Morgen unfruchtbares Land, das die Bergdamara früher nicht bestellten, weil darauf eben nichts gedeihen wollte. Mercker wagte trotzdem damit einen Versuch, denn ohne Gartenerträge, allein durch teure Konserven, war der Lebensunterhalt in Südwest zu kostspielig. Er kaufte das Land für 700 Mark von der Regierung. Grund und Boden zu Haus und Hof, der sich bis zum Garten hinunter (8 Morgen groß) erstreckte, kostete 650 Mark.

Das Anlegen und Urbarmachen des Gartens war höchst mühevoll. Zuerst wurde das Gelände gerodet und geebnet, mit der Wasserwage das Gefälle hergestellt, das Land eingezäunt, schließlich wurde der Uferrand befestigt und mit Ried (Schilfrohr) bepflanzt, das bis zur Höhe von 5 Metern emporwuchs und jedes Jahr abgehauen werden mußte, damit sich die frischen Triebe ungehindert entwickeln konnten. Die dicken, getrockneten Riedstäbe brauchte man zu Zäunen und leichteren Bauten, z. B. Schuppen, Dächern usw. Diese seitliche Befestigung des Gartenlandes war notwendig, damit nicht das „abkommende Revier" (Hochwasser) ein Stück davon wegspülte. Hatte sich das Regenwasser dann wieder verlaufen oder war es in den Sand eingesickert, dann rieselte nur ein kleines Bächlein dahin, das unweit Okombahe durch eine

Quelle zutage trat und das ganze Jahr hindurch den Platz mit sehr wohlschmeckendem, gesundem Wasser versorgte.

Um nun ein solches Eindringen der Wasserflut zu verhindern, mußten energische Vorkehrungen getroffen werden. Durch aufgemauerte Felsstücke wurde am Anfang des Gartens ein Schutzdamm quer gezogen.

Da man im Gartenbetrieb auf künstliche Bewässerung angewiesen ist, mußten nahe dem Revier, das unterirdisch Wasser führt, zwei „Pützen" gegraben werden. Aus diesen Wasserlöchern, deren Wände mit Wellblech befestigt waren, wurde das Wasser in die Rieselgräben geschöpft, die dann jedes Beet nach Bedarf befluteten und je nachdem geöffnet oder geschlossen wurden.

Nach der „kalten Zeit" konnte Anfang August zur Bestellung geschritten werden, so daß bald die verschiedensten Gemüsearten auf dem gut gedüngten und bestellten Boden ausgesät und täglich bewässert wurden. Die Pflänzchen kamen auch kräftig hervor, starben indes wieder ab. Es stellte sich heraus, daß der Boden zu salzhaltig war. Das Salz trat sogar sichtbar zutage als dünne, weißliche Schicht, die schließlich die ganze Oberfläche überzog. Die Enttäuschung nach aller Mühe und Arbeit war natürlich groß. Aber der Mut sank nicht, im nächsten Jahre wurde wieder frisch gearbeitet. Diesmal sollte die Bestellung anders gehandhabt werden. Zuerst mußte vor allen Dingen die salzdurchsetzte Erde entfernt werden. Die Beete wurden deshalb tief ausgegraben und mit Sand aus dem Revier sowie reichlich mit Dung aus dem Kraal angefüllt. Fünf Männer und zwanzig Frauen machten meinem Schwager wochenlang diese Handreichungen. Die hohen Arbeitslöhne mußten mit in den Kauf genommen werden. Sobald diese Tätigkeit

beendet war, setzte Mercker die Arbeit mit seinem Gartenarbeiter Manasse allein fort. Mit großem Eifer wurde nochmals bestellt, gesät und täglich gerieselt, diesmal mit einigem Erfolg. Obgleich der Boden noch nicht genügend fruchtbar war, um eine üppige Vegetation zu schaffen, wurde immerhin so viel erreicht, daß Gemüse geerntet werden konnte. Mercker bezog darauf aus Windhuk Weinstecklinge, vom Kap Apfelsinen-, Zitronen-, Maulbeer- und Feigenbäumchen, die auch in guter Pflege vortrefflich Wurzel faßten. Dattelkerne wurden gelegt, aus denen schnell kleine Schößlinge emporwuchsen. Die kräftigsten Dattelpalmen blieben stehen, die übrigen wurden entfernt. Der Mittelsteig des Gartens war bald mit einer stattlichen Anzahl von Reben eingefaßt. Und im Verlaufe der Zeit wurde aus dem 125 Meter langen Weinspalier ein 40 Meter langer Laubengang, dessen Ertrag etwa mit 3 Zentner Trauben begann. Davon wurden für 75 Mark (à Pfund 50 Pfennig) an Deutsche verkauft. Mein Schwager plante später, wenn die Ernte eine viel reichere werden würde, einen Versuch mit Keltern zu machen.

Seitwärts schlossen sich an diesen Laubengang die Gemüsebeete, die Palmengruppen und Obstbäumchen an. Wegen der Berieselung, die durch eine Unebenheit leicht versagte, mußten möglichst gerade Linien innegehalten werden. Hierbei kam meinem Schwager seine peinliche Genauigkeit zustatten, denn unsagbar oft sah man ihn mit der Wasserwage in der Hand umher arbeiten.

Am Ende des Gartens im lauschigen Winkel ward eine luftige, große Laube aus Riedstäben errichtet. An ihr rankten sich verschiedenartige Winden, bunter Hopfen, auch Zierkürbis empor und boten angenehmen Schutz gegen die heißen Sonnenstrahlen, denen man in dem vorläufig noch vollständig

schattenlosen Garten ausgesetzt war. Ich sah den Garten zum ersten Male nach dreijährigem Bestehen. Die dreißig Palmen hatten bereits eine ganz stattliche Größe erreicht und begannen zu blühen. Der Wein trug, wohl aufgebunden am Spalier, die ersten Trauben. Feigenbäumchen standen ebenfalls mit Blüten und Früchten da. Dazwischen leuchtete schwer beladen der Granatapfelbaum, in dessen dunklem Laub die frischroten Blüten und gleichfarbigen Früchte prangten. Die Maulbeersträucher, deren Blüten herrlich dufteten, trugen bläuliche Beeren, die im Geschmack und Aussehen etwas den heimischen Brombeeren gleichen und Mund und Hände blau färben. Die glatten dicken Ruten fanden im Betriebe alle mögliche Verwendung.

Seitlich säumte eine feurig-rot oder gelblich blühende Feigenkaktushecke die Anpflanzung ein. Ihre Früchte schmecken gut, sind aber von einer Schale umgeben, die über und über mit ganz feinen, scharfen Stacheln bedeckt ist. Diese fast unsichtbaren Stacheln können sehr lästig werden, wenn man die Früchte ahnungslos berührt. So erging es einem jungen Bekannten, der diese Früchte noch nicht kannte. Er biß, nichts ahnend, in die appetitlich gelben, rotwangigen Kaktusfeigen hinein und wurde natürlich durch unzählige scharfe Stacheln, die sich in seinem Munde festsetzten, für diese Unbedachtsamkeit bestraft. Aus diesem Grunde müssen die Kaktusfeigen geschickt gepflückt werden, indem man sie mit Hilfe eines Stockes in eine untergehaltene Schüssel befördert. Dann werden sie durch einen Besen im Eimer gewaschen, mit einem Sieb ausgefüllt und dann auf Schüsseln gelegt. Diese noch nassen Früchte stellt man zuletzt in den Zug, denn möglichst kalt schmeckt der fleischig-kernige, grünliche Inhalt, dessen stachlige Umhüllung mit Messer und

Frau Magda Mercker in einer Riedlaube
mit blühenden Winden.

Mein Lieblingsplatz im Merckerschen Garten.
Kleine Boten bringen die Post.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Tafel 10.

Herero Hans öffnet und schließt die Rieselgräben.

Granatapfelbaum.

Gabel entfernt wird, entschieden am besten. Das Aroma erinnerte an dasjenige der Birne (Bergamotte). Das Innere der Granatäpfel finde ich weniger wohlschmeckend als rosig hübsch aussehend.

Rote und gelbe, äpfel- und birnenförmige Tomaten wucherten überall. Sie konnten im Haushalt vortrefflich verwertet werden und fanden bei uns großen Anklang. Überaus erfrischende Gerichte, die der Gesundheit sehr zuträglich sind, können aus dieser Frucht bereitet werden. Da gibt es zuerst eine Suppe, die einfach herzustellen ist und erkaltet mit Grießklößen sehr wohlschmeckend ist. Man nimmt dazu eine Schüssel reifer Tomaten, die in etwas Wasser gekocht und durch ein feines Sieb gerührt wurden, so daß keine Kerne zurückbleiben. Nun kommt nach Geschmack Zucker, etwas Zimt und Zitronenschale hinzu, womit die Suppe nochmals aufkochen muß. Wollte ich Kompott herstellen, so brühte ich reife Tomaten mit kochendem Wasser und löste so die Schale ab. Hiernach blieben die Früchte eingezuckert einige Stunden stehen und mußten später im eigenen Saft, mit etwas Zitronenschale, einmal vorsichtig und möglichst schnell aufkochen. Wenn zu feierlichen Gelegenheiten wohl gar der Sauce einige Löffel Rotwein beigefügt und der Saft mit einer Messerspitze voll Kartoffelmehl verdickt wurde, so schmeckte das Kompott noch feiner. Reife Tomaten kann man auch ungekocht, entweder abgehäutet und eingezuckert oder in Scheibchen geschnitten mit Öl, Salz, Pfeffer, Mostrich, Essig zu Salat anrichten. Noch grüne Tomaten lassen sich wie Reineclauden einmachen. Blechkuchen aus Mürbeteig mit abgehäuteten, gezuckerten Tomaten, die ausgereift sein müssen, dicht belegt, schmeckt herbe, aber gut. Der gleiche Teig mit frischen Feigen überlegt ist um so besser. Aus dem rohen Saft der Tomate

wird eine Art Essig hergestellt, der den Fleischsaucen einen feinen, weinartigen Geschmack verleiht. Von reifen abgehäuteten Früchten läßt sich mit einer Zugabe von Zucker Marmelade einkochen. Jam kann ähnlich bereitet werden, wenn man aufgeschnittene Früchte ohne Wasser kocht, durch ein enges Sieb rührt, mit reichlich Zucker vermengt und dann die Masse so lange einkochen läßt — etwa fünf Stunden —, bis das Mus entsteht. In Südwest, wo die Butter schwer zu erhalten und teuer ist, ist Jam und Marmelade zum Aufschmieren auf Brot sehr beliebt, auch als Füllung von Torten schmeckt es ausgezeichnet. Zwar ist das Einkochen von Früchten, das ein beständiges Rühren am heißen Herd bedingt, zur heißesten Jahreszeit sehr angreifend. Aber den naschhaften Bambusen kann man eine derartige Arbeit nicht gut anvertrauen, weil sie immerfort hineingreifen würden.

In Hülle und Fülle wuchsen in unserem Garten Kürbisse, Pampune genannt, die sich mannigfach verwenden lassen: zu verschiedenen Kompotts, Mus, auch Kuchen in Fett gebraten. Manchmal bekamen die Leute sie auch als Beigabe zur Kost.

Eine große Melonenart, Kaffern genannt, ergibt eine erfrischende Suppe. Sehr reichlich tragen auch Wassermelonen und Spanspeck, ebenfalls eine Melonenart, beides Früchte von hervorragendem Wohlgeschmack, dabei überaus durstlöschend. Bei den Okombaher Bergdamaras, deren Spezialität diese Melonen waren, konnte man sie für 2 bis 3 Mark für das Stück bekommen. In anderen Gegenden entwickeln sich diese herrlichen Früchte, wie ich hörte, weniger gut. Wassermelonen wiegen ziemlich schwer, 20 bis 25 Pfund, da sie außerordentlich viel Saft enthalten.

Befand sich Spanspeck, eine 6 bis 10 Pfund schwere

Frucht, im Hause, so lockte er mit seinem einladenden Erdbeerduft uns alle ins Eßzimmer. Mit Vergnügen langte jeder zu, bis die appetitlich und rosig aussehenden, sichelförmigen Schnitten verschwunden waren. Ich liebe sie so sehr, daß ich gern auf alles verzichte, wenn ich Spanspeck bekommen kann. Manchmal wurde ich mit dieser Vorliebe geneckt.

Mein Schwager hatte einstmals auf einer Reise Spanspeck bei sich. Unterwegs traf er einen vornehmen Herero, Katuchemua (Verwandter seines späteren kriegsgefangenen Dieners Thomas), dem er eine Frucht schenkte. Der Herero kannte Spanspeck nicht, hatte nur gehört, daß er sehr gut schmecken sollte. Laut rief er seinen Leuten zu: „Kommt alle her und eßt, kommt, kommt!" Indes schnitt er vorsichtig eine Scheibe heraus, kostete und ließ schnell um so lauter vernehmen: „Weg, weg, geht sofort alle weg!", rannte hastig davon, um mitsamt seinem Spanspeck im Pontock zu verschwinden, damit ihm ja nichts von diesem Genuß entging.

Im letzten Jahre meines Aufenthaltes in Afrika erntete mein Schwager dreißig dieser großen, prächtigen Früchte; da haben wir uns natürlich ordentlich gütlich getan.

Die Kalabassen (Flaschenkürbisse) werden zur Bereitung der Omeire als Milchgefäß (Onjupa) getrocknet. Ein guter, zur Kalabaß brauchbarer Flaschenkürbis hat den Wert von 6 bis 8 Mark.

Das Gemüse: Grün-, Rot-, Weiß-, Rosen-, Wirsing- und Blumenkohl, Erbsen, Karotten, Spargeln, Mai- und Wasserrüben, Spinat, Gurken, Kohlrüben, Eierfrucht, Bohnen, Rotebeete, Zwiebeln, Kohlrabi, Rettig, Radieschen, Salat und Endivien ist zart und wohlschmeckend. Beim Salat fiel mir dies besonders auf. Gurken werden leicht bitter. Blumenkohl gedeiht zur kalten Zeit am besten, in der es außer To-

maten und Blumen nichts im Garten gibt. Die hohe Kaffernhirse, die kräftig emporwächst, liefert Futter für die Hühner. Vom Gemüse werden die unnötigen Blätter abgepflückt und fürs Federvieh gekocht. Die gezogenen Kartoffeln, meist Las Palmas-Aussaat, werden sorgsam eingeteilt und müssen lange Zeit reichen. In Afrika gilt nämlich die Kartoffel als Delikatesse. Die Stelle unserer Kartoffel vertritt in Südwest der gedämpfte Reis. Wir freuten uns, wenn genug große Exemplare geerntet wurden, denn dann gab es öfters Kartoffelpuffer. Die schmeckten uns Pommern doch gar zu gut.

An Blumenschmuck fehlt es drüben nicht. Reseda, Phlox, Portulak, Petunien, Löwenmaul, Eukalyptus, Waldreben, Winden, Strohblumen, Levkojen, Astern, Nelken, Stiefmütterchen, Salpiglossis, Lobelia usw. erreichen eine ausnehmend stattliche Größe und Üppigkeit. Skabiosen, Zinnien, Chrysanthemen entwickeln sich förmlich zu strauchartigen, überreich blühenden Pflanzen. Sehr schön ist der rote oder weiße Oleander in der Blüte. Die schmeichelnde Süße des Duftes macht sich weithin bemerkbar. Daneben stand der wilde Tabakbaum, dessen gelbe Blüten in der Form ein wenig an den echten rosa blühenden Tabak erinnern sollen. Aus den großen Blättern des Rizinus ragen rote Blüten wirkungsvoll heraus.

Im Verlauf einiger Jahre war der Boden bedeutend besser geworden. Es konnten Pfirsich-, Bananen-, Äpfel- und Pflaumenbäumchen, Johannisbeer- und Pfeffersträucher, auch Portjakson eingereiht werden, die zusehends wuchsen und bald Blüten trieben. Die Pflanzung etlicher Eukalyptus-(Blaugummi-)bäume sollte eine ergiebige Holzausnutzung ermöglichen. Aus den vorhandenen Agaven fertigten die Farbigen Bast.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Der Ertrag der Weinreben war überaus reich. Wir schmausten Ende Dezember und im Januar zu jeder Tageszeit herrliche, großbeerige, süße, aromatische Trauben. Die Bekannten erhielten wiederholt davon zugesandt, und doch blieb noch so viel übrig, daß eine größere Menge zu Rosinen getrocknet werden konnte, die dem Haushalt zugute kamen. Außerdem gab es viele wohlschmeckende Blattfeigen, die wir alle sehr gern aßen.

Es wurde auch Tabak angepflanzt, der prächtig in die Höhe ging und mit größtem Eifer gezogen wurde. Niemals vergaßen die Herero-Gartenarbeiter dieses Feld, über dessen Gedeihen mit sonst ungewohnter, liebevoller Sorgfalt gewaltet wurde, zu rieseln. Sie wußten recht gut, daß der Tabak einstmals den Bambusen gut schmecken sollte. Ja, dafür hatten sie Verständnis!

Die hohen, aus Samen gezogenen, verpflanzten breitblättrigen Tabakpflanzen boten in ihrer Üppigkeit einen hübschen Anblick. Viel Vergnügen bereitete es mir, zu sehen, mit welch ängstlichen Blicken ich verfolgt wurde, wenn ich durch die Reihen hindurch ging. Die Besorgnis der Hereros, ich könnte vielleicht aus Unachtsamkeit mit meinen Kleidern ein Blättchen knicken, war sehr groß. Die eben erschlossenen rosa Knospen wurden vorsichtig herausgeknipst; nach einigen Tagen konnte nun zur Ernte geschritten werden.

Die ganzen Pflanzen wurden abgeschnitten, die Blätter einzeln sorgsam abgepflückt, auf Schnüre gezogen und im luftigen Raum zum Trocknen aufgehängt. Waren die Blätter, sonderlich die Rippen, erst vollständig getrocknet, so wurden sie, mit etwas Wasser angefeuchtet, zu einem Haufen zusammengetragen, der, mit einer Decke umhüllt, eine Nacht hindurch liegen blieb. Durch dieses leichte Anfeuchten des

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Tabaks wurde sein Zerbrechen verhindert, wenn danach die Blätter, zum Fermentieren geglättet, fest in eine Kiste verpackt wurden, in der sie zwei bis drei Tage schwitzen mußten. Sodann folgte das Flechten der Blätter in viele meterlange Zöpfe, die schließlich zu Rollen fest zusammengewickelt wurden. Die Ernte betrug etwa 250 Pfund (das Pfund 2 bis 3 Mark).

War mein Schwager auf der Farm, so halfen meine Schwester und ich bei der Zubereitung des Tabaks. Was man nicht versteht, lernt man in Afrika notgedrungen hinzu; denn nirgends müssen die Menschen sich so vielseitig und eingehend mit allen vorkommenden Arbeiten beschäftigen, wie in einer Kolonie, aber das gerade macht Vergnügen. Den Bambusen ging die Arbeit mit dem Tabak ungewohnt schnell von der Hand. Sie waren sogar froh gestimmt und freuten sich anscheinend schon auf die gemütlichen Stunden, in denen sie, vor ihrem Pontock behaglich ausgestreckt, diesen Tabak verrauchen würden. Der zweite Schnitt, der aus den Stumpfen in die Höhe wuchs, ergab dann noch eine ansehnliche Nachlese. Der in dieser Weise erzeugte Rollentabak, den die Farbigen bevorzugten, wird aus kleinen Pfeifen geraucht, soll aber sehr stark sein.

In wohl keinem afrikanischen Garten fehlt ferner der Mais, Melis genannt; so auch bei uns nicht. Die ausgebildeten Kolben, die jedoch nicht ganz gelb sein dürfen, werden von der Umhüllung befreit und in Salzwasser eine Stunde abgekocht, dann auf eine Schüssel gelegt und — mit Butter bestrichen — serviert, ein einfaches und wohlschmeckendes Gericht, das überall bereitwillige Abnehmer findet. Wurde dazu süße Milch oder Omeire gereicht, so schmeckte es besonders gut.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Im letzten Jahr sah ich noch, wie die Vergrößerung der Pflanzung begonnen wurde. Zu den vier Morgen kultivierter Gartenanlage kamen die acht Morgen Land, die sich bis zum Hause hin erstreckten, hinzu, bei deren Bestellung die Hererofamilien monatelang beschäftigt wurden.

Unwillkürlich fiel mir bei diesem Anblick ein, daß ich einst als kleines Kind bei meinem Vater in der biblischen Geschichtsstunde in Tränen ausbrach, weil es mir so schrecklich erschien, daß die armen Menschen mit großer Anstrengung einen Acker bestellen sollten, der Dornen und Disteln trug. Schluchzend hatte ich damals gefragt: „Ach, warum haben denn die Leute das Land nicht lieber verpachtet?“ So etwa wird auch manch neuer Ankömmling in Afrika urteilen, ehe er nicht den Segen, der auf der Arbeit ruht, erkannt hat. Wer fleißig, rastlos tätig ist, bringt es in Südwest auch zu etwas; das wurde mir bald klar, als ich überall die prächtigen Farmbetriebe und nutzenbringenden Gartenanlagen sah.

Vortrefflich schossen die Palmen im Merckerschen Garten hoch, die bis zu 60 Exemplaren vermehrt wurden, so daß in wenigen Jahren ein Palmenhain entstanden sein wird. Das Gute ist, daß Dattelpalmen bald Früchte tragen, nur wenig Schatten abgeben und daher weder Gemüse noch die vielen Obstbäume im Wachstum hindern. Eine Eckgruppe, bestehend aus Bananen, die überaus empfindlich sind, sah zumeist vom Winde zerzaust aus.

Anmutig neigten sich die Zweige der sich auffallend schnell entwickelnden Pfefferstäucher, deren dunkelgrünes, immer frisch aussehendes Laub dem Auge angenehm war. Die gelblichen Blütentrauben, vorzügliches Bienenfutter, reiften alsbald zu Pfefferkörnern.

Vom Garten bis zum Wohnhause wurde eine breite

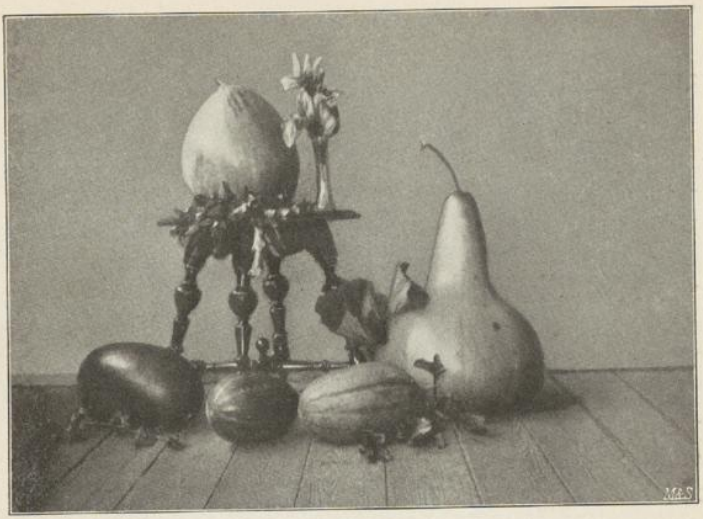
Allee von Portjakson-Bäumen angelegt, die später gewiß kühlenden Schatten abgeben kann.

Gar fröhlich gedieh alles im Garten, der im vollen Sonnenlichte lag. Zwischendurch siedelten sich mancherlei Vögel in den verschiedensten Farben und Größen im Gezweig der Bäume oder im Ried an. Da gab es munteres Gezwitscher und schönen Gesang. Die Kibitze dagegen legten ihre Eier frei auf die Erde. Kam man ihnen zufällig zu nah, so flogen sie unter lautem, ängstlichem Geschrei hoch, oder beobachteten in der Nähe, was sich mit ihrem Neste ereignen würde. Die Farbigen nennen die Kibitze „Fiebervögel", denen man kein Leid antun darf, falls sich nicht zur Strafe Malaria einstellen sollte. In den hohen Baumkronen saßen Turteltauben und ließen unablässig ihr „Ruh — — ruh — —" vernehmen.

Große und kleine Eidechsen eilten und huschten im Sonnenschein umher. Dazwischen gaukelten die buntschillernden Falter, flogen naschende, honigsuchende Bienen von einer duftenden Palmenblüte zur anderen. Gemächlich hüpfte die grüne Gottesanbeterin (auch Hottentottengott genannt, da diese Nation das merkwürdige Insekt anbetet), die ihre sonderbar geformten Vorderfüße wie betend erhebt, durchs Gebüsch hindurch. Bunte Fliegen summten, Moskitos spielten, buntfarbige Käfer schwirrten, und langsam ausschreitend wanderte das wunderliche Chamäleon behutsam einher.

Alles gefiel sich anscheinend sehr in der grünenden, blühenden Pracht seiner Umgebung. — —

Dieser umfangreiche Gartenbetrieb machte natürlich große Mühe, aber brachte auch um so reicheren Ertrag. Im heißen Klima ist man weit mehr auf Pflanzenkost angewiesen,



Afrikanische Früchte:
Kaffermelone, Spanspeck, Wassermelone, Kalabaßkürbis, Tabaksblüte.

Afrikanische Früchte:
Tomaten, Weintrauben, Blattfeigen, Feigenkaktus, Ovambo-Kalabaß
mit blühendem Zweig und Frucht der Eierfrucht.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

125 Meter langes Weinspalier in Merckers Garten.

Die Hereros Hans und Thomas beim Tabakflechten.

als daheim in Deutschland, da sie namentlich der Gesundheit zuträglicher ist. Umsomehr schätzt man es, wenn fast während des ganzen Jahres der Tisch mit frischem Gemüse und Obst versorgt wird.

Zwei Gartenarbeiter waren ständig tätig. Das tägliche Rieseln war besonders zeitraubend. Meine Geschwister beteiligten sich Tag für Tag ebenfalls fleißig an der Arbeit im Garten. Das Feld meiner Tätigkeit beschränkte sich dagegen meist auf Haus und Küche, im Garten half ich nur selten. Den Überfluß an Gemüse trocknete ich geschält, in schmale Streifen geschnitten, für die kalte Zeit, wo das Wachstum ruhte. Die heiße Sonne besorgte das Dörren in wenigen Stunden, so daß die Farbe und der Saft dem Gemüse erhalten blieben.

Leider fehlte es auch nicht an allerlei tierischen Schädlingen. Eine wahre Plage werden in diesem üppigen Gedeihen besonders die „Dickpenze" und „Heuschrecken". Die Dickpenze, von den Hereros Omandinbi benannt, sind ziemlich große, grillenartige Tiere mit auffallend dickem Leibe. Sie sind entsetzlich gefräßig und verschonen keine Blüte, keine Frucht, ja fressen sogar lebend ihresgleichen an. Abends veranstalten sie Konzerte, die ihnen auch den Namen „Geigenspieler" eintrugen, mich aber an die scharfen Striche eines Bekannten in der fernen Heimat erinnerten, der seinem Instrument mit größter Lebhaftigkeit ähnliche Töne entlockte.

Wie ich zuerst einen kleinen Dickpenz sah, rief ich erfreut: „Welch hübscher bunter Käfer!" Später, als wir diese lästige Zugabe täglich zu Hunderten und Tausenden im Garten absammeln und töten mußten, fand ich die Dickpenze durchaus nicht mehr hübsch, sondern wahrhaft abscheulich.

Mit denselben Empfindungen sah man die Heuschrecken nahen. In der Luft tummelten sie sich in unzähligen Mengen umher. Wären sie weiß und nicht gelb oder rot gewesen, so hätte man an ein tolles Schneetreiben erinnert werden können. Sie kamen bisweilen in solch großen Scharen, daß sie die Sonne verdunkelten. Das laute Rauschen ihres Fluges verkündet ihr Nahen. Doch wehe, wenn sie sich niederlassen, da bleibt kein Halm oder Blatt übrig. Ihre Vorläufer, „die Fußgänger", bedecken den Erdboden und schwirren, wenn man sich naht, surrend ein Endchen weiter. Sie müssen nach Möglichkeit verscheucht oder besser eingefangen werden. Sie ganz auszurotten, hat schon manchem vergeblich Kopfzerbrechen gemacht. Auch außerhalb im Felde waren sie zeitweise in Massen vorhanden und fraßen dem Vieh die ganze Weide weg. Die Eingeborenen sammeln in zu diesem Zweck aufgeworfenen Fanggräben Heuschrecken sackweise. Sie trocknen und mahlen sie, um dies Pulver, das „bannig moi" (sehr gut) schmecken soll, ihrer Kost beizumischen. Ebenso scheinen die Heuschrecken den großen Regenvögeln als Leckerbissen zu gelten. Wenigstens begleiten diese die Schwärme scharenweise und fangen sie ein. Possierlich ist es ferner, zuzusehen, wie die Heuschrecken von Hühnern gejagt werden. Da die Heuschrecken sehr gewandt davonfliegen, so gelingt es dem schwerfälligen Huhn nur selten, sie zu erhaschen.

Oft stechen kleine Wespen die Früchte der Rankengewächse an, die dadurch einen frühreifen und unangenehmen Geschmack erhalten. An Raupen und Engerlingen ist auch kein fühlbarer Mangel. Vielen Schaden richtet eine andere, fingerlange Grillenart, die Maulwurfsgrille an, die alles untergräbt und zernagt. Mit Eifer wird dieser Gartenfeindin nachgestellt. Genau so wie in der Heimat.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Zuweilen finden sich im enggewachsenen Ried des Uferrandes Schlangen ein, die schleunigst getötet werden müssen.

Auch Klein-Friedel hatte bald die Wichtigkeit des Gartens begriffen und wollte nicht zurückstehen. Neben einem Rieselgraben hatte er sich einen Garten angelegt, in dem er eifrig grub, pflanzte und erntete. Das Bewässern besorgte ihm auf seinen Wunsch der Gartenarbeiter Herero Thomas, der ihn aber eines Tages plötzlich daran erinnerte, daß ihm für die geleistete Arbeit auch Bezahlung zustände. Friedel nahm die Sache ernst, rannte eilig an seine Sparbüchse, zählte sein Geld und überlegte: „Ob wohl 10 Pfennig genug sind?" Schnell trippelte er wieder in den Garten, um seinen Gärtner damit zu besolden. Dieser drehte die kleine Münze lachend in seiner Hand um und meinte: „Ei, ei, Friedel, das ist zu wenig. Du hättest mir lieber Lecker (Bonbon) bringen sollen." Eine Weile überlegte Friedel und antwortete dann kleinlaut: „Ei, Thomas, du weißt doch, ich bin erst »Kleinfarmer«, ich muß mein Geld sparen." Seit jenem Tage rieselte sich Friedel sein Beet selber, weil ihm Thomas, wie er uns anvertraute, zu teuer kam.

5. Die Farm.

Wendet man sich von Okombahe in nordöstlicher Richtung, so ist die Farm meines Schwagers in einer guten Stunde zu erreichen.

Sie umfaßt 18 000 Hektar (72 000 Morgen) und hat sehr schönes Weideland, jedoch ist, wie meist in Südwest, nicht genügend Wasser vorhanden.

Um diesem Mangel abzuhelfen, scheute Mercker weder Mühe noch Arbeit, er baute nach und nach mit seinem Angestellten und den farbigen Arbeitern 12 Staudämme, die das Regenwasser auffingen und festhielten. Hierzu wurde ein ganz undurchlässiger Untergrund gewählt, große ausgewaschene Klippen (Felsblöcke), die als Abschluß eine oder mehrere Wände erhielten. Der Staudamm, der das Ablaufen des Wassers verhinderte, mußte sehr sorgfältig aus Klippen mit Lehm als Bindemittel aufgeführt und zuletzt mit Zement verputzt werden. Das war eine anstrengende, oft Monate währende, mühevolle Arbeit, da zumeist viele Zentner schwere Felsblöcke herangeholt und aufgemauert werden mußten.

So entstanden große und kleinere Teiche, die zuweilen monatelang reichlich Wasser für die Viehherden hielten. Diese Anlagen, obgleich sehr kostspielig (großer Damm 5000 Mark), waren von großem Wert, denn nur mit ihrer Hilfe konnten umfangreiche Weidestrecken, die sonst keine zutage tretenden Quellen oder überhaupt kein Wasser hatten, richtig ausgenutzt werden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

In einem Felsspalt entdeckte Mercker eine Quelle, die niemand von den Eingeborenen zuvor gekannt hatte. Die Postenleute (Familien, die das Vieh auf der Farm versehen) staunten über ihren Baas (Herrn), der es verstand, Wasser zu schaffen. Lebhaft bewundernd rief Stefanus, ein Viehwächter, aus: „Ja, Mister Mercker werk die helle Afrikaland stief full waterpleck." (Ja, Herr Mercker schafft noch fürs ganze Land Wasserstellen.)

Die Okombaher Bergdamara kamen heraus, um sich die Wasseranlagen anzusehen. Später, nach Jahren, als schon viele Dämme fertig waren, erzählten einige Grootleute meinem Schwager: „Mister Mercker, wir haben viel von dir gelernt; wir wollen uns jetzt nämlich auch auf unserem Land (Reservat) Wasserdämme bauen, wie wir's bei dir gesehen haben. Es sind schon Leute draußen im Feld, die nun mit den Arbeiten beginnen. Wir sehen, dein Vieh gedeiht so gut, deshalb wollen wir es dir nachmachen und zur guten Weide genügend Wasser schaffen. Aber um so hinterher zu sein wie du, sind wir Eingeborenen zu träge." Ob aber diese Selbsterkenntnis wirklich in die Tat umgesetzt worden ist, ist immerhin zu bezweifeln. Wieviele Wasserdämme mögen eingestürzt sein, falls sie wirklich von ihnen aufgebaut worden sind!

Fast ständig war ein Angestellter auf der Farm, der die Leute bei ihrer Tätigkeit beaufsichtigte. Aber auch mein Schwager ging oder fuhr alle paar Tage hinaus und blieb, wenn es viel zu tun gab, länger dort. Ein leichtes Leben führt ein Farmbesitzer nicht; denn nur durch harte Arbeit, eiserne Ausdauer und Tüchtigkeit ist in Südwest ein sorgenfreies Dasein zu erringen.

Mit den Viehherden mußte umhergezogen werden, wie es gerade Weide oder Wasser erforderten. Neue Werften,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

neue Kraale mußten eingerichtet werden, und das macht viele Umstände. Traten unter dem Vieh Krankheiten auf, so war sorgfältige Behandlung nötig. Die verschiedensten Mittel wurden angewandt, die gewöhnlich die Leiden beseitigten. Auch Schlangenbisse gehörten nicht zu den Seltenheiten. Als Gegenmittel wurde Tabak oder besser noch Tabaksaft aus der Pfeife, auch Kupfervitriol gebraucht. Die erkrankten kleinen Lämmer wurden erfolgreich homöopathisch behandelt und erhielten Einschnitte in den Ohrzipfel. Verschiedentlich wurden erkrankte große Tiere mit Feuer gebrannt oder, wie die Lämmer, am Ohr eingekerbt.

Die Sicherheit ließ außerhalb der Ortschaften in der ersten Zeit noch zu wünschen übrig, da Hererobanden umherzogen und ihr Unwesen trieben. Unsere Viehwächter begleiteten deshalb bewaffnet die Herden zum Wasser und zur Weide, um für jeden Fall gesichert zu sein. Außerdem wurden die Wächterfamilien auf der Farm so verteilt, daß sie sich nötigenfalls gegenseitig verständigen und helfen konnten.

Sobald nach dem ersten Regen Ende Oktober die Farm in saftigstem Grün prangte, fuhren wir alle auf einen Tag hinaus. Schon morgens, wenn die Natur noch im unbestimmten Grau des Zwielichts lag, saßen wir reisefertig im Wagen. Unser Gefährt — der große Ochsenwagen mit Zeltdach — setzte sich in gewohnter Weise unter Hott und Hü in Bewegung.

Frohgestimmt sahen wir einem schönen Tage entgegen. Bald lag die Farm in schönster Frühlingspracht vor uns. Umrahmt von hohen Baumgruppen, Nara-, Kamel- und Ana-Bäumen, prangten blühende Sträucher, unter denen vorzugsweise die verschiedensten Dornbüsche vertreten waren, frisch ausgeschlagenen Stachelbeersträuchern nicht unähnlich;

stark duftende Blumen, zierliche Gräser bedeckten den Boden. Nah und fern spendeten die dunkelgelben Blütenröschen des Kamelbaumes lieblichen Duft, der an ein blühendes Lupinenfeld erinnerte. Wieder andere Bäume waren mit federartigen, grünlichweißen, blühenden Rosetten, hängenden Blumentrauben, weißrosigem Blütenschnee geschmückt. Dazwischen die Ranken einer Mispelart mit roten oder gelben Blüten, die mit ihrem Laub manchen Baum in der Krone ganz umsponnen hält.

Nero und Frend, zwei treue Hunde, die in der Aufstandszeit durch nichts zu bewegen gewesen waren, Haus und Hof ihres Herrn zu verlassen, sogar wütend die Riemen zerbissen, an denen man sie zu den geflüchteten Deutschen hinüber auf die Militärstation holen wollte, scheuchten jetzt hin und wieder buntfarbige Vögel auf, die erschreckt das Weite suchten. Perlhühner mit ihren schönen Federn huschten von Busch zu Busch. Sie sind für den Jäger schwer zu erlangen, da sie äußerst geschickt Deckung zu suchen wissen.

Seitwärts vom Wege lag ein größerer Steinhaufen, ein Heitseeibeb-Grab, dem jeder vorübergehende heidnische Bergdamara opfernd einen Stein hinzufügt, damit der gute Gott ihn vor Krankheiten und Unglück bewahre und ihm alles nur Wünschenswerte zuwenden solle. Zwischen den Steinen lugten neugierig die grau, braun, rot, gelb, blau schillernden großen und kleinen Eidechsen hervor, sonnten sich auf dem durchwärmten Gestein oder verschwanden flink hinter den Klippen.

Unser Wagen hielt. Die erquickende Fahrt durch die lenzgrüne Natur in angenehmer Morgenfrische hatte mittlerweile ihr Ende erreicht. Das scharfe Gebell der Wächterhunde scholl uns entgegen. Die Postenleute meines Schwagers, alle

vergnügt und wohlgenährt aussehend, kamen schnell herbei, um uns zu begrüßen. Nun fand eine eingehende Besichtigung der verschiedenen Viehherden statt, die ein munteres, gutes Aussehen zur Schau trugen. Zu dem wenigen Vieh, das vor den raubenden Hereros bewahrt geblieben war, war ein gut Teil Beutevieh hinzugekommen, das ehedem von der Farm gestohlen worden war. Die Truppe hatte nämlich im Kampfe bei Otjihinamaparero (deutsch: der von sich nichts hat, man weiß von dem Platz nichts zu erzählen) viel Vieh zurückerobert, das dann später seinen Besitzern zurückgegeben werden konnte. Nun war aber auch seitdem ein ansehnlicher Nachwuchs hinzugekommen.

Mit Stolz wurden die Tiere von den Familien, deren Pflege sie anvertraut waren, vorgeführt. Die Rinder sahen prächtig blank und fett aus, die breithörnigen Ochsen wiegten sich in gravitätischem Schritt. Einigen Kühen, die übrigens ebenfalls große Hörner trugen, fehlte ein Endchen vom Schwanz, eine Folge der Schutzimpfung gegen die einstmals überwundene Lungenseuche.

Jedes Tier, das wir sahen, hatte seinen Namen und seine Geschichte, die zu kennen wir uns Mühe geben mußten, sonst hätte mein Schwager zu wenig Interesse bei uns vorausgesetzt. Er selbst brachte allem, was sich auf seiner Farm befand oder zutrug, tiefes Verständnis und rege Teilnahme entgegen.

Auch Friedel, der in jeder Beziehung seinem Vater glich und diesem Vorbild nacheiferte, wußte überall Bescheid. War mir zuweilen etwas unklar geblieben und mochte ich nicht nochmals fragen, so brauchte ich nur unbemerkt einmal diesem kleinen Manne gegenüber ein Wörtchen fallen zu lassen. Ich konnte sicher sein, daß er so-

gleich mit seinen Kenntnissen herausprudelte und mich gut unterrichtete.

Die verschiedenen Werften lagen ziemlich zerstreut. Eine jede Werft besteht aus mehreren Familienpontocks, dem Kraal für das Großvieh und demjenigen für das Kleinvieh (Schafe und Ziegen) sowie dem pontockartigen Bau, der den Unterschlupf für die kleinen Lämmer bildet. Nirgends fehlten einige bissige, ruppig aussehende Hunde; denn es ist bei den Eingeborenen Brauch, ihnen fast nichts zu fressen zu geben. Für geradezu sündhaft halten sie es, einem Hund die ihm zukommende Kost zu überlassen, die nach Ansicht der Leute weit eher hungrigen, umherlungernden Farbigen verabreicht werden müßte.

Wenn der Farmbesitzer nicht energisch durchgreift, so hat er bald seine ganze Farm mit Tagedieben besiedelt, die seinen eigenen Leuten alles Eßbare abbetteln, sie dafür aber aufstacheln und zu allerhand Schlechtigkeiten verleiten. Der Aufenthalt solcher Verwandten, Bekannten und Durchreisenden, die sogleich ihre Wohnungen auf der Farm aufschlagen wollen, darf nicht geduldet werden, da sie den Kälbern und Lämmern die Milch wegtrinken, und diejenigen Tiere, die nach Angabe der Wächterfamilien „von den wilden Tieren gefressen werden", eine zu hohe Zahl erreichen.

Beim wiederholten Fehlen von Vieh hatte ein Bekannter, wie er uns erzählte, seinen farbigen Postenmann zur Rede gestellt. Der nahm dies sehr übel und entgegnete entrüstet: „Ei, mein Baas, warum schiltst du mich? Vergleiche doch deine Viehherde mit der Herde deines deutschen Nachbars, dessen Hirte weit mehr gute Tiere fressen läßt. Bei mir dagegen vermißt du im Jahre höchstens nur zwei bis drei fette

Hammel. Also sei lieber zufrieden mit mir, da ich bedeutend anspruchsloser bin."

Wir beobachteten einzelne Tiere, die gemolken werden sollten. Bei den Kühen ist die Milch oft recht schwierig zu erlangen, weil sie diese durchaus nicht hergeben, sondern für ihre Kälber behalten wollen. Infolgedessen erfordert das Melken ein umständliches Verfahren. Der Kuh wird um die Hinterfüße ein Lederriemen geschlungen, der sie an der Fortbewegung hindert. Danach führt man ihr das Kalb zu. Laute freudige Begrüßung. Das Kalb saugt nun gierig an, wird aber nach einer Weile mit einem Stock zurückgejagt, damit in den Eimer gemolken werden kann. Sowie die Kuh gewahr wird, daß ihr Kalb nicht mehr trinkt, zieht sie die Milch zurück. Das Kalb muß also wieder herangelassen und wiederum entfernt werden. Dies wiederholt sich in kurzen Unterbrechungen, da sonst die Kuh die Milch vollständig verweigert. So entsteht ein andauernder kleiner Kampf zwischen dem Melkenden, dem Kalb und der Kuh. Zum Schluß läßt man das Kalb in aller Ruhe aussaugen. Recht wilde Kühe lassen sich überhaupt nicht melken; es gelingt, wie ich gesehen habe, nicht einmal ihr Einfangen.

Auch die Bockis (Ziegen) waren keineswegs geneigt, bereitwillig Milch zu spenden. Mit geübtem Griff werden sie deshalb am Hinterfuß erfaßt, festgehalten und nach rückwärts gemolken. Sobald ihnen genug Milch abgenommen ist, werden ihre Lämmer zugelassen. Dann gibt es ein lustiges Treiben, da die niedlichen, langohrigen Zickchen sehr stürmisch aus dem Lämmerkraal herausjagen, um hungrig die Mutter zu suchen. Hin- und Herrufe werden laut, aber alles findet sich in kurzer Zeit zurecht. Mit durstigen Zügen

trinken die kleinen Ziegen den Rest der Milch. Irren doch noch einige Lämmer kläglich meckernd umher, dann erbarmt sich ihrer ein Viehhirte und führt sie der richtigen Mutter zu. Es ist verwunderlich, wie die Hirten stets für jedes Lamm trotz der großen Anzahl die betreffende Mutter anzugeben wissen.

Sind die letzten Tiere gemolken, so treibt man das Vieh zum Wasser, ausgenommen die kleinsten Lämmer und Kälber, die noch nicht mit auf die Weide gehen und von Kindern in der Nähe der Werft gehütet werden. Zunächst werden sie den Müttern abgejagt und im Kraal eingeschlossen gehalten, um sie am Nachlaufen zu verhindern.

Im Revier (Flußbett), dessen Sand während der Regenzeit große Mengen Wasser aufgesogen hat, auch Grundwasser führt, ist eine „Pütz", ein tiefes Wasserloch, gegraben, in die Stufen hinabführen. Unten schöpft ein Mann und reicht den Eimer hoch, dessen Inhalt in den bereitstehenden Wassertrog gegossen wird. Steht das Wasser sehr tief, so müssen drei bis vier Menschen in Abstufungen in die Pütz hinein, um sich das Wasser herauf zu reichen. Ringsum liegt ein Kranz aus Dornensträuchern, der das Zutreten der Pütz verhindern soll.

Das Vieh wird nun in Abteilungen an den Wassertrog herangejagt. Es trinkt sich ordentlich voll, so daß die Seiten zusehends herausquellen, und wird dann von dem Hirten mit aufmunternden schnalzenden Zurufen auf die Weide getrieben. Das Tränken der Herden an den Wasserdämmen vollzieht sich einfacher, d. h. ohne Schöpfen.

Den Hütejungen hängt seitwärts am Gürtel, der ihren Schurz festhält, eine gar sonderbare Waffe. In findiger Weise haben sich nämlich diese kleinen Hirten von Bandeisen,

das sie auf einer Seite zur Schneide geschliffen haben, eine Art Messer zurecht gemacht, mit dem sie eifrig herumhantieren, schnitzen, erlegte Tiere zerteilen usw. Auch einen Bogen mit Pfeilen führen sie mit, um Vögel, Mäuse und Hasen zu jagen, die sie dann stolz, am Gürtel befestigt, heimtragen.

Behäbig schreiten die Schafe, Fettschwanzschafe, deren Schwänze eifrig pendeln, einher. Mit der Wolle ist es bei dieser Rasse nicht weit her. Umsomehr sind dafür ihre langen, breiten Schwänze ausgebildet, die bei jedem Schritt, den sie tun, lebhaft umherwackeln. Das Fett dieser Schwänze ist überaus geschätzt und ergibt oft drei bis vier Pfund schönes Schmalz, das, mit Zwiebeln und Wurstkraut aufgebraten, fast so gut wie Gänseschmalz schmeckt und auch sonst zum Braten und Backen sehr viel verwandt wird.

Recht beweglich dagegen sind die weißen, schwarzen, rehbraunen, grau, braun geflammten Bockis (Ziegen), insonderheit die kleinen, niedlichen Zickchen. Wie behend hüpfen sie so die Abhänge herauf und herab. Zuweilen entsteht sogar ein solches Gedränge, daß man einige Beinbrüche befürchtet, und doch löst sich das Gewirr wieder ebenso schnell auf. Die munteren, zierlichen Tiere setzen mit lustigen Sprüngen die steile Wand hinunter, naschen bald hier, bald dort einige Blätter, blicken sich neugierig um, schütteln ihre langen Ohren und setzen in ausgelassenen Sprüngen davon.

Friedel jubelte unter ihnen umher, streichelte bekannte Tiere, die früher unter //Goabebs Aufsicht für den Milchbedarf beim Hause gehalten worden waren. Er rief sie auch mit zärtlichen Namen an, die wir ihnen einstmals beigelegt hatten. Namentlich unser „Grauchen", ein blaugraues Zicklein, tat sehr erfreut, drückte in gewohnter Weise sein Köpfchen

an uns und zeigte sich in gewandten Sprüngen, wie ehedem auf dem Okombaher Hofe, wo es sich in halsbrecherischen Kunststückchen produziert hatte. Kunstgerecht sprang es dort auf eine Tonne, setzte geschickt seine Füße auf einen Fleck, drehte sich langsam im Kreise herum, hüpfte hinunter, um dann dasselbe Spiel zu wiederholen.

Alle Tiere sind gezeichnet. Sie haben durch die Merkschere einen Kleeblattausschnitt im Ohrzipfel erhalten.

Zwischendurch kläfften //Goabebs Hunde gewaltig. Sie führten die schönen Namen „Käse“ und „Mundvoll“. Letzterer hatte nämlich seinem ausgeprägten diebischen Sinne diesen Namen zu verdanken. Von den acht schönen Pferden war nur noch eins übrig geblieben. Hererobanden hatten sie noch im März 1905 weggefangen und verspeist. Das achte Pferd kam ganz verängstigt nach Okombahe gelaufen. Mein Schwager ahnte nichts Gutes, ging auf die Farm hinaus und fand bestätigt, daß seine sämtlichen Pferde verschwunden waren, außerdem die zwei Pferde des Bergdamara-Kapitäns Cornelius.

Eine ausgesandte schwarze Patrouille überraschte die Attentäter an den gefüllten Fleischtöpfen und brachte sie heim. Alles Fleisch, das die Diebe nicht sogleich bewältigen konnten, hing in Streifen geschnitten zum Trocknen in den Bäumen. Meinem Schwager war der Verlust der Pferde sehr schmerzlich, da es wertvolle Tiere gewesen waren, die schöne Einnahmen gebracht hätten.

Die Sonne stand schon ziemlich hoch am wolkenlosen Himmel, als wir noch gemeinschaftlich einen kleinen Rundgang machten. Noch war die Luft rein, klar und erfrischend.

Bald befanden wir uns an der Stelle, wo vor einigen Jahren eine Löwenjagd stattgefunden hatte. Ein Viehwächter

hatte damals gemeldet, es befänden sich auf der Farm Löwenspuren. Mein Schwager machte sich sofort auf den Weg, um die Sache zu untersuchen; denn die Anwesenheit eines Raubtieres war gleichbedeutend mit sich wiederholendem Viehverlust. Seine sämtlichen Wächter nahm er mit auf die Suche. Der zaghafte Keetmann, der als Wahrsager des Platzes nicht geringes Ansehen genoß, wollte zwar vor Schreck krank werden, jedoch Mercker durchschaute ihn und verbat sich dies beliebte Manöver. Und Keetmann gehorchte, ohne zuvor seine Würfelsteinchen um bevorstehende Wendung der Dinge zu befragen.

Man folgte der frischen Spur, bis sie in einem Busch endete, vor dem ein angenagtes Stück Fleisch lag. Es war klar, hier mußte die Bestie ruhen. Der Busch sollte zunächst in einiger Entfernung umstellt werden. Da nahten seitwärts Menschen. Es waren fünfzehn bewaffnete Bergdamara, die der Kapitän Cornelius ausgeschickt hatte, um den Löwen, der nachts auf dem Platz Okombahe am Wasser gewesen war, zu töten. Sie waren ebenfalls der Spur gefolgt, die sie hierher geführt hatte. Nun taten sich alle zusammen, um ein richtiges Kesseltreiben zu veranstalten. Die Büsche, in denen der Löwe saß, wurden gut umstellt und die laut bellenden Hunde darauf gehetzt. Sofort erschien eine stattliche Löwin. Auf ein Kommando fielen sämtliche Schüsse, und zu Tode getroffen brach die Löwin zusammen. Unter lautem Halloh wurde ihr das schöne Fell abgezogen und das Fleisch unter die schwarzen Schützen verteilt. Dann ging's im Trabe zurück nach Okombahe. Voran ein Bergdamara, der sich ganz in das Löwenfell eingehüllt hatte und schauerlich anzusehen war. Wiederholt drehte sich diese wunderliche Gestalt um, stampfte mit dem Fuße auf und schrie dazu im Takt: „Bum-bum, bum-

bum". Der Chor fiel kräftig ein: „Bum-bum, bum-bum", ebenfalls unter gleichmäßigem Stampfen mit den Füßen. Auf die verwunderte Frage meines Schwagers, was dies sonderbare Gebaren eigentlich zu bedeuten habe, lautete die Antwort: „Ja, Mister Mercker, das machen wir zur Herzstärkung, die jungen Leute bekommen dadurch Mut."

Der Zug bewegte sich im Takte weiter: „Bum-bum, bum-bum". Die ersten Pontocks von Okombahe kamen in Sicht. Männlein und Weiblein strömten zu Hunderten dem Jagdzug entgegen. Furchtsam und laut kreischend wichen manche dem unheimlich aussehenden Vorläufer im Löwenfell aus, andere schlossen sich beherzt, laut lachend, an.

Und weiter ging es: „Bum-bum, bum-bum", bis zum Hause des Kapitäns, wo Halt gemacht wurde. Hier waren bereits alle farbigen Bewohner Okombahes versammelt; denn die Nachricht von der gelungenen Löwenjagd hatte sich durch lauten Jubel wie ein Lauffeuer verbreitet. Das lebhafte Stimmengewirr verstummte ganz plötzlich. Eine Grootmannsfrau trat in den Kreis der Jäger und begann einen wilden Tanz, den sie mit einem Namaqua-Liede, in dem die Löwenjagd verherrlicht wurde, begleitete. Jeder lauschte ihrem Vortrag, alles beobachtete ihre erläuternden Bewegungen.

Mein Schwager gab zur Feier des Tages einen Schmaus. Noch lange hinterher blieb das große Ereignis auf den Werften Tagesgespräch am Feuer der Bergdamara. Mercker erhielt den Beinamen: „Der Löwentöter". Das wertvolle Fell der Löwin, das mein Schwager kaufte, schmückt in Deutschland bei seiner Schwester die Wand eines hohen Zimmers.

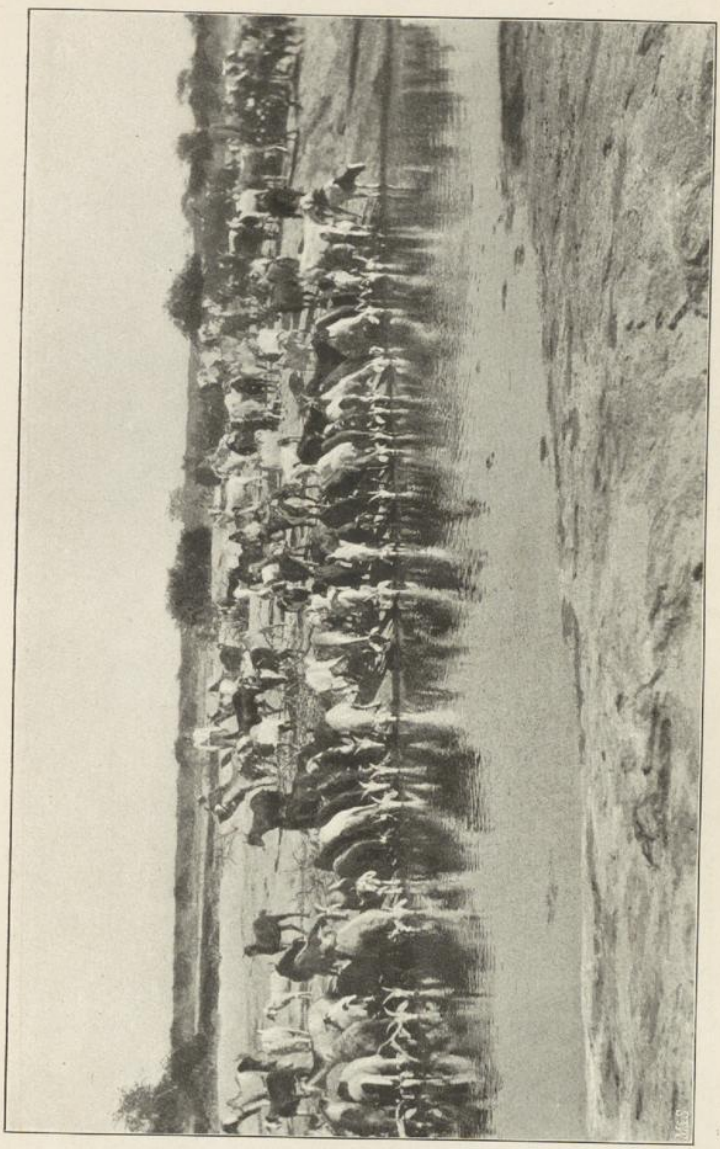
Während ich in Okombahe war, sollen sich nachts zwei-

mal Löwen auf dem Platz gezeigt haben, aber ich habe sie weder gehört noch gesehen.

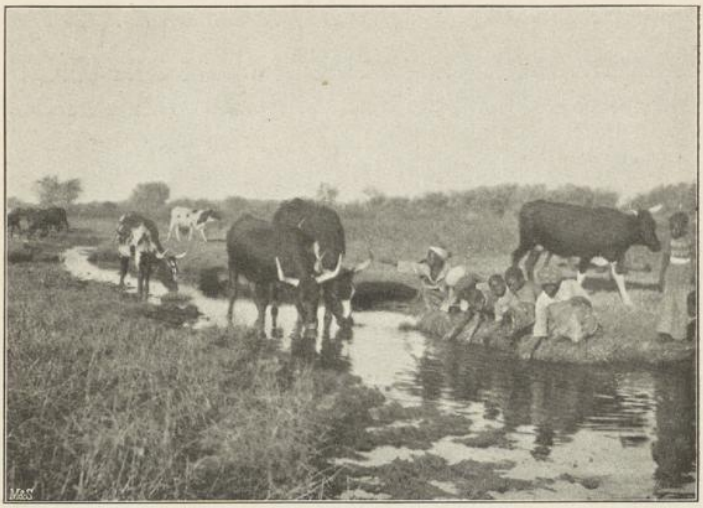
Für weit gefährlicher gilt der Leopard. Mein Schwager fing diese Bestien auf seiner Farm mit der Falle. Das war noch gefährlich genug. Die gereizten Raubtiere sind schwer zu töten; mit der schweren Falle stürzen sie sich auf den Angreifer. Ein sicherer Schuß ist unbedingt erforderlich, wenn der Angriff nicht übel enden soll. Der Leopard ist überhaupt unberechenbar, besonders wild die Leopardin.

Einstmals hüteten zwei Bergdamaraknaben auf Okombaher Grund eine Herde. In einem Felsspalt entdeckten sie zwei niedliche kleine Leoparden, nach denen der eine Hütejunge seine Hand ausstreckte, während der andere ihn eindringlich warnte, dies lieber nicht zu tun. Aber der Knabe hörte nicht und nahm die Tierchen an sich.

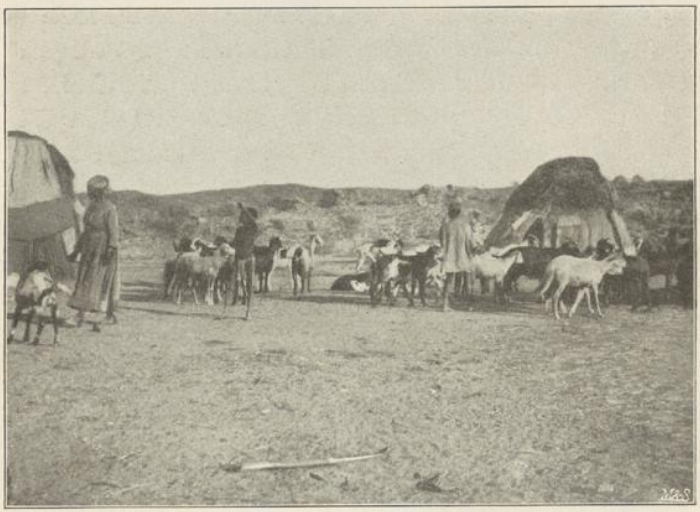
Doch kaum hatten sie eine Strecke Wegs zurückgelegt, als schon in gewaltigen Sprüngen die Leopardin fauchend nachgesetzt kam. Zu Tode erschrocken warf der Knabe schnell die Jungen fort, doch es half nichts, die wütende Bestie stürzte sich trotzdem auf ihn und riß ihm durch einen Schlag mit der Tatze die ganze Kopfhaut los, so daß sie ihm über das Gesicht herunterhing. Sein Gefährte lief auf und davon, um von der elterlichen Werft Hilfe zu holen. Man bewaffnete sich schleunigst und eilte der Unglücksstätte zu. Nach längerem, vergeblichem Suchen fand man die Stelle, von der sich aber inzwischen der Knabe in rasenden Schmerzen fortzutasten versucht hatte. Vor Erschöpfung war er jedoch nicht weit gekommen, zumal die Kopfhaut durch Blut und Staub derart am Gesicht angetrocknet war, daß er nichts mehr um sich her sehen konnte. Man trug den Unglücklichen nach Hause. Vorm Pontock wurde die schreckliche Wunde mit Wasser gereinigt



Kleinvieh (Bocks) am Stauweiher auf Merckers Farm.



Großvieh im Revier.



Kleinvieh, rechts Fettschwanzschafe.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

und mit Fett eingerieben, die ebenfalls gewaschene Kopfhaut zurückgeschlagen und mit einem bunten Kattuntuch verbunden. Es heilte alles ausgezeichnet. Nach einem Monat war der Knabe wieder frisch und munter und konnte in Karibib eine Bambusenstelle ausfüllen. Nur die breiten Narben erinnern noch an das gefährliche Abenteuer. Die Schwarzen haben eben eine ausgezeichnete „Heilhaut". Die unglaublichsten Verwundungen, denen der Weiße unfehlbar erliegen würde, heilen bei ihnen trotz mangelnder Sauberkeit mit beinahe lächerlicher Selbstverständlichkeit.

Bisweilen wurden gefleckte oder gestreifte Hyänen mit der Falle gefangen. Diese ruppigen, scheußlichen Tiere lauern heimtückisch hinterm Busch, bis sich das Vieh naht, während die wilden Hunde — Hyänenhunde —, die ein ebenso scheußliches Aussehen haben und meist in Rudeln umherstreifen, ihre Beute durch eine Hetzjagd erlangen.

Wird eine Kuh von einer Anzahl wilder Hunde angefallen, so ist sie im Nu „gerissen".

Die Eingeborenen verspeisen alles Fleisch, ganz gleich, ob es vom Schakal oder der Hyäne stammt und stinkt. Es füllt so schön den Penz bis zum Platzen an.

Mein Schwager stand auch als Jäger bei den Eingeborenen in gewaltigem Ansehen, und diese behaupteten, jeder Schuß meines Schwagers träfe und das Fleisch des von ihm erlegten Wildes sei süß und besonders wohlschmeckend.

An Wild war auf der Farm kein fühlbarer Mangel. Zahlreiche Gems-, Stein- und Springböcke, Kudu-Antilopen, deren stattliches Gehörn besonders schön ist, belebten die Gegend. Auch viele Springhasen waren vorhanden. Ihre Vorderfüße sind weit kürzer als die langen Hinterfüße, ihre Fortbewegung ist daher ein drollig aussehendes Hüpfen,

ähnlich wie beim Känguruh. Auch gab es Schakale, die gern Lämmer wegholten, sowie Erdferkel, Dachse, Wildschweine, Paviane und Leguane. Letztere, die aussehen wie Miniatur-Krokodile, schmeckten gar nicht schlecht und erinnerten, zu Gelee eingekocht, sehr an Aal.

An den Wasserdämmen zeigten sich Schlangen in jeder Größe bis zu fünf Metern Länge und in verschiedenster Färbung. Man konnte sie sogar schwimmend im Wasser sehen. Am Wasser waren auch zwei Arten von Schildkröten anzutreffen und Ochsenfrösche von der Größe eines kleinen Huhnes. Der Name dieser Tiere rührt von ihrem Geschrei her, das dem fernen Brüllen eines Ochsen ähnelt.

Seltener ließen sich Strauße blicken. Von den Vögeln kannte ich nur wenige. Zahlreich waren vertreten: Sandhühner, bunte Papageien, Schwalben, Perlhühner, deren Gefieder entzückend schwarz und weiß getupft ist. Stare, Sperlinge, Bachstelzen, Kiebitze, Regenvögel, schwarze Störche, Pelikane, Adler, Aasgeier, Falken, Tukhähne, Kuckucke, Reiher, Habichte, große Trappen, hier Pau genannt, Wasserwachteln, wilde Tauben, Kranichgeier oder Sekretäre und kleine dunkle Vögel, so groß wie Sperlinge, mit etwa 20 Zentimeter langen Schwänzen, belebten die Wasserstellen.

Gar sonderbar nehmen sich die hängenden Nester der Webervögel aus, die Sommerwohnung dieser Tiere, während sich ihr eigentliches Nest versteckt im Buschwerk befindet. An den Zweigen etlicher Bäume sind diese hängenden runden Finkennester, die der Wind leise schaukelt, in großer Anzahl vertreten. Das eifrige laute Gezwitscher verrät sie auf große Entfernung. Anfangs glaubte ich, ein solcher Baum stehe mit sonderbaren Früchten reich beladen da, bis ich beim Näherkommen die Nester gewahrte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

In einem kleinen Nebenrevier wäre meinem Schwager einst beinahe viel Vieh ertrunken. Zur Regenzeit ging ein gewaltiger Platzregen in den nahen Bergen nieder, der im Nu die großen Dämme füllte und den ganzen Boden überflutete. In größter Aufregung kam die Frau Khaχa — eib angerannt und meldete: „Kommt schnell, alles Vieh wird im Revier ertrinken." Die heimwärts ziehenden Herden hatten nämlich gerade das Revier durchschreiten wollen, als die rasende Flut von den Bergen herab kam. Der Angestellte und die Viehwächter gingen ins eiskalte Wasser hinein, mit Mühe dagegen ankämpfend, um die Tiere herauszuziehen. An einen Baum angeklammert, damit ihn der reißende Flußlauf nicht wegspülte, hing kläglich schreiend Khaχa — eib, selbst ganz hilflos, in jedem Arm ein Lamm haltend. Nachdem man ihn und die meisten Tiere glücklich herausgeschafft hatte, wurden in den Pontocks große Feuer angezündet, an denen sich die erstarrten Menschen und Tiere aufwärmten, trockneten und von dem großen Schreck erholten.

Bestieg man auf der Farm meines Schwagers eine der Höhen, so bot sich dem entzückten Auge ein wundervoller Rundblick auf Gebirgsland, saftige Weidegründe, deren zartes Grün sich weithin zog, auf das breite, wasserleere Omaruru-Revier und prächtigen Wald.

Während in Deutschland das fast durchweg großblättrige Laub eine mehr gesättigte grüne Farbe besitzt, ist das afrikanische Laubwerk zumeist zierlich, reich mit Dornen gemischt, und fast graugrün zu nennen. Wie sollen auch die Bäume soviel Saft für eine üppige Blätterkrone aus dem trockenen Erdreich herausschaffen. Anders ist es natürlich bei denjenigen, die nahe dem Revier stehen und demzufolge Grundwasser haben.

Diesen Sorten fehlen nicht die großen, kühlen Schatten spendenden Blätter, den ich bei den andern, kurz geschoren aussehenden Bäumen so sehr vermißte.

Überall grünen und blühen Dornenbüsche aller Art, niedrige bis zu mannshohen, mit längeren oder kürzeren grünen, grauen, braunen Dornennadeln versehen. Andere — die Aru-Sträucher — besitzen kleine Widerhaken, von denen man sich ohne Risse nur schwer befreien kann, weshalb der Volksmund sie treffend: „Wach en beetje“ (warte ein bißchen) benannt hat. Rote Kirschen, auch Rosinchen genannt, hellrote Nüsse oder dunkelrote Blütenscheiben sind an anderen Bäumen sichtbar und verschiedentlich blühen Baumkronen ohne Blätter in seltsamen weißgrünen Federbüscheln.

Allenthalben prangen enzianähnliche Blumen, lilienartige Gewächse, der gelbe Morgenstern und das afrikanische Edelweiß mit seinen weißlich behaarten Blüten und Kakteen mit tellerförmigen, braunroten, samtartigen Blumen. Aus den Samenkapseln der wilden Baumwollsträucher wehen gelblichweiße Flocken. Die hohen Aloen recken sich aus dem frischen Grün des Buschwerks wirkungsvoll hervor. Akazien und Kaktus geben der Pflanzenwelt das Gepräge.

Ich hatte mir auf dem Wege einen Strauß duftender, blauer, heliotropähnlicher Blumen, zarter Blätter und zierlicher Gräser geordnet. Sehr hübsche, lilienartige rosa Blüten mußte ich wegen ihres allzu starken Wohlgeruchs wegwerfen, da er Kopfweh verursachte.

Rings umher sproß das frische, saftige Gras empor, das gleich vielen Sträuchern, den Ana-, /Nara- und //Gana- (Kamelbaum) Pillen (schotenartige größere und kleinere Früchte), willkommene Nahrung des Viehes war.

Das in Büscheln stehende, meterhohe Gras besitzt die gute

Eigenschaft, auch trocken im Halm als Heu den Nährwert beizubehalten. Einernten ist daher nicht nötig, das Vieh, daran gewöhnt, frißt es gern, zieht umher und weidet, wo sich gute Stellen bieten. Insofern hat es ein Farmer in Südwest gut; denn beschwerliche Erntearbeiten fallen weg, ebenso der Bau von Scheunen, in denen das Futter für die Herden aufgespeichert wird.

Auch für Stallgebäude braucht nicht Sorge getragen zu werden. Das afrikanische Vieh übernachtet zu jeder Jahreszeit im Kraal, einer kreisförmigen Dornenumzäunung, die zumeist in der Mitte einen schattenspendenden Baum aufweist. Seine Tür wird durch zwei eingerammte Pfähle gebildet, zwischen die ein Dornenbusch fest hineingezogen wird und in einfacher Weise den Eingang verschließt. Den wilden Tieren gelingt es nur schwer, durch diesen Dornenzaun hindurch zu kommen. Das Vieh bleibt darin also ziemlich sicher vor ihren nächtlichen Angriffen. Auf dem Hof in Okombahe waren dagegen für das dort vorübergehend gehaltene Vieh zwei Kraale vorhanden, die von Mauern aus Lehmsteinen gebildet waren.

Minder angenehm ist die Rückkehr zum Lager in der Mittagssonne. Der sonnendurchglühte Erdboden strahlt intensiv die Hitze zurück, und die senkrecht stehende Sonne sendet stechend ihre glühendsten Strahlen herab.

Solch ein Gang ins Grüne macht gesunden Hunger. Der Einfachheit halber wird ein fertiges Gemüse (Erbsen und Schoten) und gebratene wilde Tauben mitgebracht. Dazu kaltgestellte Tomatensuppe, die vorzüglich schmeckt. Am rasch aufflackernden Feuer sind die Gerichte bald erwärmt sowie einige Kartoffeln gekocht.

Jeder war sich nun selbst überlassen und konnte ganz nach

Wunsch lesen oder schlafen. Mich überkam ein Gefühl von großem Behagen, so schön war's in der freien Natur. Friedels begeisterte Worte: „Ach, Tante, in Afrika ist's zu schön, einfach zu schön!" fanden vollen Widerhall in meinem Herzen.

Sore—eib spielte währenddessen mit Friedel. Meine Schwester und ich beobachteten die beiden unbemerkt. Sie bauten von grünen Zweigen und Steinen an einer markierten Wasserstelle ein Farmhaus auf, um das bald eine stattliche Viehherde, bestehend aus den Früchten des Kamel- und Narabaumes, graste. Der kleine Bursche durchlebte mit Entzücken nochmals die am Vormittag gewonnenen Eindrücke. Sore—eib hatte viele gute Einfälle und brachte ihn immer auf neue Gedanken. Er versuchte Friedel klar zu machen, daß er einmal später Besitzer der schönen väterlichen Farm würde. Friedel war aber viel zu sehr in sein Spiel vertieft, um diesen Belehrungen Gehör zu schenken.

Claudius, den man stets, wenn er noch gar nicht sichtbar war, schon weithin an seinem lustigen Lachen erkannte, saß nicht allzuweit entfernt und arbeitete sich einen neuen Vorschlag zur Swip. Zuerst hatte er hierzu ein Stückchen Kudufell gegerbt und in schmale Streifen geschnitten, die dann sorgfältig gedrillt wurden. Meistens verbrauchen sich diese Peitschenvorschläge sehr schnell. Daher halten sich die Treiber gleich Ersatz im Vorrat, den sie nach und nach ans Ende der Peitsche anknüpfen, damit der Vorschlag beim Schwingen in der Luft den harten Knall verursachen kann, der die Ochsen in Angst und Schrecken versetzt und sie zu flinkerem Anziehen antreibt.

Der Tag neigte sich seinem Ende zu. Es mußte an die Heimfahrt gedacht werden. Die Ochsen ließen sich ungern einspannen, deshalb mußte auch Sore—eib mit zugreifen. Durch wuchtige Schläge trieb er die Tiere, denen er die schönsten

zoologischen Namen gab, heran, bis alle wohl geordnet in der Reihe standen und den einzelnen Paaren, die zusammengehörten, die „Joche" übergeworfen und diese durch „Struppe" und „Scheite" befestigt werden konnten.

Angenehme Kühle fächelte uns auf der Heimfahrt der Abendwind entgegen und die Sonne vergoldete mit mildem Licht, Abschied nehmend, unsere ganze Umgebung. Als wir zu Hause anlangten, war es schon beinahe finster geworden.

Kurz vor meiner Heimreise unternahmen wir im April 1908 eine dreitägige Fahrt über die ganze, sich meilenweit erstreckende Farm. Dies war schon lange mein Wunsch gewesen, nur hatte bisher mein Schwager stets Bedenken gehabt, denn so weit draußen sei es für uns zu unsicher, da sich noch immer herumstreifende Hereros in der weiteren Umgegend bemerkbar machten.

Nach Sonnenaufgang begann die Reise in üblicher Weise. Auf Jonib — karrub (deutsch: Trichter des Jonib), wo mein Schwager eine Hererofamilie: Petrus, Carolina, Kariatundu (deutsch: der Werfterbe) mit einem Posten Vieh stationiert hatte, wurde zuerst Halt gemacht. Diese Wasserstelle war eigenartig in Felsen eingebettet, sie führte wie ein Trichter hinab. Carolina empfing uns holdlächelnd mit vielen guten Wünschen und Verbeugungen. Ihre Schuhe, die sie höchst selten anzog, trug sie, wie fast immer, stolz in der Hand. Zumeist lautet nämlich der erste Wunsch, den die Bambusen ihrem Herrn zu äußern pflegen: „Gib Schuhe."

So wenig diese Familie, wie die Hereros im allgemeinen, zur Arbeit in Hof und Garten Lust verspürte, so gut eignete sie sich als Viehwächter, wenigstens sahen die Tiere durchweg vortrefflich aus. Carolina hatte

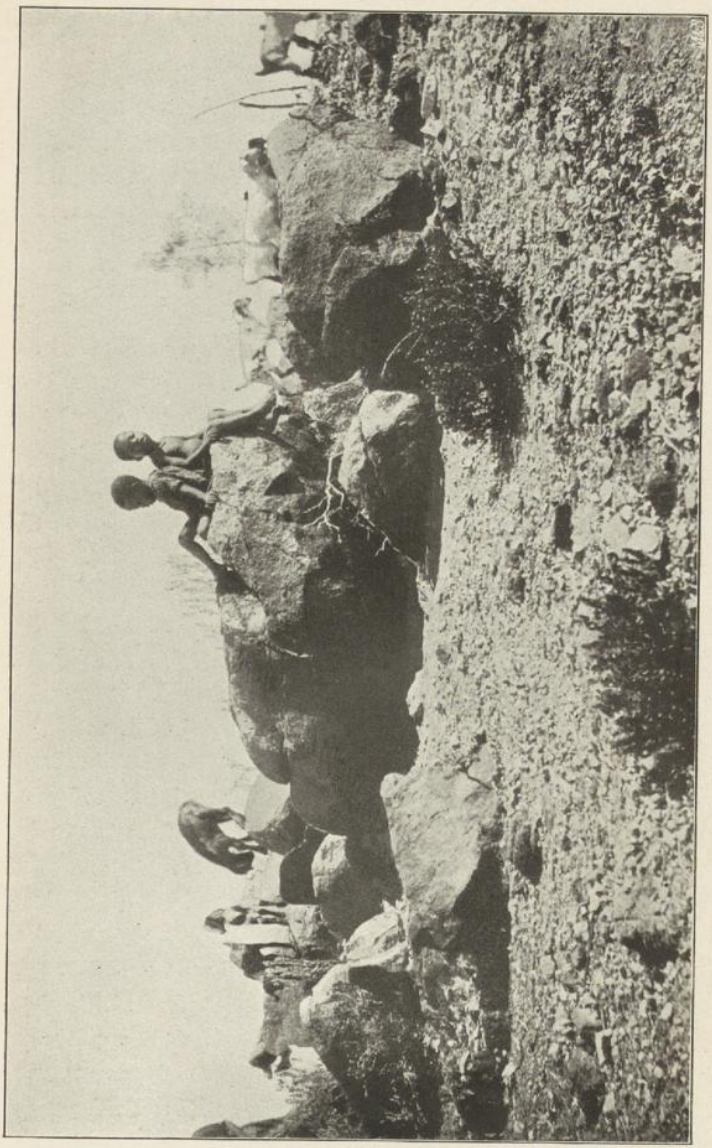
mir, wenn sie für uns die tägliche Milch hereinbrachte, schon oft erzählt, wie schön es draußen zwischen dem Groß- und Kleinvieh sei, wo eben ein Herero hingehöre. Auf diesen Botengängen hatte sie eines Tages ihre Schuhe, um sie zu erproben, angezogen. Das Unglück aber wollte, daß sie, während der Eimer auf dem Kopfe balanzierte, auf ihr Schuhband trat, der Länge nach hinfiel und die ganze Milch verschüttete. Dies Mißgeschick meldete uns ihr Mann mit vielen verworrenen Reden, aus denen wir schließen mußten, Carolina habe sich wenigstens Arme und Beine gebrochen. Weil Petrus für diesen bedauerlichen Vorgang keine Schelte bekam, ging er befriedigt heim.

Nach kurzem Aufenthalt fuhren wir bis „!Hati—ǂaus“ (Brunnen am !Hati-Baum), wo Stefanus mit einem großen Posten Vieh saß. Immer grüner, immer schöner wurden die Weidegründe. Bäume aller Art, darunter Ebenholz, wilde Feigenbäume, †Hũis-Schoten (gutes Viehfutter), Buschwerk und verschiedene Sorten Gras reihten sich aneinander. Zahlreiche Blumen, große, kleine, leuchtende und unscheinbare, brachten Farbe in die wogende Grasfläche. Ganze Strecken waren gelb überflutet vom Morgenstern, einem hübsch blühenden Rankengewächs, das aber, sowie es abgeblüht ist, scheußliche runde Früchte, besetzt mit unzähligen Dornen, trägt, die sich in die Füße einbohren und sehr lästig werden können. Gegen Abend trafen wir in !Hati—ǂaus ein. Die Ochsen wurden zum Wasserdamme geführt, wo sie sich nach der beschwerlichen Fahrt satt tranken.

Meine Aufmerksamkeit zog sofort der Damm auf sich, da ich von derartigen Bauten schon viel gehört, aber noch keine gesehen hatte. Dieser Damm, der etwa 4 Meter hoch und 60 Meter lang ist, ist rechtwinklig gebaut. Die hohe ab-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Staudamm !Hati-tsaus (Deutsch): Brunnen am !Hati-Baum) auf Merckers Farm.
Unten Kleinvieh an der „Pütz".



Kleine Lämmerhirten.

schüssige Rückseite befestigten zwei große Pfeiler. Leider war das gesammelte Wasser schon verbraucht bis auf die in der Mitte liegende, reichlich Wasser bergende Pütz, an der das Vieh getränkt wurde.

Nahe dabei lag noch eine Felspartie //Khuiti — !haus (Schanzenfels), die wohl geeignet zu einem Fangdamm war, den mein Schwager zu bauen beabsichtigte. Einige Leute blieben deshalb zurück, um diese felsige Fläche vom angespülten Sande zu reinigen. Später wollte mein Schwager mit den Farbigen das Aufmauern der Wand beginnen. Früh morgens ging ich zum Damm, um beim Tränken des Viehes zuzusehen und photographische Aufnahmen zu machen.

Mittags „treckten" wir dann weiter und fuhren stundenlang durch eine herrliche Gegend. Solch prächtige Weide hatte ich noch nie gesehen. So weit man sah, Wald und hohes Gras, das wie ein Kornfeld wogte, überhaupt Kornähren ähnelte, nur einen anderen, wundervoll zarten, silbernen Schimmer hatte. Wohin man den Blick auch wandte, überall ausnehmend schöner Weidegrund, der sich Meile für Meile gleichblieb. Nun erst konnte ich die Begeisterung richtig verstehen, mit der mein Schwager stets von seiner großen, schönen Farm sprach. Und all dies ausgedehnte, vortreffliche Weideland wäre wertlos gewesen, wenn nicht die vielen Dämme, die das Regenwasser auffingen und festhielten, zum Tränken des Viehes gebaut worden wären. So wurden Mühe und Fleiß reichlich gelohnt. Ehedem war das Land Eigentum der Hereros gewesen; diese hielten es wegen des Wassermangels für wertlos und verkauften es an meinen Schwager.

Am fernen Horizont zeichneten sich die Gebirgszüge blaudunstig ab. Aloe und Termitenhaufen in allen Formen und

Größen ragten aus dem Buschwerk hervor. Die höchst eigenartigen Termitenbauten, die nach und nach in vielen Jahrzehnten entstehen, hatten hier ein kupferrotes Aussehen, da sie aus rotem Sande gefertigt waren. Stunde auf Stunde verrann, ohne daß sich der Ausblick sonderlich änderte; alles wogende Grasfläche.

Mit Sonnenuntergang erreichten wir das auf der Farm gelegene Okahandja (deutsch: da, wo sich alles sehr vermehrt; nicht zu verwechseln mit der gleichnamigen Stadt an der Staatsbahn). Nahe bei den Wasserdämmen wurde ausgespannt. In der Abenddämmerung sah ich nur so viel, daß die Anlagen großartig waren und beide 60 und 80 Meter langen Dämme im Zusammenhange standen.

Die Abendluft war mild und angenehm. Der Mond, den eine blendende Sternenpracht umgab, schien mir weit größer zu sein als daheim. Entzückende weiße, rosig gesäumte Wölkchen ballten sich in unbeschreiblicher Zartheit zu phantastischen Gebilden am tiefblauen Firmament zusammen oder lockerten sich und glichen leichten, duftigen Schleiern, die ein sanfter Windhauch auseinander wehte. Das südliche Kreuz erstrahlte in ruhiger Klarheit und Schönheit. Ich verlor mich in den wundervollen Anblick und dachte mit wehmütigem Bedauern, daß in wenigen Wochen meine Abschiedsstunde schlagen und ich dann niemals mehr die Schönheit einer afrikanischen Nacht genießen würde. Aber die Erinnerung an das, was ich lieb gewann, ist mir geblieben.

Noch lange saßen wir am Lagerfeuer. Friedel stimmte ein Lied an. Gemeinsam sangen wir nun unsere schönen deutschen Lieder in die Nacht hinaus. Auch //Goabeb, der zu einem Plauderstündchen bei unseren Wagenleuten erschien, sang sein: „!Gũn ta re, !gũn ta re, ẽta Jesuba mũ re“ (Laßt

mich gehen), ein Lied, das ich stets gern in der eigenartig klingenden schnalzenden Nama-Sprache hörte.

In der Morgenfrühe des anderen Tages war an den Wasserdämmen ein lustiges Treiben. Zuerst kam eine Herde Schafe angerannt, so schnell, daß ihre langen, dicken, breiten Fettschwänze lustig hoch flogen und um die Wette wackelten. Als sie ihren Durst gelöscht hatten, ging's wie auf Kommando im schnellen Lauf hinaus ins Gras.

Würdig, in gemessenem Schritt, kam nun das Großvieh zum Wasser, alles stattliche, hübsche Tiere. Unter lautem Gemecker trabte eine Herde Bocki (Ziegen) hinzu, kniete nieder und trank. Die Hirtenfamilien, uns zu Ehren in hellen Staatskleidern, liefen dazwischen umher, riefen die Tiere an und trieben sie mit Schnalzern auf die Weide, wobei einige wütend kläffende Hunde halfen.

Nachdem alles Vieh getränkt war, wurde eingespannt, denn bis Mittag mußte ein weiter Weg zurückgelegt werden. Friedel wäre gern noch geblieben, da er unter den kleinen schwarzen Kindern viele Spielgefährten entdeckt hatte. Sie zeigten ihm ihre kleinen, vorschriftsmäßig gebauten und mit Lehm abgeputzten Pontocks für ihre Puppen (in Lappen gebundene Steine), dazu kleine Kraale mit Viehherden. Das ganze Spielzeug bestand aus Holzstückchen und Steinen, galt aber dem kleinen, lustigen, lebhaften Völkchen bald als dies, bald als jenes. Ich habe oft bemerkt, daß die farbigen Kinder mit geringen Zutaten ganz reizende Spiele veranstalten können und so in sie vertieft waren, daß sie alles selbst zu erleben glaubten. Eine kleine Prügelei als Zwischenspiel war dabei nichts Ungewöhnliches. Meinungsverschiedenheiten wurden auf diesem bei der Jugend überall beliebten Wege schnell beseitigt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bald gelangten wir auf unserer Fahrt an ein Gelände, das meinem Schwager manche aufregende Erinnerung aus der Aufstandszeit wachrief.

Unsere Mittagsrast wurde an der Wasserstelle !Aru — ams (Mund am !Aru-Baum) gemacht. Ringsumher standen schöne Gräser und Blumen, die ich zu einem Strauß geordnet für Deutschland sammelte. Mit der Hitze ging es an, deshalb konnte nach dreistündigem Aufenthalt weiter „getreckt" werden. Überall, wohin man auch blickte, das gleiche Bild: prächtige Weidegründe.

An der Wasserstelle /Gammam (deutsch: Doppelmund) wurde gehalten, um zwei Wasserdämme anzusehen. Einander ähnlich waren die aufgemauerten Staudämme, die ich sah, eigentlich alle, und doch wiederum ganz verschieden, je nach dem Gelände.

Stunde auf Stunde verrann; wir näherten uns Okombahe. Mit anbrechender Dunkelheit kamen wir nach Hause, wo uns unsere Hereros freundlich begrüßten. Wohl geordnet fanden wir alles vor, denn die Leute hatten gut hausgehalten. Mit peinlicher Sauberkeit war von Anna die Milch besorgt, aufgestellt oder gekocht, die Eier eingesammelt, das Federvieh gefüttert worden. Hans hatte den Garten versehen und einen hohen Berg Brennholz in der Küche aufgestapelt. Die flinke, nette Ella hielt in der Küche auf Sauberkeit. Selbst reichlich Wasser fand ich vor, kurzum, alles war in musterhafter Ordnung. Ich freute mich lebhaft darüber. Ein Bergdamara hätte das nicht so pflichttreu besorgt, sondern wäre in der Zwischenzeit seinem Vergnügen nachgegangen.

Mir kam unwillkürlich der Gedanke, wie es doch sonderbar sei, daß dieselben Hereros, die vor wenigen Jahren mordend und raubend durchs Land gezogen waren und

grauenerregende Scheußlichkeiten verübten, nun als Diener der verhaßten deutschen Nation in Garten, Hof und Küche ihre Arbeit zur Zufriedenheit ausführten. So hatte ihr Vorhaben eine ungeahnt gute Wendung genommen. Sie mußten sich recht schwer hineingefunden haben, weil sie einen unbeschreiblich dünkelhaften Hochmut besaßen. Immerhin sieht man daraus, daß die Not auch die Eingeborenen arbeiten lehrt. Und wenn die Eingeborenen unserer Kolonie bis auf weiteres scharf angefaßt und beaufsichtigt werden, so können wir hoffen, sie noch zu ganz brauchbaren Mitarbeitern unserer Ansiedler zu erziehen.

6. Die Arbeit an den Wochentagen.

Die Sonne geht in diesen Breiten mit ziemlicher Gleichmäßigkeit gegen 5 Uhr morgens auf und abends zwischen 6 und ½7 Uhr unter. Das ist für den regelmäßigen Gang des Haushaltes recht angenehm. Sowie sich die Sonne zeigt, werden Menschen und Vieh munter. Jeder geht an die ihm angewiesene Arbeit.

Die „Perle" Anna ergriff Riemen und Milcheimer, um gemeinsam mit einer anderen Hererofrau das Melken der zehn Kühe zu besorgen, die für den täglichen Bedarf an Milch nahe dem Hause gehalten wurden. Alles andere Vieh war natürlich draußen auf der Farm.

Der Hererobambuse Hans schulterte den Besen und klapperte mit Handbesen und Schippe gemächlich ins Haus hinein, um die Reinigung der beiden Wohnräume und des Eßzimmers in Angriff zu nehmen.

Nachdem ich mich um den Kaffee bekümmert hatte, sah ich mich nach Hansens Tätigkeit um, denn er liebte es, die Zimmer in Kreisform auszufegen und alles, was nicht im Bereich dieses Kreises lag, unbeachtet zu lassen, es sei denn, daß er einmal zur Abwechselung mit kühnem Stoß auch die Ecken mit Kehricht versah und sich so auf höchst einfache Weise den Gebrauch von Schippe und Handbesen ersparte.

Waren nun alle Winkel nochmals einer gründlichen Bearbeitung unterzogen, so begannen wir gemeinschaftlich mit dem Staubwischen. Mit besonderer Sorgfalt wurde gleich-

zeitig auf Termiten gefahndet, die zuweilen durch nächtliches Zernagen von Sachen großen Schaden anrichten können. Sie verschonen nur eisenharte Gegenstände, die ihnen zu großen Widerstand bieten. Alles, was an den Wänden hängt, muß daher sorgfältig beobachtet werden. Manchmal legen sich die Tiere sogar an ihnen schwer zugänglichen Dingen richtige, frei hinausragende Laufgänge ein, bis sie das zur Betätigung ihrer Zerstörungswut ins Auge gefaßte Ziel erreicht haben. Ähnlich arbeitet an den Wänden auch eine blaue Wespenart, die große, vorstehende Hörner anbaut, in die sie ihre junge Brut und viele grüne Raupen einkapselt. Meine Stube, in der bei guter Witterung zumeist die Fenster offenstanden, hatten sie sich vorzugsweise ausersehen. Mit größtem Eifer machte ich ihnen ihr Arbeitsfeld streitig, indem ich beständig hinter ihnen her war, beginnende Bauten zerstörte und in die Löcher Petroleum hineingoß.

Bisweilen leisteten mir die grauen, flachen Hauseidechsen hierbei bewundernswerte Dienste. Sie legten sich auf die Lauer und verspeisten jede hervorkommende Termite erbarmungslos. Diese harmlosen, hellgrau schillernden und gefleckten Tierchen können schließlich ganz zahm werden, wenn man ihnen mitunter Fliegen einfangen hilft.

Unangenehm dagegen war mir stets das Erscheinen von Mäusen, die in Afrika sehr groß geraten. Wenn sich durch ein knusperndes Geräusch solch ein Eindringling bemerkbar machte und sein Versteck gar durch das Sichtbarwerden des langen Schwanzes verriet, wurde so lange Jagd gemacht, bis das Tierchen eingefangen war, um später, im Feuer gebraten, einem der Bambusen ein Leckerbissen zu werden.

Doch zurück zur Arbeit des Tages. Inzwischen hatte ich das Mittagessen ans Feuer gerückt. Dann wurden die

übrigen Zimmer und die Veranda instandgesetzt. Die Küche im Nebengebäude zu haben, hat wohl sein Angenehmes, weil die Wohnräume kühler bleiben, anderseits aber ist das Wirtschaften dadurch erheblich erschwert. Nun machte sich Anna auf, Wasser zu holen, das sie in Eimern auf dem Kopf aus dem Garten herauftrug. Dann putzte sie Fenster, ihren langsamen Bewegungen gemäß jede Stunde zwei.

Gegen Mittag fanden sich der Bambuse Hans sowohl wie Anna in der Küche ein, um das Aufwaschen des Kaffee- und Frühstücksgeschirrs zu besorgen. Um 11½ Uhr wurde eine Ruhepause gemacht, die Leute gingen in ihren Pontock, wir aßen unser Mittagbrot. Nach Tisch, während der heißesten Stunden des Tages, wurde Mittagsschlaf gehalten. Um 2 Uhr, in der heißen Zeit um ½3 Uhr, traten die Leute wieder zur Arbeit an. Wir tranken Kaffee, der den gesunkenen Lebensgeistern etwas aufhalf, und gingen dann gleichfalls unseren Pflichten nach.

Anna säuberte das Mittagsgeschirr, Hans sorgte für Holz und Wasser. Da wir ausschließlich auf Holzfeuerung angewiesen waren, wurden trockene Baumstämme mühsam hergerichtet und mit dem Ochsenwagen von der Farm abgeholt. Das Zerkleinern dieses Holzes konnte zuweilen außerordentlich schwierig und anstrengend sein. Viele Beile gingen beim Aufkloben entzwei; denn einige Stämme waren hart wie Eisen und ließen sich nur mit vieler Mühe zerkleinern. Jeder Bambuse suchte sich diese Arbeit zu erleichtern, indem er sich mit großer Umständlichkeit die mürben Stücke heraussuchte. Besonders Isaak verweilte hierbei mit auffallender Ausdauer. Manchmal befürchtete ich, er könnte sich durch seine Faulheit Schaden tun, wenn er sich die allerunterſten Baumstämme, die aussahen, als seien sie leichter zu bewältigen, mit

größter Anstrengung hervorzerrte. Die anderen Bambusen lachten belustigt und riefen ihm zu: „Seht doch den Isaak, er tut bannig schwere Arbeit!“

Wenn man Holz kaufen muß, so kostet eine Fuhre 30 bis 40 Mark. Wir verbrauchten im Monat zum Backen und Kochen ungefähr zwei Wagen voll.

Wöchentlich einmal mußte Anna als Waschfrau antreten. In wunderlicher Positur setzte sie sich auf die Erde nieder, streckte ihre Beine, als hätten die Knie kein Gelenk, weit von sich und begann alsdann mit derben Griffen die Wäsche hin und her zu wringen, zu reiben, zu zerren, wie es beim Gerben der Felle gewohnt war. Dies forsche Zugreifen flößte mir ein gelindes Bangen ein, fürchtete ich doch für die Haltbarkeit unserer Bekleidungsgegenstände. Die Sunlight-Seife zeigte ihre rühmenswerte Wirkung; die heiße Sonne übernahm das Bleichen, und das Abkochen der Wäsche wurde dadurch überflüssig. Weniger widerstandsfähige Kleider wusch ich, um sie unversehrt zu erhalten, am liebsten selber. Das Spülen, Blauen, Stärken, Aufhängen und Legen der Wäsche besorgte ich zusammen mit meiner Schwester, ebenso am darauffolgenden Tage das Plätten.

Anfangs hatten wir die Hererofrauen hierzu herangeholt, gaben aber schließlich die Hoffnung wieder auf, ihnen etwas beizubringen. Im heißen Klima wird natürlich ein häufiger Wäschewechsel nötig, und schnell sammelte sich eine beträchtliche Menge Leibwäsche und waschbarer Anzüge und Kleider an. Um nun Anna diese ihr unliebsame Beschäftigung etwas verlockender erscheinen zu lassen, wurde sie dabei immer mit Kaffee und Brot bewirtet.

Besondere Sorgfalt mußte auf die Zubereitung der Speisen verwandt werden. Nicht allein wohlschmeckend

mußten die Gerichte sein, sondern auch dem Klima entsprechend bekömmlich. Denn dadurch läßt sich manche Erkrankung verhindern. Aus gleichem Grunde wurde jeden Abend Trinkwasser abgekocht, das nachts erkaltete und fast nichts an Wohlgeschmack einbüßte.

Die Suppen wurden zum Erkalten auf Teller gefüllt und auf das Fensterbrett gesetzt. Hatten sie eine Stunde in schattiger Zugluft gestanden, so waren sie durch die schnelle Verdunstung eiskalt. Auf dem Gebiete der Kochkunst konnte durch altbekannte und neuere afrikanische Rezepte leicht eine große Abwechselung geschaffen werden, zumal da der Garten mancherlei schönes Gemüse und Obst lieferte.

Jung-Friedel hielt sich sehr gern in der Küche auf, um mir, wie er sagte, zu helfen. Da er keine Spielgefährten hatte und mit schwarzen Kindern nur unter unserer Aufsicht spielen durfte, ließ ich ihn gewähren, obgleich er, wenn es viel zu tun gab, oft im Wege stand.

Schaden konnte es ihm ohnehin nicht, wenn er frühzeitig einen Einblick in die Hauswirtschaft tat. Für seinen späteren Beruf konnte ihm dies nur von Nutzen sein. Der Farmer muß eben alles verstehen.

Nicht übermäßig beliebt waren bei uns in der Hitze die Fleischgerichte, um so willkommener aber den farbigen Leuten. In Windeseile zerteilten selbst die kleinsten Bambusen jedes Tier kunstgerecht und verfehlten nie, ein Gelenk richtig zu treffen. Machte man selbst einige Schnitte, so mußte man sehr vorsichtig und geschickt dabei zu Werke gehen, denn die gespannt beobachtenden Bambusen verfolgten unbemerkt jede Bewegung. Gelang die Zerteilung, so verrieten sie ihren Beifall einstimmig durch viele: „ih! ih!“ (ja, ja!). Wäre es mißglückt, so hätten sie sich jedoch tagelang im Pontock darüber lustig gemacht.

Das Fleisch verdarb erklärlicherweise sehr rasch, besonders wenn die geschlachteten Tiere in der Mittagsglut von der Farm hereingeschafft wurden. So kam es vor, daß das Fleisch schon am anderen Tage grünliche Stellen zeigte und nicht mehr zu genießen war. Die Hauptsache war, die zerteilten Stücke voneinander in schattiger Zugluft, z. B. unter dem überstehenden Dache, aufzuhängen. Drohte schwüle Hitze vor einem Gewitter, so wurde fast das ganze Fleisch von den Knochen gelöst, in schmale Streifen geschnitten, etwas gesalzen und im Schatten an luftigem Ort gedörrt. So entstand das in Südwest viel verwandte Bulltong, das sich mehrere Monate hindurch hält und sowohl im Haushalt wie auf der Pad verbraucht werden konnte, besonders auch für Bambusenkost als willkommene Beigabe galt.

Für unseren Tisch wurde das Fleisch zu Beefsteak und feinen Klopsen verarbeitet sowie Filet und eine Keule angebraten, ohne Wasser hinzuzugießen; so hielt es sich dann besser. Sämtliches Fett wurde sortiert und sofort ausgebraten.

Die Herstellung von Wurst oder Räucherwaren im Haushalte bewährte sich bei uns nicht sonderlich, da sie dem Verderben zu sehr ausgesetzt waren. So beschränkt man sich im allgemeinen darauf, das Fleisch, wie es im Lande erprobt und üblich ist, zu verwenden und verzichtet wohl oder übel auf allerhand Delikatessen, die man in Deutschland gelegentlich eines Schlachtfestes zubereiten würde.*)

*) Anders, wenn man über die erforderlichen Einrichtungen verfügt. Das Beispiel des ostafrikanischen Farmers Illich auf der Domäne Kwai (Usambara) beweist, daß man bei sorgfältiger fachmännischer Behandlung wohl gute Wurst- und Räucherwaren herstellen kann. Und was in dem feuchteren ostafrikanischen Klima gelingt, sollte wohl auch in der trockenen Luft Südwests möglich sein.

Obwohl wir die Leute bei dieser Arbeit fortwährend unter den Augen hatten, stahlen sie trotzdem noch eine Menge. Bei einem sehr schlanken Bambusen fiel mir auf, daß seine Bluse immer steifer abstand, wiewohl ich neben ihm arbeitete und von einem Verschwinden des Fleisches nichts gemerkt hatte. Als alles fertig war und die anderen Leute schon in den Pontock gingen, machte sich diese rundliche Gestalt in aller Harmlosigkeit weiter in der Küche zu schaffen und wollte sich schließlich mit freundlichem Lächeln entfernen. Da sagte ich: „Me tjioua ove omurangaranga. Ove va vaka kotorra." (Ich weiß, du bist schlecht. Du hast gestohlen, gib es zurück.) „Muhonna, ami? Kako, kako, hinokutjioua." (Gebieterin, ich? Nein, nein, ich weiß von nichts.) „Mo korra ovizeze, o korra ovizeze, ove va vaka, me tjioua." (Du lügst, lüge nicht, du hast gestohlen, ich weiß es.) „Ami? Hi no ku korra ovizeze." (Ich, ich lüge nie, niemals.) Es half ihm nichts, er mußte die Falten seiner Bluse öffnen und ein großes Stück Fleisch nach dem anderen herausholen. Als nun schon 4 bis 5 Pfund schönes Filet dalagen, meinte er, nun habe er alles hergegeben. Nach einigem Zureden meinerseits kam aber noch ein ungefähr zweipfündiges Stück Fett zum Vorschein. Mit betretener, schuldbewußter Miene entfernte sich der Bursche. Die Zerknirschung rührte aber wohl hauptsächlich von meiner Ankündigung her, daß er zur Strafe diesmal nichts von dem frischen Fleisch zu essen bekommen sollte. Vorkommnisse ähnlicher Art waren mir schließlich nichts Neues noch Überraschendes mehr. Jedenfalls können Taschendiebe von diesen farbigen Gaunern noch erfolgreich lernen.

Jeden Freitag nachmittag wurde gebacken. Dieser Tag war eigentlich der anstrengendste, aber ich hatte ihn nicht ungern; konnte ich doch auf diesem Gebiete meine Kenntnisse

erweitern. Daheim rührt man zwar die Kuchen und Torten auch selbst ein, überläßt dann aber die größten Schwierigkeiten dem Bäcker. In Afrika dagegen heißt es, zuerst den Sauerteig richtig zuzubereiten und das Brot in anderer Art, und zwar in großen Formen, herzustellen. Sauerteig erhält man durch eine Mischung von Mehl, gelbem Zucker und lauwarmem Wasser. Noch besser ist es natürlich, wenn man einen Rest des letzten Brotteiges aufgehoben hat und mit untermischt, was eine schnellere Gärung bewirkt. Ist nach etwa drei Stunden der also hergerichtete Sauerteig, den man auf dem Herd warm stehen läßt, fertig, so wird er in eine bereitgehaltene große Schüssel ins Mehl hinein getan, dem eine Handvoll Salz beigefügt ist. Nun knetet man die Masse mit einer Zugabe von lauwarmem Wasser so lange tüchtig mit den Händen durch, bis der Teig ein fertiges Aussehen hat. Dann werden eingefettete Blechformen mit dem Brotteig zur guten Hälfte angefüllt. Sofort erhalten sie einen warmen Standort und müssen außerdem mit wollenen Decken oder Federkissen belegt werden. Nach ungefähr 2 bis 3 Stunden ist der Teig locker hochgegangen und muß, wenn das Brot nicht zu sauer werden soll, baldigst in den Backofen eingeschoben werden. Inzwischen ist für die geeignete Hitze im Backofen zu sorgen; er muß mit dicken Holzscheiten angefüllt werden, die in einer Stunde niederbrennen. Die mittels einer Harke zusammengekratzte Glut herauszubringen, ist gar nicht einfach, da einem die Hitze erschreckend entgegenschlägt und große Erschöpfung verursacht. Oft mußte ich selbst mit zugreifen, da der Bambuse, der ohnehin stöhnte, zu langsam war und somit zu viele Hitze verloren ging. Die glühenden Kohlen werden in einem Eimer ins Freie befördert. Sie dienten uns später als Material für das Plätteisenfeuer. Ist

das ganze Feuer glücklich ausgezogen, so muß der Backofen mit einem nassen Sack ausgewaschen werden, damit jeder Funken erlischt. Über den Schornstein ist zweckmäßig ein nasser Sack zu breiten, um das Entweichen der Hitze zu verhindern.

Jetzt sind die Vorbereitungen zur Bäckerei beendet. Das Brot wird eingeschoben, ebenso die aus Mehl, Butter, Milch, etwas Salz und dem nötigen Backpulver eingerührten und mit der Hand geformten Semmeln, die viele Hitze brauchen und zuletzt, um bräunlich-knusprig zu werden, leicht mit Wasser abgerieben werden müssen. Hat sich die größte Backofenhitze gemildert, so kann der Kuchen hineingesetzt werden. In Ermangelung von Hefe mußten wir ihn durch Backpulver zum Hochgehen bringen.

Soweit wäre bei uns, abgesehen von der Hitze, die Bäckerei nicht übermäßig schwierig gewesen, wenn nicht der Ofen, der gar nicht zuverlässig war, das Gelingen manchmal gefährdet hätte. Doch allmählich hatte ich ihm jede Laune abgelauscht. Ich schob bald die eine Form weiter oder tauschte, um die richtige Hitze zu erzielen, einige Bleche miteinander aus. Hatte der Kuchen zuviel Oberhitze, so wurde er zugedeckt. Stand er von unten zu heiß, änderte ich dies durch einige Ziegelsteine, auf denen er dann gleichmäßige Temperatur bekam. Auf diese Weise mußte die Hitze entsprechend geregelt werden. Kam dann alles appetitlich duftend, fertig gebacken zum Vorschein, so freute ich mich und dachte nicht mehr an die mancherlei Brandwunden, die ich mir fast jedesmal beim Auswechseln der Formen und Bleche zuzog. Sogar feinere Kuchen, Auflauf und Torten, gelangen schließlich.

Unsere Leute taten immer sehr erfreut, wenn sie von

unserem Brote zu essen bekamen, da es, wie sie meinten, viel wohlschmeckender war als ihr primitives Aschbrot. Dies in der Asche gebackene Brot wird häufig auch von Reisenden „auf Pad" hergestellt. Was ich jedoch davon zu sehen bekam, war ein steinharter Klitsch, den nicht jeder vertragen kann. Wir nahmen uns auf der Pad stets gut ausgebackenes Brot mit. Wurde es in feuchte Tücher gehüllt, so hielt es sich gegen 14 Tage, und Bäckerei wurde unterwegs nicht nötig.

Zuweilen buk ich auch in einem großen dreifüßigen Eisentopfe, unter den und auf den glühende Kohlen getan wurden, ein Brot oder den Sonntagskuchen.

In Südwest sind auch die Männer, besonders diejenigen, die einsam wohnen oder den Krieg mitgemacht haben, durchaus nicht unerfahren im Kochen und Backen. Oft wurde in Herrengesellschaft ernsthaft darüber geredet. Selbsterprobte Rezepte wurden gern zum besten gegeben. Fast jeder aber meinte, daß er hier viel lieber Kuchen esse als in Deutschland. Ebenso aßen einige Zucker mit vollen Händen, besonders die, die schwer am Fieber litten.*)

Den Hühnerhof, die Milchwirtschaft, teilweise auch die Beaufsichtigung der Leute und der Gartenarbeit hatte meine Schwester unter sich.

Schon in aller Frühe erhebt sich in den Hühnerställen ein gewaltiger Tumult. Sobald die Tür aufgeschlossen wird, stürzen die Hühner — bei uns etwa hundert — hungrig und durstig heraus und müssen mit Korn oder gequollenem Reis gefüttert werden. Da nun das Federvieh im Freien auf steinigem Boden nicht genug Nahrung findet, wartet es den ganzen Tag auf Futter. Sowie sich meine Schwester zeigte,

*) Es ist eine alte Beobachtung, daß im heißen Klima ein starkes Bedürfnis nach vermehrter Aufnahme von Zucker eintritt.

flog und rannte ihr die muntere Schar erwartungsvoll entgegen und begleitete sie überall, wohin sie sich wandte.

Grünes Kraut fressen die Hühner besonders gern, daher wurden Arme voll davon aus dem Garten heraufgeschafft. Die Gemüseabfälle kochten wir und verwendeten sie zur Fütterung des Federviehs. Dadurch gelang es, einen höheren Wohlgeschmack und bedeutenden Eisengehalt der Eier zu erzielen.

Die zur ergiebigen Ausnutzung des Eierlegens fürsorglich gebauten Nester ließen bei uns die Hühner meistens unbeachtet, weil sie sich lieber in die verborgensten Schlupfwinkel zurückziehen.

Das Aufsuchen der besonders gut verborgenen Nester übernahm Friedel. Ohne sich durch uns Störenfriede gehindert zu fühlen, nahmen einzelne Hühner sogar von den Madeirastühlen der Veranda Besitz, deren Decken und Kissen sie zerkratzten, um sich ein Nest daraus herzustellen. Ein Fortjagen nützte nicht viel, sie kehrten beharrlich zurück.

Zur heißen Zeit begannen alle Hühner zu brüten; sie liefen dann, wenn wir ihnen in den Weg kamen, kampfbereit auf uns zu. Um die Wut zum Brüten einzuschränken, steckte meine Schwester die Glucken ins Wasser, sperrte sie ein und ließ sie hungern. Meist half dies. Diejenigen aber, bei denen auch dieses Verfahren nichts nutzte, wurden gesetzt und von meiner Schwester mit Nahrung versorgt. Kamen dann die kleinen niedlichen Küken zum Vorschein, so freuten wir uns alle über sie und verweilten gern im Hühnerstalle.

Einer Glucke gelang es, zwei Perlhühnereier, die mein Schwager von der Farm mitbrachte, auszubrüten. Solange diese Küken noch ganz klein waren, hatte die Hühnermutter ihre Freude an ihnen. Doch später machten sie ihr nur Ärger.

Es war zu drollig mit anzusehen, wenn die beiden flinken jungen Perlhühner über den Hof rannten und ihre Glucke, die die sonderbare Art ihrer ungeratenen Kinder nicht begriff, ihnen in höchster Entrüstung folgte, sie aber nicht erreichen konnte, weil es jenen Spaß zu machen schien, sich ihrer Obhut mit fabelhafter Schnelligkeit wieder zu entziehen. Zuletzt gab die gequälte Glucke jeden weiteren Erziehungsversuch an ihren beiden Pfleglingen auf, die ihr außerdem längst über den Kopf gewachsen waren, und ließ sie allein laufen.

Doch die beiden wilden Vögel wurden immer unausstehlicher, griffen friedfertige Hühner an, pickten auf die Hunde ein und machten sich, wenn sie auf Futter warteten, in unverschämter Weise durch heftiges Kratzen auf dem Wellblechdach bemerkbar. Aus dem Hühnerstall waren sie schon längst verbannt, sie nächtigten auf dem Hof in Bäumen. Als sie es zu arg trieben, erschienen sie als Braten auf dem Tisch.

Ab und zu, besonders zur kalten Zeit, kam es vor, daß die Hühner erkrankten, lahm und blind wurden und starben. Machten sich Anzeichen dieser Krankheit bemerkbar, so wurden die Hühner eingefangen und mit einem Löffel gepfefferten Rums behandelt. Außerdem gab es für diese Patienten nur gequollenen Reis und Aufenthalt im warmen Hühnerstall.

Wesentlich sicherer im Gedeihen waren die zahmen Tauben. Sie gehörten Friedel, der zwei Pärchen von nach Deutschland zurückkehrenden Soldaten geschenkt erhalten hatte. Diese hübschen Tierchen vermehrten sich sehr schnell. Auch ungebetene Gäste, die grauen wilden Tauben, fanden sich hinzu, so daß bald ein stattlicher Schwarm auf dem Hofe und vor dem Taubenschlage umherflatterte. Die Hühner fürchteten sich anfangs vor ihnen, wohl weil sie glaubten, es seien

Falken oder Habichte. Raubvögel umkreisten nämlich sehr zahlreich den Hof und holten trotz guter Aufsicht manch kleines und größeres Küken vor unseren Augen weg.

Noch weit mehr gefürchtet waren die Schlangen, deren es viele verschiedene Arten gab. Zu ihnen zählten: Hornviper, die dünne, lange Baum- oder Peitschenschlange, Puffotter, Kobra, Mamba, Sand- und Riesenschlange, auch eine gelbe, kurze, dicke Art, sowie die große Ondara. Äußerst gefährlich war besonders die Spuckschlange, die ihr Gift, das wie Feuer brennen soll, weit von sich spritzt, und falls es in die Augen gelangt, heftigste Schmerzen verursacht. Ein Bekannter, dem dies Mißgeschick begegnete, wußte es genau zu schildern. Er büßte aber glücklicherweise dank geeigneter Behandlung sein Augenlicht nicht ein.

Vernahm man den gellenden Ruf: onjocka (Herero) oder /aob (Nama), der auf deutsch Schlange bedeutete, so war der Schreck groß. Die Hühner gackerten und versuchten ängstlich zu entfliehen, oder bildeten, wie erstarrt, einen Kreis um die sich aufrichtende Feindin.

War eine Schlange im Hühnerstalle eingekehrt, so mußte eine Ausräucherung durch schwelende Hörner- und Fellreste stattfinden. Durch diesen unangenehmen Geruch gelang es, den Eindringling herauszuärgern und meist ganz zu vertreiben.

Mein Schwager lockte einmal eine 4 Meter lange Schlange, die jede Nacht Hühner tötete, mit einem Feuerbrand aus dem Stall heraus. Sowie sie sich in der Tür zeigte, schlug er ihr geschickt den Kopf ab. Die Eingeborenen töten Schlangen durch Steinwürfe und Stockschläge. Immerhin ist hierbei jedesmal größte Vorsicht zu beobachten, da sich die gereizten Tiere sofort dem Angreifer zuwenden und erstaunlich

gewandt sind. Unserer Herero-Anna lief, als sie mit ihrem Hans Hand in Hand vor der Küche saß, eine Schlange über den Fuß. Eine andere umschlängelte beim Holzspalten Hansens Bein.

Gegen Schlangenbisse wird Tabaksaft aus der Pfeife angewandt. Gut ist es, wenn die Verwundung zuvor ausgesogen wird, dann Kreuzschnitte erhält, in die man das Gegenmittel einträufeln kann. Die Farbigen brennen sich die Stelle des Bisses mit Feuer aus, ehe sie Tabak hineintun. Erfolgreich wirkt gleichfalls ein sehr reichlicher Genuß von Milch oder Alkohol bis zur Betäubung.

Oft habe ich es angesehen, wenn Schlangen erlegt wurden, selber getötet habe ich nur eine. Geikhoi, das alte Bergdamara-Mütterchen, entdeckte nämlich eine lange, dicke Schlange auf unserem Hof. Sie bewaffnete sich sofort mit einem langen Riedstock, mit dem sie unter großem Geschrei stets vorbeischlug. Da griff ich zum Beil und zerteilte damit die Schlange, die dann ihre Beweglichkeit verlor und mit Steinen tot geworfen werden konnte. Noch sterbend sah sie sich nach einem Opfer um, dem sie zu gern ihre Giftzähne zu spüren gegeben hätte.

Unmittelbar vor der Tür, die vom Wohnzimmer auf den Hof führt, lag Leo, der treue Wächter, und meldete alles, was sich in seinem Bereich zutrug. Eines Abends knurrte er bedeutsam und wich ängstlich zur Seite. Mein Schwager leuchtete mit Streichhölzern heraus und bemerkte sogleich eine Schlange, die Einlaß begehrte. Schnell schlug er deshalb die Tür zu, und das zischende Getier war eingeklemmt. Schleunigst wurde dem wütend zischenden Reptil, das sich mit aller Gewalt aus dieser Folter zu befreien strebte, mit einem gut gezielten Stockhieb der Garaus gemacht.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ein andermal, als wir allein zu Hause waren, gab es ein ähnliches Erlebnis. Meine Schwester wollte aus dem Vorratsraum etwas holen, kam aber gleich wieder und sagte: „Komm schnell mit Licht, vor der Tür scheint eine Schlange zu liegen." Auch ich vernahm ein sonderbares Geräusch. Einige aufflammende Streichhölzer überzeugten uns, daß wir mit unserer Vermutung recht hatten. Eine aufrecht stehende Schlange hatte uns bemerkt, fühlte sich aber durch den Lichtschein sehr geblendet. Mit einer Eisenstange wurde sie glücklich ins Jenseits befördert und unser stiller Abendfrieden wieder hergestellt.

Nicht ganz so gefährlich sind die gelben und dunkelbraunen Skorpione. Letztere erreichen die Größe eines Krebses. Sie verwunden mit dem Schwanze, den sie mit größter Schnelligkeit vorwärts schlagen, während sie mit den Scheren nur festhalten. Sogar bis in die Küche verirrten sich diese abscheulichen Tiere. Erwischte ich eines, so warf ich es mit zwei Holzstückchen ins Feuer.

Die Milch wurde hauptsächlich zur Bereitung von Butter und Omeire, das Nationalgetränk der Eingeborenen, das aber auch von den Weißen als Erfrischung geschätzt wird, verwendet. Nachdem die frische Milch einige Stunden in flachen Schüsseln gestanden hatte, wurde die Sahne abgeblasen und diese, wenn die Menge genügte, gebuttert. Die abgesahnte Milch kam mit Vollmilch in zwei große Kalabassen, in denen sie sich durch Gärung in Omeire verwandelte. Der Preis für 1 Liter Vollmilch war durchschnittlich 50 Pfennig, für 1 Pfund frische Butter 2 Mark 50 Pfennig.

Die Leute, auch die Viehwächterfamilien, bekamen täglich frische Milch zu ihrer Kost. Die in Satten aufgestellte, dicke Milch schmeckte nur zur kalten Zeit, konnte aber zu Käse ver-

arbeitet werden. Gab es viel Butter, so schmolz ich den Überfluß ein, indem ich die Butter einige Stunden vorsichtig auf gelindem Feuer kochen ließ, abschäumte und zuletzt von dem Bodensatz befreite. Eingeschmolzene Butter hielt sich monatelang und schmeckte zum Backen und Kochen genau so gut wie frische.

Nachmittags beschäftigten meine Schwester und ich uns im Zimmer. Zuerst wischte ich wieder Staub, denn der starke Mittagswind sorgte dafür, daß genügend Sand und Staub in die Zimmer gewirbelt wurde. Oft jagte er in voller Heftigkeit dahin und bildete trichterförmige Staubsäulen, die in schnellem Tempo über die Erdoberfläche fortgetrieben wurden und jeden leicht beweglichen Gegenstand mit sich nahmen.

Dann wurde geflickt, genäht, geschneidert. Wir trugen eigentlich nur selbstgefertigte Kleider. Unter unseren Händen entstanden nicht nur einfache Haus-, sondern auch elegantere Sonntagskleider. Besonders praktisch fand ich die halbfertigen Leinenkleider, wie sie von jedem größeren Geschäft in Berlin zu erhalten sind. Auch Friedels Garderobe ging aus unserem Atelier hervor.

So gab es immer neue Beschäftigung neben den vielerlei Obliegenheiten im Haushalt. Um Langeweile zu empfinden, hatten wir gar keine Zeit, obwohl Okombahe in den beiden ersten Jahren nach dem Aufstande recht einsam sein konnte. Als sich dann aber die Kriegsunruhen mehr und mehr gelegt hatten, kamen auch nach unserem ziemlich abgelegenen Wohnort sehr oft Landsleute. Leider, und dies vermißten meine Schwester und ich am meisten, sah man nur selten Damen.

Mit Friedels Schulunterricht mußte frühzeitig begonnen werden. Der kleine 5½ jährige, lebhafte Junge wollte überhaupt nicht mehr im Zimmer spielen, sondern tollte am

liebsten den ganzen Tag im Garten oder auf dem Hof umher.

Wie schwer diese Aufgabe ist und wieviel Zeit sie kostet, merkt man erst, wenn man einmal in die Lage versetzt war, so einen jungen Wildling in die Anfangsgründe der Wissenschaft einführen zu müssen. So suchte ich denn eines Tages die mitgebrachte Tafel und Fibel hervor und versuchte, ihm die langweiligen Vorübungen zum ersten Buchstaben möglichst interessant zu machen. Solange der Reiz der Neuheit noch nicht verflogen war, ging es auch ganz gut mit uns beiden. Aber bald wurde dem Kleinen das lange Sitzen lästig, auch wollte er nicht recht einsehen, wozu all dies unverständliche Zeug sein sollte. Aber mit einiger Geduld brachte ich ihn schließlich so weit, daß er recht nett begriff und mir mit seinen drolligen Einfällen viel Spaß machte.

Immerhin ist das regelmäßige Unterrichten der lieben Kleinen für die afrikanische Hausfrau manchmal eine recht aufreibende Zugabe, zumal da es nicht jedermanns Sache ist, sein Schulwissen von sich zu geben und Kindern schmackhaft zu machen. Aber da ist nichts zu machen, die afrikanische Mutter wird in den allermeisten Fällen doch dran glauben müssen. Denn selten ist eine Schule so nahe, daß der häusliche Unterricht entbehrt werden kann, und die Fälle, wo mehrere Farmer zusammen sich einen Lehrer halten können, werden immer verhältnismäßig selten bleiben. Da kann man den Müttern nur raten, frühzeitig zu beginnen und die Kinder allmählich vor Beginn des eigentlichen Unterrichts manchmal in geeigneter Weise zu beschäftigen, damit sie ein wenig vorbereitet werden und ihnen das schwierige Geschäft des Lesens und Schreibens nicht ganz unvermittelt kommt. Ein frühzeitiger Beginn ist auch aus dem Grunde gut, weil die sowieso stark

in Anspruch genommene Hausfrau sich dann Zeit lassen und in aller Ruhe den Kindern den ihrem Alter entsprechenden Wissensstoff beibringen kann.

Hatten wir uns nun am Tage redlich abgemüht, so war das abendliche Zusammensitzen nach dem Abendbrot desto gemütlicher. Allerhand bekannte Zeitschriften, Bücher und Zeitungen, die wir mit den Bekannten auszutauschen pflegten, brachten uns mancherlei Abwechselung und Anregung. Hatten wir nichts Besonderes vor, so las ich aus meinen Tagebuchblättern vor.

Unangenehm wurde nur das Gewimmel von Insekten, die durch das Lampenlicht angelockt wurden. In unglaublicher Anzahl kamen sie hereingerauscht, summten, brummten in allen möglichen Tönen umher, um sich schließlich im Lichtkreis der Lampe zu sammeln. Die zierlichen Moskitos drängten sich besonders hinzu, große und kleine Käfer und buntschillernde Nachtschmetterlinge schwirrten durchs Zimmer. Die hüpfende Gottesanbeterin und Heuschrecken vervollständigten das bunte Getriebe.

Zur heißen Zeit ließ die köstliche Witterung der Abende einen Aufenthalt im Freien angenehmer erscheinen. Nach des Tages Last und Hitze, wenn die Sonne längst untergegangen war und der Abendhimmel mit seinen rosigen, purpurfarbenen Wölkchen verblaßte, war es ein Genuß, auf der Veranda zu sitzen.

Weiche Luft ruhte auf der ganzen Landschaft. Der leichte Abendwind trug uns den zarten Hauch duftender Blüten entgegen. Von fern erklang gedämpft der Gesang der Kaffern, ihr fröhliches Lachen und sonderbares Schnalzen ihrer Aussprache.

Ich richtete meinen Blick zum Himmel hinauf, wo der Mond, von wunderbarer Sternenpracht umgeben, leuchtete.

Bald nachdem die Dunkelheit hereingebrochen, wurde das Kreuz des Südens am Firmament sichtbar. Nicht, daß es besonders auffällig gewesen wäre, doch mir war es in seiner strahlenden Feierlichkeit lieb geworden, ich fand es jeden Abend wie von selbst. In weißem Streifen lief die Milchstraße über den ganzen tiefblauen Himmel; jedes Sternbild war deutlich sichtbar.

Manchmal flammte ein ferner Waldbrand auf, verursacht durch entflohene Hereros, die sich auf diese Weise Wild verschafften. Dies Niederbrennen von Grasflächen war ein seltsam unheimliches Naturschauspiel.

Dann erzählten meine Geschwister, wie es früher im Lande gewesen war. Mein Schwager berichtete von längst vergangenen Tagen, dem einstmals so stolzen Hererovolk, das die deutsche Herrschaft abzuschütteln versuchte, von den Deutschen, die die unschuldigen Opfer des unseligen Aufstandes geworden waren. Die Namen der befreundeten Farmer und Offiziere, die dem Aufstand zum Opfer gefallen waren, waren in unserm Fremdenbuche mit Kreuzen bezeichnet. Wenn man dieses durchblätterte, so konnte man sich nicht einer wehmütigen Empfindung erwehren, waren doch die meisten frisch und hoffnungsfroh in dies Land eingezogen, das ihnen so bald einen frühen Tod bringen sollte.

Allmählich verstummte die lebhafte Unterhaltung; unsere Gedanken beschäftigten sich wohl mit der Vergänglichkeit alles Irdischen und jenem hohen, ewigen Richter droben, der unser aller Geschick nach seinem Willen lenkt.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

7. Der Sonntag.

Der Sonntag unterschied sich wesentlich von den Wochentagen mit ihrer reichen Arbeit.

Morgens wurde ausnahmsweise ein Stündchen länger geschlafen. Friedel im strahlenden, weißen Anzug und mit lachenden Augen erkundigte sich pünktlich bei mir, ob er die Woche hindurch artig gewesen sei. War dies der Fall, so durfte er zur Belohnung einen Griff in meine Bonbondose tun. In seine eigenen Düten langte er selten hinein, der Inhalt war ihm mehr Spielzeug, um für seine Zinnsoldaten Lebensmittel zu markieren. Oft verschwanden die Süßigkeiten auch im willig geöffneten, unersättlichen Munde der Dienerschaft.

Zum Frühkaffee, den wir, wenn es die Witterung zuließ, gern auf der Veranda einnahmen, wurde der Sonntagskuchen gereicht. Ein duftender Strauß zierte den Tisch. Wir erfreuten uns der herrlichen Morgenkühle, der landschaftlichen Schönheit der Umgebung. Der breite Okombahe-Berg erhob sich stolz vor unseren Augen. Den Horizont begrenzte in blauer Ferne das imposante Erongo-Gebirge. Die durchsichtige, dünne Luft ließ jede Einzelheit des Bildes in wunderbarer Klarheit hervortreten. Tiefer Friede ruhte auf der ganzen Landschaft.

Die kleinen, flinken Hirten führten ihre Herden vom Wasser fort zur Weide, ein lustiges Treiben, dem man immer wieder mit Aufmerksamkeit zuschaute. Einige große Haus-

schwalben, die sich oben in der Verandaecke ein längliches Lehmnest gebaut hatten, zwitscherten umher. An den Wänden des Hauses liefen handlange, hübsch blau, rot und gelb schillernde Eidechsen mit riesig langen Schwänzen. Sie fingen Fliegen und andere Insekten, wobei sie ruckweise hoch und nieder wippten und dann geschwind davonhuschten.

Unsere Leute hatten den Tag für sich frei. Nur die allernötigsten Obliegenheiten im Haushalt wurden rasch erledigt. Die Perle Anna mit ihrem Hans beeilten sich ebenfalls in Haus und Küche, um dann mit ihren Landsleuten ihre freie Zeit in beschaulichem Nichtstun zu verbringen.

Überall herrschte nun Ruhe. Auf der luftigen Veranda trafen wir uns zunächst wieder. Hier pflegte mein Schwager eine längere Sonntagsandacht vorzulesen. War jedoch deutscher Gottesdienst im Missionshause angesetzt, so gingen wir dorthin. War unsere kirchliche Feier zu Ende, so vertieften wir uns in Zeitschriften oder schrieben Briefe.

Traf mitunter die Post ein, was zu den angenehmsten Ereignissen gehörte, so war die Freude groß. Schon von fern sahen wir den Stationsbambusen, einen 7jährigen Herero, nahen. In seiner Hand leuchtete im grellen Sonnenlicht die Post. Je näher er kam, um so gespannter waren wir, und in der Regel lief ich ihm ein Stückchen entgegen. Stets entspann sich zwischen uns dasselbe Gespräch: „Guten Morgen, Fräulein, ich bringe die Post.“ Er zog artig mit freundlichem Lächeln seinen Hut. „Guten Morgen, Aulap (deutsch: Groschen), gib nur her und warte ein Weilchen.“ Schnell wurden die Postsachen verteilt, jeder vertiefte sich in die eingelaufenen Briefe und Zeitungen. Ich wandte mich nach dem kleinen Boten um, hielt ihm Bonbon oder Kuchen hin und fragte: „Aulap, das ißt du wohl nicht?“ „Ei doch, gib nur, es wird

mir süß wie Zucker schmecken." „Da nimm." „Danki, danki." Der Kleine wollte gehen. „Noch eins, Aulap, du mußt schnell wachsen, damit du bald ein Sixpence (25 Pfennig) wirst." Er versprach's mit lustigem Lachen und trabte vergnügt davon.

Nun durchstöberte ich ebenfalls meine Post. Wie klopfte mir das Herz, wenn ich die Briefe aus der fernen Heimat öffnete! Einmal, zweimal, immer wieder wurden sie mit gleichem Eifer durchgelesen. Diese Grüße aus der heimatlichen Ferne weckten in mir zuweilen brennende Sehnsucht. Immer war es Friedel, der mir mit seinem sonnigen Gemüt, seiner Anhänglichkeit, seinen drolligen Einfällen über derartige, wehmütige Regungen hinweghalf.

Die Kirchenglocken luden hüben und drüben bei der evangelischen und katholischen Mission die schwarze Gemeinde zum Gottesdienst ein. Sauber gekleidete Gestalten strömten der evangelischen Kirche zu, denn für die katholische Religion zeigten die Bergdamara merkwürdigerweise keine Neigung.

Bald ertönten die bekannten Melodien einiger Choräle, allerdings in fremdländischer Sprache; der Gottesdienst begann. Nach der Liturgie schlug nochmals eine Glocke leise an, ein Zeichen für die Heiden, daß sie nun erst eintreten durften.

Es wurde still, lautlos still auf Okombahe.

Ich sorgte für das Mittagessen, denn Sonntags erwartete man etwas besonderes auf dem Tisch. Zumeist wurde schon um 11½ Uhr gegessen, da die große Hitze sonst jeden Appetit verdarb. Einer erfrischenden, kalten Obstsuppe folgte ein gebratenes Hühnchen mit Gemüse und Kompott. Als Nachtisch gab es irgend eine süße Speise oder Konfekt, wenn wir welches hatten.

Nach dem üblichen Mittagsschläfchen wurde um 3 Uhr zum Kaffee gerufen. Nachher blieb man für sich im Zimmer, es war noch zu heiß, um ins Freie zu gehen. Ein kleines Fingerchen klopfte bald energisch an die Tür. Ich rief „Herein!", draußen echote es „Herein!", Friedel war's, der zögernd ins Zimmer kam, um mich zu besuchen. Bald hatte er die illustrierten Hefte, die ich ihm zuschob, durchblättert und wollte von Deutschland schöne Geschichten erzählt haben. Oder er bat, ich solle ihm Tiere ausschneiden, Schiffe kniffen, Vögel oder einen Helm aus Papier u. dgl. anfertigen. Zuletzt spielte er allein oder untersuchte meine Schubfächer und warf meine Raritäten: buntfarbige Steine, Straußeneier, Schildkröten, Gehörne, Straußenfedern, Hereroketten, Trinkbecher, Kirri, Dolche, Pfeile mit Bogen, Ovambo-Flechtarbeiten aus Palmenfasern und eine 4 Meter lange Schlangenhaut durcheinander. Meine Kisten waren reichlich angefüllt. Was sollte ich auch alles nach Deutschland mitbringen. Daß ich nur nichts vergaß! Einer wünschte Hörner, der andere Straußenfedern, der dritte Schmetterlinge und Käfer, der vierte Briefmarken, Steine, irgend eine Rarität usw. usw. Bald aber wurde Friedel unruhig: „Tante Maria, heute ist doch Sonntag, wir wollen mit deiner Hängematte ins Wäldchen gehen." Gut, wir gingen. Nicht weit vom Hause befestigten wir unsere Hängematte zwischen zwei mittelgroßen Dornbäumen. Die gewählte Stelle war entschieden gut getroffen, da stattliche, schattige Bäume sie einschlossen. Leises Vogelgezwitscher klang durch das Gebüsch. Über uns wölbte sich ein tiefblauer Himmel. Ich fühlte mich froh und glücklich. Kein Mensch war sichtbar weit und breit. Wir schaukelten uns vergnügt; mit der Zeit brauchten wir weniger zu rechnen, denn es war ja Sonntag.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Eines Tages tauchte im Gebüsch eine Schar Negerkinder auf, sie stürzten neugierig auf uns zu, brachen in lebhaftes Erstaunen aus und hatten nichts Eiligeres zu tun, als die uns bergende Hängematte zu Häupten und zu Füßen zu ergreifen und in schwungvollem Tempo hin und her zu bewegen. Erschrocken rief ich: „Naxure! naxure!“ (laßt doch sein), aber da war es auch schon geschehen. Der dünne Strick konnte dieser Wucht nicht standhalten, er riß, wir lagen unsanft auf der Erde. Allgemeine Bestürzung. Aber was blieb uns weiter übrig, als nach Hause zu gehen.

Auf dem Heimweg hatten wir unseren Spaß mit Leo, der mit possierlichen Sprüngen um uns herumtollte und sich die eingetretenen Dornen von uns aus den Füßen ziehen ließ. Plötzlich spitzte Leo die Ohren, denn in der Ferne wurden Kamele sichtbar. Langsam, immer eins hinter dem anderen, kamen sie in wiegendem Schritt näher. Nun erst sahen wir, daß sie durch Riemen miteinander verbunden waren. Voran ritt ein deutscher Soldat; er leitete den Proviant-Transport, der von Omaruru nach Sorris-Sorris (deutsch: doppelte Sonne), einem Militärpferdeposten, geschafft wurde. Jedes junge Tier war mit einer etwa 2 bis 3 Zentner schweren Last beladen. Zwei ganz junge Kamele liefen frei nebenher. Einige Araber und Herero besorgten das Antreiben dieses Kamelzuges durch Zurufe und leichte Gertenhiebe.

An vielen Sonntagen besuchten wir die Missionarfamilie, oder diese kam zu uns herüber. Auch mit den anderen Deutschen, die in Okombahe wohnten oder nur vorübergehend kürzere oder längere Zeit dort verweilten, wurde freundnachbarlicher Verkehr gepflogen. Im Stillen amüsierte ich mich mitunter, wie man sich gegenseitig zuerst nach den „Neuigkeiten“, die oft schon 4 bis 6 Wochen alt waren, er-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kundigte, dann Kriegsereignisse, Wasserstellen und Wege eingehend erörterte und stets, getreu dem Brauch des Landes, mit leuchtenden Augen vom Groß- und Kleinvieh, dem Stolz und der Freude aller Afrikaner, sprach. Ein nie endendes Thema war ferner „die Regenzeit", die man Jahrzehnte zurück in jeder Erscheinung kannte. Die meisten hatten sich aber auch höhere Interessen bewahrt.

Bekamen wir eines Sonntags keinen Besuch, so ging ich, sobald es kühler wurde, mit einem Buch in den Garten. Eine grünende, blühende Pracht umgab mich. Das hohe Ried am Wasser rauschte, im Schatten der hohen Palmen huschte das spielende Sonnenlicht. Es zwitscherte in den Zweigen, lebte und webte in den Blüten. Jubelnde Natursänger erhoben sich zum lichten Äther. Am roten Oleander wiegten sich die vollen Blüten im Winde, der mir ihren süßen, schmeichelnden Duft entgegentrug. Die Luft war so rein, so klar, und jeder Laut hörbar. In Träumerei versunken, legte ich mein Buch aus der Hand. — Bald ruhte die ganze Landschaft im goldenen Licht der Abendsonne. Der Okombahe-Berg (aus Eisenstein) nahm eine rotbraune oder violette Färbung an. Die rötlich bestrahlten Zinnen des Erongo-Gebirges hoben sich vom Himmel, der mit zarter, rosiger, leuchtender Farbenpracht übergossen schien, wirkungsvoll ab.

Doch die Pflicht rief, ich mußte das Abendbrot besorgen. Nach dem Essen verweilten wir auf der Veranda, die etwas abgekühlte Luft war warm und lind. Der Mond stieg höher, eine unvergleichliche Sternenpracht erstrahlte am tief dunkelblauen, wolkenlosen Himmel.

Solch schöne tropische Abende söhnen immer wieder mit aller Mühe des Tages aus. Vom anderen Ufer schallten Waldhornklänge herüber, Klänge aus dem reichen Melodien-

schatz unserer Volkslieder. Auch die Soldaten hörte man oft singen und spielen. Natürlich ließen sich auch die Kaffern vernehmen. Dazwischen das Abendkonzert der Frösche im Revier.

Meine Geschwister und ich saßen plaudernd beisammen, tauschten unsere Ansichten und Erlebnisse aus. Bald wurde man müde und begab sich zur Ruhe mit stillem Bedauern, daß solch schöner Sonntag stets gar zu schnell zu Ende war.

8. Über Omaruru nach Karibib.

Anfang September machten wir einen Ausflug nach Omaruru und Karibib. Den eigentlichen Anlaß zu dieser Fahrt gab der Verkauf von Vieh und der Einkauf von Lebensmitteln. So verbanden wir das Angenehme mit dem Nützlichen. Fast hätten uns umlaufende Gerüchte von abermals brennenden, ausgeraubten Häusern und auf dieser Strecke mordenden Hereros bewogen, die Reise aufzugeben. Derartige „Stories" (Gerüchte), meist von Farbigen irgendwie verbreitet und selbstverständlich von vornherein geglaubt, sind in Südwest bekanntlich nichts Neues. Die lebhafte Phantasie der Eingeborenen steigert jede Begebenheit ins Unermeßliche.

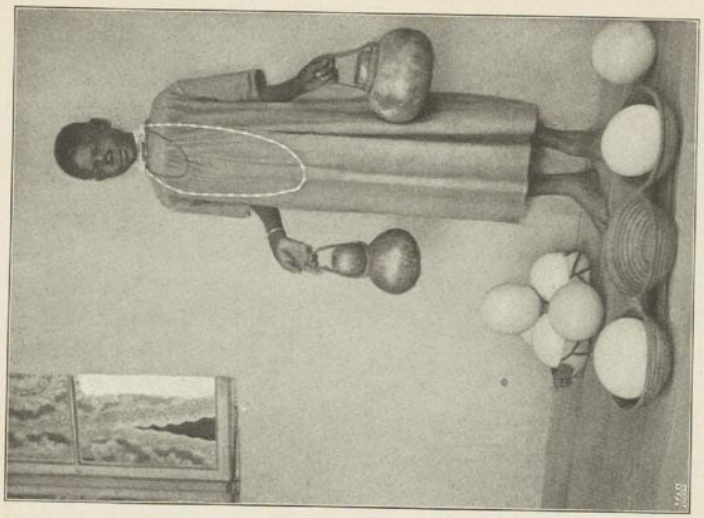
Mein Schwager wollte uns daher vorsichtshalber zu Hause lassen, denn die Unsicherheit nach dem Kriege war keineswegs beseitigt. Auch war eine der uns zugewiesenen kriegsgefangenen Hererofamilien entlaufen. Meine Schwester und ich wollten aber davon nichts hören, denn wir hatten uns vorgenommen, wieder einmal „weiße Menschen" zu sehen.

Bei Tagesgrauen bestiegen wir den Ochsenwagen und fuhren eine Stunde weit in den köstlichen kühlen Morgen hinein bis auf die Farm. Mein Schwager wollte zuvor die Viehwächterfamilien revidieren, Anordnungen treffen und einiges Vieh zum Verkauf auswählen. Die Postenleute erörterten die Flucht der Hereros eingehend. Viehwächter Stefanus, ein Bergdamara, den mein Schwager schon eine Reihe

Farmhaus Etiro.

Der Bergdamara Treiber Jonas.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main



Ovambo-Mädchen Nehoja
mit Ovambo-Kalabassen und Körbchen aus Palmenfasern.

Ovambo-Korn.

von Jahren beschäftigte, wurde gefragt, ob er wohl dächte, daß der Herero Thomas mit seiner Schwester Anna auch noch von der Farm weglaufen würde. Stefanus verneinte es, denn dieser hätte ihm gesagt, er könnte nicht begreifen, weshalb die Familie Lukas weggelaufen sei. Er bliebe jedenfalls, weil er einen guten „Baas“ (Brotherrn) hätte. Thomas war von den Hereros, die soeben erst gut gekleidet von der Okombahe-Militärstation davongelaufen waren, verschiedentlich zur Flucht aufgefordert worden, hatte sich aber den Plänen seiner Verwandten gegenüber ablehnend verhalten.

Nachmittags „treckten“ wir weiter und gelangten nach !Kawab (deutsch: der blumenreiche Platz), einer früheren Hereroniederlassung. Jetzt legte sich hier ein Graf Bentheim seine Tabakplantage an. Auffallend hohe, schöne Bäume gaben dem Platz ein eigenes Gepräge. Ringsumher weideten Bergdamara ihre Herden.

Mit den Zugochsen hatten wir bald Schwierigkeiten; sie wurden durch einige junge Tiere, die zum ersten Male eingespannt waren, verursacht. Es mußte gehalten werden, um den Schaden wieder gut zu machen. Besonders widerspenstige junge Ochsen wurden ausgespannt und liefen nebenher.

Wir hatten auf dieser Fahrt ganz tüchtige Wagenleute, alles Okombaher Bergdamara. Denn von den Kriegsgefangenen hatte mein Schwager unserthalben nur Isaak mit; er trieb das Kleinvieh, das zum Verkauf nach Karibib mitgenommen wurde.

Wir achteten alle auf ihn, weil wir ihm doch nicht trauten. Wie leicht konnte er mit der kleinen Herde Schlachtvieh hinter den Büschen verschwinden, zumal da an beiden Seiten unser Weg überwiegend mit mehr oder weniger dichten Dornenbüschen bestanden war.

Ovambo-Mädchen Nehoja
mit Ovambo-Kalabassen und Körbchen aus Palmenfasern.

Ovambo-Korn.

Unser Treiber, ein ehemaliger Offizierbursche, hieß Jonas. Fragte ich: „Jonas, ist der Berg dort noch weit?“ gab er ganz nach Eingeborenenart sicher zur Antwort: „Es ist weit, aber ein bißchen nahe bei.“ „Kommen wir heute noch hin?“ „Miskien“ (vielleicht). Eigentlich hatte er recht; wer kann in den ungeebneten Wegen Afrikas etwas genau bestimmen.

Der Tauleiter, der ebenfalls deutsch sprach, hieß: „Zumzib“. Dies sollte sogar ein deutscher Name sein, wie mir bemerkt wurde. Ich riet hin und her, fand aber keinen nur annähernd ähnlich klingenden Namen heraus. Jonas half mir, indem er versicherte: „Fräulein, wir sagen auf Namaqua: ‚Goro disi‘, weißt du nun?“ Also „Fünfzig“ hieß Zumzib. Darauf wäre ich allerdings nicht gekommen, obwohl mein Ohr an mancherlei Verdrehungen unserer deutschen Sprache gewöhnt war.

Andern Tages erreichten wir Okarundu (deutsch: Kuppenplatz). Hier hatte sich ein früherer Angestellter meines Schwagers angesiedelt.

Unterwegs gab es glühend heiße Tage. Mittags von 11 bis 1 Uhr empfand man die Strahlung der senkrecht stehenden Sonne außerordentlich stark. Kein erfrischender Luftzug regte sich, das zitternde heiße Sonnenlicht blendete, glühte fürchterlich. Selbst der geringe Schatten gewährte keine Kühlung mehr. Das Mittagessen wurde möglichst vereinfacht, denn das Kochen am offenen Feuer bei so hoher Temperatur der Luft war unerträglich. Wir litten qualvoll unter dem Durst. Unwillkürlich atmeten wir mit offenem Munde, wie man es auch bei den Vögeln und Hunden beobachten kann. Erst, wenn der Nachmittagswind aufkam, wurde es erträglicher, und um 2 Uhr konnte eingespannt

werden. Dann kühlte es sich von Stunde zu Stunde ab, und nachts wurde es mitunter ziemlich kalt.

Die nächste Rast wurde in Otjombaue (deutsch: wo der weiße Feuerstein viel ist) gemacht. Zumzib ging aus, um trockenes Holz zum Feuer zu sammeln. Fredrik sorgte für Wasser, während wir das übrige zur Bereitung des Kaffees zurechtsetzten. Hier am offenen Wasser war das Tränken der Ochsen und des Kleinviehes sehr einfach; denn es bot sich den Tieren die seltene Gelegenheit, hineinzupatschen und sich ordentlich satt zu trinken. Auch wir waren froh, Kopf und Hände einer gründlichen Reinigung unterziehen zu können. Das viele Waschen „auf Pad" ist sonst eigentlich weniger ratsam, weil die Haut infolge der großen Trockenheit der Luft sehr aufspringt und brennt.

Die Dunkelheit brach schnell herein, ist doch der Übergang vom Tag zur Nacht ziemlich unvermittelt. Es sollte aber nur kurze Zeit geruht werden, weil Omaruru nicht allzu fern war.

Wir saßen ziemlich dicht am hellodernden Feuer. Jeder versuchte etwas zu schlafen. Ich brachte es nicht fertig; ich lauschte auf die Sprache der Natur, die den geheimnisvollen Reiz der Wildnis, den rätselhaft, gewaltig fesselnden Zauber einer afrikanischen Nacht verkündete. Der Mond erschien am fernen, tiefblauen Horizont. Ein Stern nach dem andern, glitzernden Diamanten gleichend, tauchte in der Ferne auf, bis das ganze Firmament in südlicher Pracht erstrahlte. Inmitten dieser Sternenpracht stand das Kreuz des Südens, wie das Wahrzeichen unseres Christenglaubens in ruhiger Klarheit. Wohl jeder, der es kennt, wird dies Sternbild, zu dem man in guten und schweren Tagen seine Blicke emporlenkt, in treuer Erinnerung behalten. Es war fast taghell, man hätte lesen können. Der Lichtschein tanzte auf dem dunklen

Laubwerk der Baumgruppen, die der Wind sanft schüttelte, so daß ein seltsames Rauschen begann.

Im Lichtkreis des zweiten aufflackernden Feuers hantierten die Schwarzen, die „auf Pad" nur wenig Schlaf bedürfen.

Wiederum trat die Eigenart der Bergdamara, Frohsinn und Sorglosigkeit, hervor; denn werfen sie sich auch noch so müde, nach getaner, schwerer Arbeit des Wagentreibens, am Feuer nieder, wenn der Kaffee geschlürft ist, vergessen sie alle Sorgen und Mühe und plaudern lustig darauf los. Jedes und auch das kleinste Ereignis wird besprochen; ob jener Ochse gut angezogen oder versagt hat, wo der Weg schwer passierbar gewesen ist usw. Eingehend erwähnen sie auch, wenn jemand über einen Stein gestolpert war und welch drollige Figur er dabei abgegeben habe. Noch hinterher ergötzen sie sich darüber, lachen belustigt stundenlang über eine solche unbedeutende Begebenheit. Diese harmlose Fröhlichkeit der Bergdamara begründet es wohl, daß ihnen niemand lange böse sein kann, obgleich sie alle möglichen Fehler aufzuweisen haben, hauptsächlich absolut unzuverlässig sind.

Hier am Lagerfeuer erhellte der Widerschein die dunkle Farbe unserer Wagenleute. Es entfaltete sich ein Bild größten Behagens. Zumzib rührte stumm den Mehlpapp und schürte das Feuer, dessen Funken sprühten, wenn es durch neue, knisternde, trockene Reiser im Brennen erhalten wurde. Jonas hob ab und zu den Deckel vom Wasserkessel, er wollte sich überzeugen, ob der Kaffee bald angerichtet werden konnte. Fredrik, der meist stillvergnügt lächelte, drehte die etwas kreischende Kaffeemühle, deren gemütlicher Klang mir einen baldigen erfrischenden Trank verhieß. Jonas machte den Aufguß, setzte das herrlich duftende Gebräu vor

uns hin und begab sich wieder stillschweigend an sein Feuer, um nochmals eine Portion Kaffee zuzubereiten. Diesmal aber für die Schwarzen, daher mußte eine ordentliche Menge Zucker mit frisch gemahlenen Bohnen durchkochen. Bald war der Kaffee „klar". Nun schwatzten, lachten und rauchten sie abwechselnd und freuten sich auf ihr Mahl. Daneben schnarchte Leo, alle Viere von sich gestreckt. Er hatte seinen Mehlpapp bewältigt und bedurfte anscheinend der Ruhe.

Nach einer Weile wurde aufgebrochen. Schnell mußten die verglimmenden Holzstücke verscharrt und alle Reiseutensilien zusammengeräumt werden, denn schon am folgenden Morgen sollte Omaruru erreicht sein.

Die Ochsen, die gut geweidet hatten, wurden mit Riemen eingefangen, im Halbkreis geordnet, nacheinander herausgezogen und eingespannt. Dies war mit vielen Schwierigkeiten verknüpft, denn nur widerwillig lassen sich die Tiere ins Joch bringen. Die lange Kette lag schon mit wohlgeordneten Jochen bereit. Einzeln mußten nun die Ochsen an ihren Platz geleitet werden, wo ihnen das Joch aufgelegt, die Struppe um den Hals geschlungen und durch Scheite am Holzjoch befestigt wurde. Endlich standen alle in Reih und Glied, es konnte losgehen.

Unter Hott und Hü ging's über Stock und Stein. Die letzte Strecke mahlte unser schweres Gefährt im tiefen Sande, eine Plage für die bedauernswerten Zugtiere. In Omaruru (deutsch: Bitterwasserplatz) trafen wir am Sonntag vormittag ein. Der Platz, der sich am Omaruru-Fluß entlang zieht, macht einen hübschen, freundlichen Eindruck. Die schwarze Gemeinde stand sauber gekleidet vor dem Eingang der Kirche und wartete ab, bis der deutsche Gottesdienst beendet war.

Bald hielten wir vor einem mit rotblühendem Oleander umgebenen Gasthaus, dem „Deutschen Haus". Wir wurden in sauber möblierte, luftige Zimmer geführt und konnten uns vor allen Dingen der schmutzigen Padkleidung, des häßlichen Staubes der Ochsenwagenfahrt, entledigen. Mir dröhnte der Kopf von den Anstrengungen unserer Reise und ich freute mich über die wohltuende Ruhepause.

Um 12 Uhr erklang die Glocke zu Tisch. An den Mahlzeiten beteiligten sich noch einige uns teilweise bekannte Herren. Nach dem Essen sehnten sich meine Schwester und ich nach einem ruhigen Mittagsschläfchen, ohne Rütteln und Schütteln des Ochsenwagens. Klein-Friedel blieb indessen im Zimmer seines Vaters, der sich so in die neuesten Zeitungen vertiefte, daß er gar nicht gewahr wurde, wie sein Söhnchen an der für den Vater bereitstehenden „Weißen" den Durst zu löschen begann und so lange probierte, bis die Hälfte des Glases bewältigt war. Noch lange Zeit wußte Friedel von diesem herrlich schmeckenden Getränk, das er sich so unbemerkt einverleibt hatte, zu berichten.

Gerade als wir einschlafen wollten, klopfte Johanna, die Hererodienerin, an die Tür und brachte auch uns eine willkommene Erfrischung, ein großes Glas Weißbier.

Johanna war einstmals als Frau eines der Haupthetzer, des Hererogrootmanns Daniel Kariko, und als Schulmeister Samuels Mutter in !Kawab, eine bekannte, angesehene Persönlichkeit gewesen. Nun aber war sie Kriegsgefangene und Dienerin. Auch mir war Johanna nicht fremd, ich hatte sie schon in Okombahe gesehen. Hier aber war ich angenehm überrascht von ihrer Geschicklichkeit und Sauberkeit; sie führte jede Arbeit tadellos aus.

Früher war sie eine reiche Frau gewesen und noch dazu

sehr stolz. Ein bedauerlicher Wechsel zwischen dem Einst und Jetzt. Als mein Schwager seinerzeit den Farmbetrieb anfing und noch wenig Vieh besaß, rief sie ihm einmal schon aus der Ferne in lauter Hereroart zu: „Mister Mercker, wie viele Kühe hast du?" „Sechzehn." „Was, sechzehn? Dann kannst du mir eine schenken, ich habe nur sechzig."

Johanna behauptete selbstverständlich, wie die Hereros es immer tun, nichts vom Aufstand gewußt zu haben, sie sei nicht beteiligt gewesen. Geglaubt hat ihr's natürlich niemand.

Nach dem Kaffee besuchten wir Missionar Dannert, dessen Garten mit seinen alten, hohen, reich mit reifen Datteln bedeckten Palmen, den Obstbäumen, dem Weinspalier, mich sehr überraschte.

Am nächsten Tage sahen wir uns Omaruru, insonderheit einige schöne Gärten an, sichtbare Zeichen von großem Fleiß der Besitzer, in denen alles um die Wette grünte, blühte und Früchte trug: rot oder weiß blühende Oleander, Pfirsiche, Wein, Apfelsinen, Zitronen, Bananen, Aprikosen, Feigenbäume mit Blüten und Früchten bedeckt. Wir durften sogar Erdbeeren kosten, die erste Errungenschaft jahrelanger, vergeblicher Kultur. Diese köstlichen Früchte wollen nur schwer gedeihen. Nach unermüdlichen Versuchen gelang es endlich, aus Samen kleine Pflänzchen zu ziehen, die soeben einige Früchte trugen und geziemend bewundert wurden. Man freut sich unwillkürlich mit, wenn einem andern durch Fleiß und Ausdauer irgend ein größeres oder kleineres Unternehmen gelingt, weiß doch jeder aus Erfahrung, wie schwer dies oft zu erreichen ist. Beim Anblick der schön gewachsenen, herrlich belaubten Pfeffersträucher konnte ich es nicht unterlassen, ihre Früchte zu kosten. Hui, wie waren die weißen

Körnchen aber scharf, denen unzählige Vögel so eifrig, anscheinend mit mehr Wohlgefallen, zusprachen. Schöne leuchtende Blumen, darunter auch Rosen und liebe deutsche Kornblumen und allerhand Ziersträucher blühten üppig.

Auf unseren Besorgungswegen wurden wir wiederholt in die Häuslichkeit von Handwerkerfamilien hinein genötigt. Die Frauen begrüßten uns sehr freundlich und zeigten mit Stolz ihre Wirtschaft, in der alles vor Sauberkeit blitzte. Wenn die Bambusen nicht da gewesen wären, hätte ich geglaubt, mich in Deutschland zu befinden, so heimelte mich alles an. Die gemeinsamen Interessen wurden eifrig besprochen, man hörte mit Freude, daß die Leute sich in ihrem afrikanischen Wirkungskreise zufrieden fühlten. An Arbeit fehlte es ihnen nicht, zumal da sie meistens ihren Männern im Geschäft helfen mußten und mitunter ihre Leute in Kost hatten. Zum Abendessen waren wir vom Distriktschef v. Frankenberg eingeladen, dessen gemütliches Heim sehr geschmackvoll eingerichtet war.

Am folgenden Tage sah ich mir die Otavi-Bahn näher an, an der Omaruru liegt. Im Betriebe der Bahn wurden viele Farbige beschäftigt, unter ihnen auch mancher Ovambo. Die im Norden unseres Schutzgebietes ansässigen Ovambo sind große, fast zu schlanke, schmale Erscheinungen, von dunkelbrauner Farbe. Auffallend ist ihr reicher Schmuck aus Eisenperlen und Lederriemen. Ihre Sprache ist ebenso klangreich wie diejenige der Hereros, der sie auch sehr ähnelt. Der Wohlklang wird hauptsächlich durch die vielen Vokale verursacht. In ihrer Heimat üben sie die Eisenschmiedekunst mit großem Geschick aus. Auch ihre Flechtarbeiten aus Palmenfasern sind vielfach recht geschmackvoll. Ich sah manch hübsches Stück dieser Handarbeiten und besitze jetzt selbst eine

Anzahl kunstvoll gefertigter Körbchen, Dolche, Bogen mit Pfeilen, Trinkbecher, Spazierstöcke. Die Ovambos verhandeln ebenso gern ihre kleinen Kalabassen (Milch- und Wassergefäße), die mit Vorliebe gekauft werden und bemalt als Vasen und Staubtuchkörbchen sich gut zu Geschenken eignen.

Die Ovambos sind fleißige Ackerbauer; hauptsächlich bauen sie das sogenannte Ovambokorn, das sie in hochstehenden, pontockartigen Speichern zum Schutz gegen die Ameisen aufbewahren. Aus dem Korn bereiten sie eine Art Bier, das sehr wohlschmeckend sein soll. Ihre Religion ist insofern derjenigen der Herero ähnlich, als sie den Ahnenkultus ausüben. Ihr Oberhäuptling gilt ihnen für heilig, er hat absolute Gewalt über seine Untertanen.

Einige Tage vor unserer Ankunft in Omaruru hatte sich ein Postschaffner entfernt, um auf Jagd zu gehen, war aber nicht zurückgekehrt. Man hatte ihn gewarnt, aber natürlich vergeblich, und vermutete nun, er sei verdurstet, weil ihm die Gegend fremd war.

Bei dieser Gelegenheit erinnerte man sich eines Unteroffiziers, der sich ein Jahr vorher ebenfalls verirrte und fast verdurstet wäre. Er hatte es uns in Okombahe selbst erzählt. Der junge Mann, erst kurze Zeit in Afrika, sollte ein Pferd von der Weide holen. Vollständig landesunkundig, stürmte er mit einer Trense in der Hand davon, ohne sich vorher genauer zu erkundigen. Als es Abend wurde, kam ihm seine Unbesonnenheit zum Bewußtsein. Vergeblich suchte er die Richtung von Omaruru, die er im gedankenlosen Umherlaufen außer acht gelassen hatte. Der Durst quälte ihn und nicht weniger die gefährliche Lage, in der er sich befand. Je müder er wurde, je mehr Verlangen trug er nach Schlaf. Da er ja in der Nacht erst recht nicht den Weg finden konnte,

wollte er bis zum Morgen ausharren und schlafen, dann an der aufgehenden Sonne die Lage von Omaruru suchen; aber er vermochte nicht zu schlafen. Seine Verlassenheit flößte ihm, da er ohne jede Waffe war, Furcht ein. Wie leicht konnte er mit Hereros oder wilden Tieren zusammentreffen. Unheimlich klang ihm das Gekläff der Schakale. Wie gehetzt lief er umher. Mit den Kleidern blieb er in den Dornen hängen und riß sich Gesicht und Hände wund. Endlich graute der Tag, die Sonne ging auf. Von einer Anhöhe aus wollte er sich Übersicht verschaffen. Aber vergeblich spähte er aus, von Omaruru war nichts zu entdecken. So irrte er nun weiter, immer noch hoffend, durch ein Wunder gerettet zu werden. Um die Mittagszeit wollten ihm seine schmerzenden Glieder bereits versagen. Hunger und Durst peinigten ihn entsetzlich. Schon glaubte er seine letzte Stunde gekommen. Seine Gedanken galten der fernen, lieben Heimat, seiner Mutter; er gab die Hoffnung, diese nochmals wiederzusehen, auf. Mit mehr und mehr versagenden Kräften setzte er seine Irrfahrt fort. Gegen Abend tauchte plötzlich vor ihm ein altes, verschrumpeltes Hereroweib auf. Erfreut stürzte er auf dieses zu, rüttelte es am Arm und rief: „Wasser! Wasser!“ Erschrocken wollte sie davoneilen, aber er ließ seine letzte Hoffnung nicht mehr fahren. Sie versuchte ihm verständlich zu machen, daß ganz in der Nähe viele Hererofrauen unter Aufsicht eines Soldaten Gras schnitten, zu denen sie gehen wollten. Aber der Unteroffizier verstand nichts von all den Versicherungen, die ihm in der ihm völlig unbekannten Hererosprache gegeben wurden. Doch hoffte er, Wasser zu bekommen und folgte ihr, so schnell es ihm noch möglich war. Endlich sah er einen ihm fremden Soldaten, der in ihm den Vermißten vermutete, nach dem schon überall gesucht worden

war. Doch das wenige Wasser seiner Feldflasche war längst geleert. Mit rasendem Durst mußte er deshalb noch weiter ausharren, bis Omaruru erreicht war.

Dieses Erlebnis, die Angst und Verzweiflung während zweier Tage, blieb ihm aber eine Lehre fürs ganze Leben. Er war, wie dies bei Verirrten in der Regel der Fall ist, immer im großen Kreise umhergelaufen und hatte sich nur wenige Stunden weit von Omaruru entfernt.

Ein Landmesser warf ein, um sich im unwegsamen Afrika zu verirren, gehöre immerhin ein besonderer Grad von Borniertheit. Obgleich ihm alte, erfahrene Afrikaner eine gegenteilige Ansicht äußerten, blieb er eigensinnig bei seiner Behauptung. Genau derselbe Herr aber verfehlte den ihm mehrmals sehr eingehend beschriebenen Weg, der zu meinem Schwager auf die Farm führte, obgleich ein Verfehlen kaum denkbar war, da er immerfort nur am Revier entlang zu reiten brauchte.

Montag abend wurde unsere Reise fortgesetzt. Zuerst kamen wir nach Ozombembambe. Der Name reizt ebenso zum Nachsprechen, wie derjenige einer Ortschaft an der Otavi-Bahn: Okoakuatjiwi (deutsch: das schöne Schlechte, das den Bewohnern gesundheitlich schädlich ist).

Am Brunnen, dessen Wasser sehr tief stand, sollten die Ochsen aus Eimern trinken, denn die einstmals vorhanden gewesenen Tröge waren längst leck geworden oder verschwunden. Das Tränken des Viehes war hier ein Geschäft, das stundenlang dauerte und uns alle in Anspruch nahm. An zusammengeknüpften Riemen wurde in Eimern das Wasser hochgezogen und den Ochsen zur Labung hingesetzt; einzeln sollten sich die Tiere satt trinken. Doch das war besser gedacht als getan, denn im Sturm kamen die aufgeregten

durstigen Ochsen laut brüllend herangesaust. Nur mit Mühe gelang es uns, mit lebhaften Zurufen und energischem Fortscheuchen zu verhüten, daß eins der Tiere in den Brunnen stürzte. Schließlich wurden immer zwei Ochsen herangelassen, da ging es besser. Sie gebärdeten sich aber höchst linkisch, scheuten und wußten nicht recht, wie sie aus diesen Gefäßen trinken sollten, weil sie ihnen zu ungewohnt waren. Besonders gern versuchten sie, die Eimer dabei umzuwerfen. Das Kleinvieh benahm sich manierlicher, sein Durst war überhaupt leichter zu löschen.

Auf der Farm Etiro (deutsch: Sterbeplatz) wurde wieder Halt gemacht. Die Tiere tranken aus großen, gemauerten Wassertrögen, die ein Drehbrunnen speiste, bequem und reichlich, ohne viele Mühe zu verursachen. Der einstmalige Besitzer von Etiro, Jost, der die Gebäude aufgebaut und die Farm eingerichtet hatte, wurde im Hereroaufstande ermordet, als er aus dem Felde sein Vieh zusammenholen und retten wollte.

Das Wohnhaus wurde von Feinden, die gegenüber in den Felsgruppen gute Deckung hatten, beschossen. Die unglückliche Witwe versuchte mit ihren kleinen Kindern und einem Soldaten, den eine durchreitende Patrouille ihr zum Schutz zurückgelassen hatte, zu entkommen. Unterwegs wurden sie eingeholt, der Soldat wurde ermordet, die Farmerfrau samt ihren Kleinen in die Gefangenschaft geschleppt. Erst später wurden sie nach Omaruru in das Missionshaus gebracht. Ihr zahmer Affe wich nicht von ihrer Seite und wollte jeden beißen, der sich nahte. Sie verkaufte ihn nach einiger Zeit an einen Offizier und legte den Erlös für Kleidung ihrer Kinder an. Diese Farmerfrau erzählte mir, sie möchte trotz der durchlebten Schrecknisse nicht aus dem Lande weg.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

An ihrem Wohnhaus sah man noch deutlich einige Schüsse, sonst war aber nur das Innere verwüstet worden. Jetzt, nach Jahren, hatte sich die Witwe wieder verheiratet, so daß wir einen geordneten Haushalt mit Hererobedienung vorfanden, die nun die deutschen Farben schwarz-weiß-rot als Armbinde mit Stempel des Karibiber Bezirksamtes trug.

Mein Hauptaugenmerk in Etiro war auf den großen Gartenbetrieb gerichtet, dessen reiche Erträge nach Karibib geliefert wurden und stets guten Absatz fanden. Der Preis stellte sich für ein Pfund Gemüse ungefähr auf 40 Pfennig, für einen Salatkopf auf 25 Pfennig. Milch und Butter brachte ein Hereroknabe auf einem Esel nach dem nahen Militär-Pferdeposten Kawajo.

Nach kurzem Verweilen ging's weiter durch eine hübsche Gebirgslandschaft, Karibib entgegen. Über der ganzen Natur schien unendlicher Friede gebreitet zu sein. Verschiedenartige Bäume und Sträucher grünten und blühten und erfreuten das Auge. Interessant war eine mir noch unbekannte Laubbaumart, die weidenartigen Burenkaffeebäume, deren länglich-schmale Blätter leise zitterten. Daneben standen große Aloen und ragten, gleich den zahlreichen Termitenhügeln, aus dem Laube des Buschwerks heraus. Diese sonderbaren Hügel, die die alles zerstörenden Termiten überaus kunstvoll aufführen, halten dem schwersten Tropenregen stand. Nur mit Brecheisen oder dergleichen können sie entfernt werden. Sie sollen sich vorzüglich als Baumaterial, namentlich zu Backöfen, eignen. Oft haben die Termiten ihre Hügel um ganze Bäume herumgebaut, so daß nur etwas grünes Laub oder die ganze Baumkrone daraus hervorsieht.

Unsere Wagenleute entdeckten bald dies, bald das. Sie betrachteten Wildspuren, auch diejenigen wilder Tiere und

Schlangen, brachten uns einen schönen Blütenzweig oder ein eigenartiges, verlassenes Vogelnest, oder Harz vom Weißdorn, das süß wie Zucker schmeckte. In aller Eile gruben sie sich Unkies (Feldzwiebeln) heraus, die ihnen später, am Feuer geröstet, herrlich mundeten. Mir brachten sie eine Probe. Vorsichtig begann ich, biß dann aber wieder und wieder hinein, denn diese mehligen Zwiebeln, die an deutsche Bucheckern erinnern, schmeckten gar nicht schlecht.

Seitwärts sah man das gewaltig emporragende Erongo-Gebirge, das sich in der klaren, durchsichtigen Luft, im zitternden Sonnenlicht entzückend schön, blendend vom tiefblauen Himmel abzeichnete. Schroff türmten sich die Bergrücken hintereinander auf. In den scharf eingerissenen Schluchten lagerte ein zartbläulicher Dunst, der der Landschaft ihr Gepräge gab. Die wilde Schönheit wirkte seltsam anziehend und vervollständigte den Gesamteindruck landschaftlicher Eigenart.

Tagelang fuhren wir an der sich viele Meilen weit erstreckenden Gebirgskette umher. Ein Deutscher kennt sich in diesem gewaltigen Höhenzug, den die lebhafte Phantasie der Farbigen mit mancherlei Märchen umsponnen hat, nicht aus. In diesen Schlupfwinkeln sollen sich noch viele Herero versteckt halten. Dachte ich in der Dunkelheit daran, so überkam mich leise ein unbehagliches Gefühl, das ich nicht zu bannen wußte. Denn von der Grausamkeit der Hereros und von ihren Greueltaten, die sie an unseren bedauernswerten Landsleuten, sonderlich den verwundeten und toten Soldaten verübt hatten, hatte ich schon zuviel von Augenzeugen gehört.

Auf der Weiterfahrt wurde uns das Brennholz knapp, da rings umher nichts zu finden war. Die Landschaft, durch die wir nun fuhren, gewährte einen unermeßlichen Fernblick.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wertvolle Weide aus trockenem, wehendem Gras, das von fern einem wogenden Kornfeld glich, dehnte sich vor uns aus. Wenn dennoch zu Zeiten Mangel an Weide herrschte, so konnte dieser wohl nur durch die Wassernot hervorgerufen sein; denn bleibt der Regen aus, so grünt auch kein frisches Gras empor.

In der weichen Fahrstraße sanken die Räder tief in den Sand. Unser Wagen war zeitweise in dicke Staubwolken eingehüllt, die uns den Atem benahmen. Zur Labung und Stärkung wurde dem vom Winde gekühlten Wasser aus dem vom Zeltdach des Wagens herabhängenden Wassersack eifrig zugesprochen.

Ohne Unfall näherten wir uns endlich unserem Ziel Karibib (deutsch: Erdkartoffelplatz). Der hinter Etiro bräunlichrote Erdboden gewann mehr und mehr ein weißes Aussehen. Umsomehr blendete jetzt die Landschaft um uns her durch die Ausstrahlung der Kalkberge.

Der Platz Karibib besteht eigentlich nur aus einer langen Geschäftsstraße, die einige Abzweigungen hat. Villenartige Häuser waren von kleinen Vorgärten umgeben, in denen besonders roter und weißer Oleander und ein in Afrika viel vorkommendes Rankengewächs gezogen wurde, das üppig blühte und gedieh. Karibib war, wie die meisten Plätze unserer Kolonie, in wenigen Jahren emporgewachsen. Am regen Treiben merkte man sofort, daß dieser Ort ein bedeutender Knotenpunkt der Eisenbahn ist.

Vor dem hübschen, freundlichen Missionshause, einem Neubau, hielt unser Wagen. Der Missionar, der uns schon lange eingeladen hatte, erwartete uns mit seiner Familie. In diesem gastlichen Hause, das Fleiß und feiner Geschmack zu einem wahren Schmuckkästchen ausgestattet hatten, durften

wir zwei Tage in der angenehmen Gesellschaft unserer liebenswürdigen Wirte verweilen.

Meine Bewunderung galt namentlich der Sorgfalt, mit der das Vorgärtchen und der kleine Gemüsegarten gehalten wurden. In letzterem gediehen die Pflanzen in größeren und kleineren, grün gestrichenen Kisten, die wiederum grüner Gitterdraht vor Vögeln schützte. Die Erde war mühsam herbeigeholt worden, da auf den Kalksteinen Karibibs rings umher nichts wächst. Auch mußte wegen Wassermangels jeder Tropfen genau eingeteilt werden. Selbst dies kleine Gärtchen lohnte die Mühe und brachte seinen Ertrag für den Haushalt. Aufs neue empfand ich alle Hochachtung vor den Deutschen, die in ihrer neuen Heimat Afrika dem trockenen Boden die Erzeugnisse mit eisernem Fleiß abringen.

Der erste Vormittag wurde notwendigen Einkäufen gewidmet, nach deren Erledigung wir die ansässigen Familien besuchten. Am zweiten Abend waren wir bei der Familie Hälbich eingeladen, deren Eltern wohl zu den ersten Deutschen zählen, die sich vor etwa 40 Jahren in der Kolonie ansiedelten. Nun waren zwei Söhne dieser angesehenen Familie im großen Handelsgeschäft tätig, zwei andere betrieben Wagenbauereien und der älteste die Farmwirtschaft. Auf der nahegelegenen Farm gab es ein Kindergeburtstagsfest, an dem Friedel mit Entzücken teilnahm, zumal er noch nicht in großem Kinderkreis gespielt hatte und weiße Gefährten sehr entbehrte. Die blühende Kinderschar Karibibs war eine recht vergnügte Gesellschaft. In der neu errichteten deutschen Schule erhielt sie ihren Unterricht.

Nach der Okombaher Einsamkeit gefiel uns der Trubel in Karibib recht gut, gewann man doch manche neuen Eindrücke und hörte auch, daß die Mißstimmung nach dem

Hereroaufstande sich nicht nur auf unseren Wohnort begrenzte. Ärger und Verdruß gab es nach den überstandenen großen Verlusten, die die Hereros verursacht hatten, überall genug.

Es fiel mir auf, daß bei den Herren die Begeisterung für die Kolonie noch weit mehr ausgeprägt war, als bei den Damen. In allen möglichen Tonarten war die Rede von den Vorzügen Afrikas; der, daß man durch eigene Kraft und eisernen Fleiß ein gutes Fortkommen sich schaffen könne, wurde am meisten hervorgehoben. Ebenso erging man sich stets in der Betonung der Annehmlichkeit des sonnigen, heißen Klimas, des ewigen Frühlings. Nur selten hörte man von einem Herrn ein ungünstiges Urteil über Südwest, das Land der viel gepriesenen „Freiheit".

Ein heiteres Vorkommnis wurde von einem durchreisenden Herrn erzählt. Ihm war unterwegs der Wagen schadhaft geworden, weil sich eine Schraube gelöst hatte. Um Abhilfe zu schaffen, suchte er eine Schmiede oder jemand, der ihm aushalf. Er platzte in das nächste Haus herein und kam irrtümlich in das Lokal eines Hotels, wo einige Stammgäste versammelt waren. Bestürzt entschuldigte er sich: „Ach, mir ist 'ne Schraube los." Mit übermütigem Gesang fiel sogleich der Chor der Gäste lachend im selben Wortlaut singend ein: „Ach, mir ist 'ne Schraube los, Schraube los." Noch mehr verwirrt zog sich der Hilfesuchende in höchster Verlegenheit schleunigst zurück.

Interessant waren mir die Karibiber Preise, die keineswegs landesüblich genannt werden konnten. Z. B. kostete:

1 Pfund Butter 2,50 Mark,
1 Pfund Schmalz 1,50 Mark,
1 Pfund Schinken 1,75 Mark,

1 Pfund Speck 1,50 Mark,
1 Pfund Fleisch 1 Mark bis 1,50 Mark,
1 Flasche Bier 2 Mark,
3 Eier 1 Mark,
3 Zitronen 1 Mark,
1 Tafel Schokolade 75 Pfennig,
1 Pfund Weintrauben 50 Pfennig,
1 Pfund Gemüse 40 Pfennig,
1 Liter Milch 50 Pfennig,
1 fertige Straußenfeder 20 Mark,
1 große weiße Rohfeder, von denen zwei zur Herstellung einer Hutfeder gehören, je 8 Mark,
1 Gemsbockhorn 10 bis 20 Mark,
1 Kuduhorn 40 bis 60 Mark,
1 einfaches Zimmer im Hotel mit Verpflegung von 10 Mark ab.

In der Karibiber Niederlage der Swakopmunder Buchhandlung kaufte ich mir eine Anzahl hübscher afrikanischer Photographien, die ich nach Deutschland senden wollte. Meine Raritätensammlung bereicherte sich erfreulicherweise, und zwar durch zwei, von Hereroknaben mit hübscher Brandmalerei versehene Kirris (Wurfkeulen der Eingeborenen), geschnitzte Kochlöffel, Hereroketten, Kupfer- und weiße Feuersteine, die mir der Missionar schenkte.

Unsere Heimfahrt verlief ähnlich wie die Ausreise. Bald hinter Karibib begannen die Ochsen ein unruhiges Tempo, da zwei Kühe, die mein Schwager erstanden hatte, ihnen andauernd in den Weg liefen und durch nichts zu bändigen waren. Die Joche verwirrten sich, es mußte, um Ordnung zu schaffen, gehalten werden. Währenddessen versuchten die neuen Kühe mit einigen lose nebenher laufenden Zugochsen

davonzulaufen. Sie wurden aber durch die Wagenleute, die sie im Lauf überholten, bald wieder eingebracht.

Vor Etiro mußten wir jedoch einen ganzen Tag warten, da unser treuer Isaak nachts, während er einige Stunden auf die Tiere aufpassen sollte, eingeschlafen war und infolgedessen die zwei Ochsen und beide Kühe unbemerkt entlaufen waren. Unsere sämtlichen Leute begaben sich sofort auf die Suche und brachten die vier Ausreißer, die nach Karibib zurück gerannt waren, wieder an.

Damit unsere anderen Ochsen den weggelaufenen nicht folgen sollten, wurden sie nachts am Wagen festgebunden. Dies sagte ihnen aber keineswegs zu, denn sie rüttelten und zerrten an den Riemen, so daß man von dem Geräusch immer aufwachte. Endlich graute der Tag, wir konnten uns erheben.

So am taufrischen Morgen war es in Etiro wunderschön. Die Nachtkühle hatte uns und unsere Umgebung, über der noch die bläulichfahle Dämmerung ausgebreitet war, herrlich erfrischt. Überall regte es sich im Busch und Strauch. Buntschillernde Vögel glitten zwitschernd von Ast zu Ast oder flogen singend empor und kreisten im lichten Äther. Allzulange durfte man sich dieser Bewunderung nicht hingeben, die materielle Seite des Lebens machte sich geltend, es mußte ans erste Frühstück gedacht werden. Das Kaffeewasser summte schon im Kessel am offenen Feuer, an dem alsbald unser Tisch gedeckt war.

Aus den Kraalen wurden die gefüllten Milcheimer getragen, das Vieh dem Brunnen entgegengetrieben. Wir sahen zuerst dabei zu, wie das Etiroer Farmvieh Wasser bekam. Der Angestellte war ein gemütlicher Bayer, eine wandelnde Reklame seines heimatlichen Bieres.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Einem Herero, der mit unseren Leuten das Wasser aus dem Brunnen hochwand, paßte die Arbeit nicht, er brummelte immerfort und setzte ein mürrisches Gesicht auf. Schließlich sagte er deutlich: „Es ist Sonntag, ich will nicht arbeiten." Mein Schwager sagte ihm in aller Ruhe: „Ja, Sonntag ist es. Wie du ja weißt, muß das Vieh auch an diesem Tage Wasser bekommen. Außerdem wirst du im Kriege auch wohl nicht so genau deinen Sonntag innegehalten haben, wie du es jetzt beanspruchst."

Während wir in Etiro rasteten, kam unser Treiber Jonas mit einem Ovambo an, der meinen Schwager mit vielen Verbeugungen seiner langen, schmalen Gestalt begrüßen wollte, da er in ihm seinen einstigen Baas erkannt hatte.

Gegen Abend ging es weiter, ebenfalls tagaus, tagein am Erongo-Gebirge entlang, dessen Konturen sich scharf im reinen Äther abhoben. Welche herrliche Gebirgslandschaft hatten wir wiederum vor Augen.

Unvergeßlich wird mir ein Sonnenuntergang bleiben. Wir hatten den vollen Ausblick auf den ganzen großartigen Höhenzug, der sich stolz und kühn am fernen Horizont dahin streckte und dessen Felsen in wunderbarer Schönheit von der Sonne bestrahlt wurden. Der große feurigrote Sonnenball verschwand ganz langsam hinter der Gebirgsmasse und überflutete in leuchtender Purpurglut, wundervoll abgetönt, die ganze Landschaft. Allmählich brach die Dämmerung herein, es begann ein märchenhaftes Farbenspiel. Langsam übertrug sich das wundervolle Leuchten auf die weiteren Bergrücken, selbst tief durchglüht waren die lockeren Wolkengebilde, so daß der ganze Himmel fern und nah zu einem unbeschreiblich schönen Flammenmeer anwuchs. Ich stand sprachlos, ergriffen vor dieser unvergleichlichen Pracht. Etwas

derartig Schönes, Großartiges hatte ich bisher nie geschaut.

Vor Omaruru besichtigten wir das Gelände, auf dem der heiße Kampf getobt hatte. Das Haus des Hererokapitäns Michael stand, halbverfallen, als letztes Wahrzeichen seiner Regentschaft da. Die Pontocks, Wohnungen seiner Untertanen, die es einstmals umgaben, waren alle verschwunden, verbrannt von den Siegern der Schlacht. Dafür aber war nun fernab, in großer Umzäunung, das Herero-Gefangenenlager aufgeschlagen worden, in dem sich ein Pontock an den anderen reihte.

In der Ortschaft verweilten wir diesmal nur ganz flüchtig, weil es uns nach Hause trieb.

Unterwegs trafen wir einen Deutschen, der, von Omaruru kommend, in Okombahe Vieh zu kaufen gedachte, sogar des Weges unkundig, die weite Strecke zu Fuß zurücklegen wollte. Er schloß sich nun unserem Wagen an und wurde uns ein unterhaltender Gesellschafter in der Eintönigkeit unserer Weiterreise. Viel wußte er von Transvaal zu erzählen, wo er mit den Buren gegen die Engländer gekämpft hatte. Trotz mancherlei grauenhafter Eindrücke aus jenem Krieg hatte er sich einen guten Humor bewahrt.

Einmal war er jagend weit zurückgeblieben, um einen angeschossenen Springbock zu erreichen. Da wir glaubten, er hätte sich verirrt, wurde ein gewaltig hohes Feuer angezündet, das weithin die Nacht erhellte und ihn wieder den rechten Weg finden ließ. Nach abermaligen Signalen erreichte er uns, mit mehreren Perlhühnern am Arm, die wir uns am folgenden Mittag gemeinsam gut schmecken ließen.

Nach weiteren anstrengenden Reisetagen und einer kurzen Rast auf der Farm erreichten wir Okombahe. Hier empfingen

uns die Kriegsgefangenen mit strahlendem Lächeln und Händedruck. Von geheimer Feindschaft der farbigen Rasse war äußerlich nichts zu bemerken. Zu unserem Erstaunen hörten wir, der entlaufene Herero Hans sei wieder eingetroffen und zwar schon am Tage nach unserer Abreise. Erst hatte er sich schüchtern auf der Farm eingefunden, von wo aus ihn ein Viehwächter geleitete. Da Herr Komanz, der Angestellte, ihm nicht traute, auch zuvor die Meinung meines Schwagers hören wollte, wurde er sofort auf die Militärstation in sicheren Gewahrsam gesetzt.

Tags mußte er dort im Garten mitarbeiten. Wie sich nun mein Schwager gerade im eigenen Garten befand und überlegte, was wohl das Geratenste wäre, den Herero Hans zu holen oder abzugeben, stand er plötzlich vor ihm und bat: „Ich komme zu meinem Gebieter, der Diener gehört zum Herrn." „So? Und trotzdem läufst du davon?" „Ich wurde unterwegs krank, nur deshalb blieb ich zurück. Bitte, vergib mir und nimm mich wieder in deinen Dienst." „Das muß ich mir noch sehr überlegen, gehe jetzt hinüber an die Arbeit." Er entfernte sich zögernd, langsam und begab sich wieder an die Arbeit im naheliegenden Stationsgarten.

Nach reiflicher Überlegung sollte noch einmal mit dem jungen Herero ein Versuch gewagt werden, denn es fehlten Leute im Betrieb, die anderweitig nicht zu haben waren. Mein Schwager holte ihn sich wieder von der Militärstation ab, und Hans kam mit sehr befriedigter Miene mit ihm. Als ich Abendbrot kochte, erschien Hans in der Küche, um auch mich feierlichst zu begrüßen. Die übrigen Kriegsgefangenen schoben ihn lachend durch die Tür und riefen: „Hanza! Hanza ist wieder da!" „Hanza" überhörte dies vornehm und sagte mir einige verbindliche Worte zur Begrüßung nach der

Karibiber Reise. Er ließ auch einfließen, daß er fernerhin ebenfalls mein treuer Bambuse bleiben wollte. Hinter ihm kicherten die anderen wie Backfische.

Wir hatten nun wieder vollauf zu tun. Zuerst mußte für Brot gesorgt werden. Ich veranstaltete sogleich eine große Backerei, der ein gemeinsames Scheuerfest sowie eine umfangreiche Wäsche schleunigst folgten. Wir waren schließlich froh, als wir alles überwunden hatten.

Die Luftveränderung hatte uns sehr gut getan, obgleich eine Reise über sonnendurchglühten Erdboden, im Ochsenwagen, ohne jede Bequemlichkeit, schließlich recht angreifend wird. Eigentlich ist das Reisen in Afrika nur für ganz kräftige Naturen, da die Strapazen, denen man ausgesetzt ist, zu groß und zahlreich sind. Umsomehr gefiel es uns infolgedessen wieder im Okombaher herrlich kühlen Hause.

9. Die Bergdamara oder Klippkaffern.

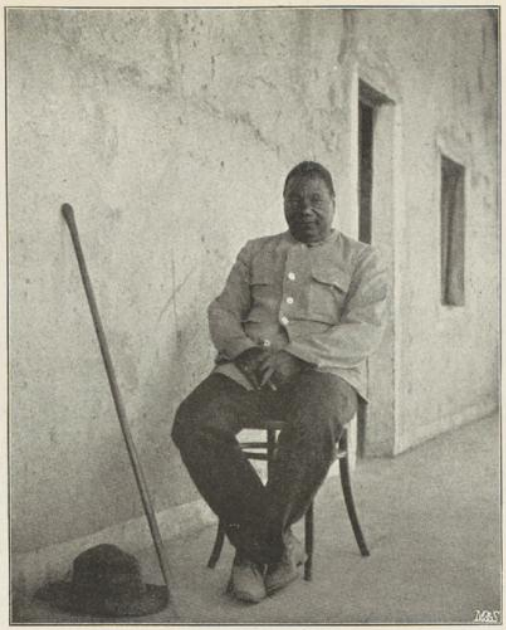
Skombahe war Reservat der Bergdamara. Im Jahre 1895 hatte Manasse, Hererokapitän in Omaruru, dieses Land und seine darauf angesiedelten Bergdamarabewohner für den Deutschen Kaiser als Geschenk bestimmt.

Seitdem erstreckte sich ihre Weidegerechtigkeit etwa über 60 000 bis 70 000 Hektar gutes Weideland. Auch das fruchtbare Flußbett, in dem sie Korn anbauten, und seine Ufer, an denen sie ihre Gärten anlegten, überließ man dem Bergdamaravolk zur Nutznießung.

Ihr Kapitän hieß Abraham Goreseb (deutsch: der, dessen Vater gerade wie die Agave gewachsen ist). Aus Kummer über den Tod seines Sohnes und Erben, der gegen die Hottentotten fiel, gab er jedoch die Kapitänschaft schon bei Lebzeiten an einen jüngeren Sohn Nicodemus ab. Dieser überschritt aber seine Rechte, indem er zu streng mit den Prügelstrafen verfuhr. Daher beschloß der hohe Rat (Grootleute, Vornehme) der Bergdamara, ihn abzusetzen. In Betracht kamen zwei andere Brüder, Goseb und Cornelius, deren Mütter Schwestern waren. Da Cornelius für den Befähigtsten galt, so setzte man ihn zum Kapitän ein, und die deutsche Regierung bestätigte die Wahl. Der Kapitän hatte die Anordnungen der deutschen Regierung zu vollziehen und erhielt von ihr ein bestimmtes Gehalt und Proviant.

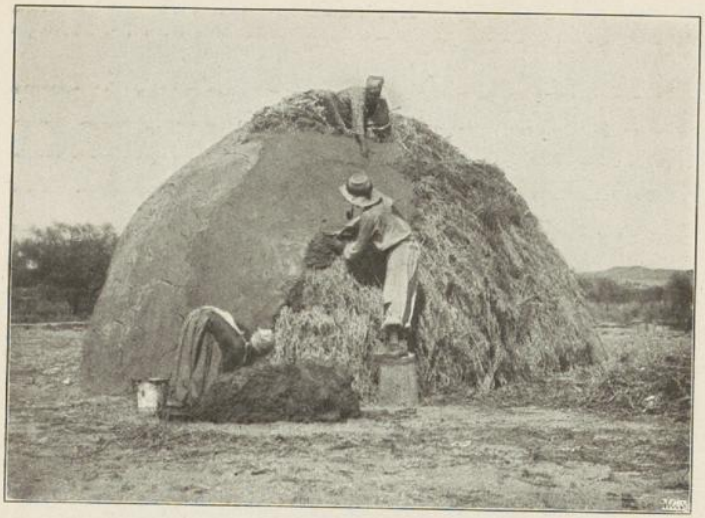
Doch bald sehnten sich bezeichnenderweise die Berg-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

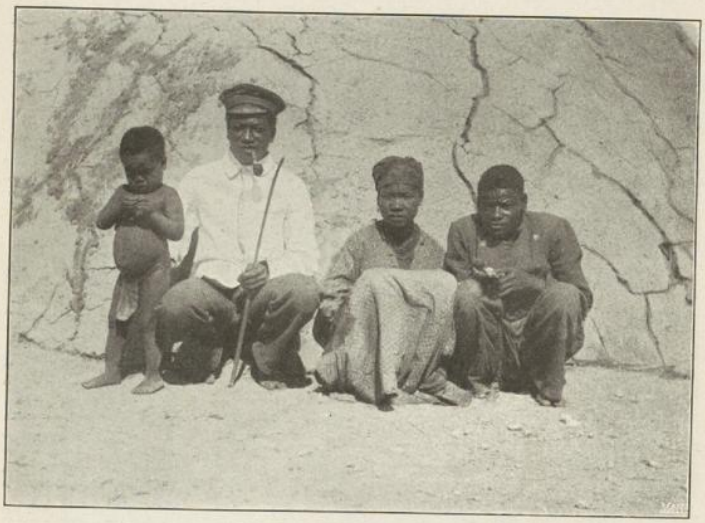


Bergdamara-Kapitän Cornelius Goreseb
vor seinem Hause.

Das Haus des Bergdamara-Kapitäns Cornelius Goreseb.



Bau eines Pontocks.



Keetmann mit Frau deutet seine Würfelsteinchen;
in der weißen Jacke Samuel, genannt „swarzer Mann".

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

damara wieder nach der strengen Hereroherrschaft. Kapitän Cornelius Goreseb ließ durch Schulmeister Thimotheus !Gunthe einen Brief verfassen, in dem er dem Hererokapitän Manasse versicherte, daß er — Manasse — allein der eigentliche Herr der Bergdamara sei. Dies Schreiben gelangte in die Hände der Polizei. Es folgte eine Untersuchung, in der aber Cornelius angab, daß der Brief nicht durch ihn, sondern auf Betreiben seines Grootmanns Salomon !Gunthe geschrieben sei. Der Briefschreiber Thimotheus wurde zu 50 Schambockhieben (eine Riemenpeitsche) verurteilt, von denen ihm auf Bitten des Missionars 25 erlassen wurden. Sein Vater Salomon erhielt drei Monate „Trunk" (Gefängnis).

Seitdem führte Kapitän Cornelius Goreseb ein strenges Regiment. Strafte er „Upp unsre Manier", das heißt nach Eingeborenenrecht, so waren die Strafen niemals klein bemessen. Seinem Bruder, Grootmann Paul Goseb (deutsch: der Sehende), der ihm nicht gehorchen wollte, weil er sich selbst für das rechtmäßige Haupt der „königlichen Familie" hielt, nahm er das ganze Besitztum ab. Später gab er es aber, auf Anraten meines Schwagers, bis auf einen Strafanteil wieder zurück.

Ein anderer Grootmann, „/Keibib" (deutsch: der Breitbrüstige), der seine Frau mißhandelt hatte, mußte dem Kapitän 600 Mark Sühnegeld in Vieh zahlen. Kleinere Vergehen wurden mit fetten Hammeln ausgeglichen. Der übliche Satz für ein gestohlenes Stück Vieh war Rückgabe im doppelten bis fünffachen Wert an den Bestohlenen.

Wenn irgendwo ein Streit entstand, so konnte sich Cornelius ins Fäustchen lachen. Denn er endigte für ihn zumeist günstig, weil er für seinen Rechtsspruch ein Honorar in

fettem Vieh einzog. Seine Berater gingen auch nicht leer aus. Manchmal wurden die zu Geld- und Prügelstrafen Verurteilten auch noch für einige Zeit vom Platz verbannt. Die armen Leute zahlten 5 Mark, sonst fanden sie keine Berücksichtigung ihrer Anliegen.

Cornelius war eine stattliche Erscheinung, auch kleidete er sich gut und sauber. Groß, aufgerichtet, mit der Miene eines gewaltigen Herrschers, stand er vor seinen schwarzen Untertanen, die seine kurzen, strengen Befehle ausführten. Sein brauner Hund „Leo" begleitete ihn überall.

Auf einer Anhöhe, von der aus er den ganzen Platz übersehen konnte (zuweilen durch sein Fernglas), ließ Kapitän Cornelius sein Haus aufbauen. Ein Grieche machte es ihm für schweres Geld schmuck und ansehnlich. Die Einrichtung der Zimmer, bestehend aus einem Tisch nebst Stuhl, dem Feldbett mit Decken und einem „Waschtisch", war höchst einfach, für einen Eingeborenen jedoch außerordentlich elegant und reichhaltig.

Hier hielt er auch mit seinen Grootleuten (Vornehmen) „Kontor" (d. h. Beratungen) ab, oder versah sein Amt als strenger Richter. Seine eigentliche Werft lag nicht weit davon entfernt.

Über allem waltete Magdalena, seine Gattin. Sie galt allgemein als sehr verständige Frau, die ihre Wirtschaft und Bambusen gut in Ordnung hielt. Bambusen zog sie sich sogar musterhaft heran, eine Leistung, die nicht jedem glückt. Ihre Erziehungsmethode war sehr einfach, aber zweckmäßig: „Wer nicht gehorchte, bekam keine Kost sondern Prügel." Prügel — in verständiger Weise — sind nämlich das einzige Mittel, um dieses ungezügelte Volk zu bändigen. Aber nicht jeder mag freilich dieses einfache Verfahren anwenden,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

sondern ärgert sich lieber halb tot über seine schlechten, nichtsnutzigen und faulen Leute.

Von Deutschland aus kann man sich überhaupt keine Vorstellung von den Eigenschaften und Charakterzügen eines Farbigen machen, sei er Bergdamara, Herero, Buschmann oder Hottentott. Erst eigene Erfahrungen lehren einen, wie tief in jeder Beziehung diese Volksstämme stehen. Immer, wenn man ein Anzeichen irgend einer besseren Regung bei der farbigen Rasse zu entdecken glaubt, wird man durch Schlechtigkeiten enttäuscht. Am besten sind noch die Hereros.

Die Bergdamara, die, wie überhaupt alle Eingeborenen, Güte für Dummheit, Nachsicht für Furcht halten, müssen eben ein strenges Regiment fühlen. Weil sie nur aus Furcht gehorchen, achten sie nur denjenigen, der Gewalt hat und diese auch auszuüben weiß. Bei ihnen auf Ehrgefühl zu rechnen, wäre vergeblich, da dieser Begriff ihnen fremd ist.

Hielten die Eingeborenen unter sich Gerichtstag ab, so ging es oft arg her. Mit dem Schambock, der noch naß gemacht wurde, um die Schmerzen zu erhöhen, wurden je nach dem 10 bis 50 Hiebe verabfolgt. Die Züchtigung mußte vorschriftsmäßig möglichst eindrucksvoll sein, bis aus den Striemen Blut floß, sonst tat sie nach ihrer Ansicht nicht ihre Wirkung. Eine gelindere Prügelstrafe sei Spielerei und müsse, nach ihrer Meinung, lieber unterlassen werden.

Einstmals hatten die Bergdamara einen Stammesgenossen wegen Viehdiebstahls nach ihrem Gerichtsverfahren verurteilt und nach ihrer Methode übel zugerichtet. Zuvor hatte sich unter den Grootleuten ein Streit entsponnen, weil sich jeder hinzu drängte, eigenhändig die Strafvollstreckung auszuführen. Schließlich entschied man sich für den großen, starken Grootmann Josua †Neib (deutsch: wilde Taube), der

sich dieses Vorzugs wohl bewußt, seiner Aufgabe so vortrefflich vor versammeltem Volk entledigte, daß der Verurteilte drei Tage nachher noch wie tot im Viehkraal lag. Kein Mitleidiger nahm sich des Mißhandelten an. Wieder zu sich gekommen, schlich er sich davon und ward nie mehr gesehen. Josua aber rühmte sich lachend öffentlich dieser Heldentat.

Dem Grootmann Ruben waren einst von den Hereros zur Strafe für Entwenden von Vieh beide Daumen gebrochen worden.

Eine allbekannte Persönlichkeit war Grootmann Rudolf, „der Beißer". Seine große Kinderschar bekam mehr Prügel als Kost. War er wütend, so biß er zu, ganz gleich wohin.

In Gestalt seines Sohnes Jonathan erschien ihm die Vergeltung. Dieser wurde durch einen Schlag, den ihm Josua mit einem Knüppel auf den Kopf versetzte, tobsüchtig und prügelte nach Herzenslust besonders auf seinen alten Vater ein. Bei diesen schrecklichen Wutanfällen blieb kein Schwarzer verschont, der sich ins Mittel legen wollte. Nur von den Weißen, besonders den jungen Soldaten, ließ er sich leiten und beruhigen, denn er wußte, daß sie es gut mit ihm meinten.

Friedrich /Nanub (deutsch: Regen), der bei Ausbruch des Hereroaufstandes, als ehemaliger Diener, mit meinem Schwager draußen auf der Farm war, mit seinem Herrn anfangs gemeinsam gegen die raubenden Hererobanden kämpfte und dann verschwand, war ebenfalls ein Sohn vom alten weißhaarigen Grootmann Rudolf. Er erlitt noch als erwachsener Mensch Bißwunden von seinem Vater.

Uns gegenüber zeigte sich der bissige Rudolf stets sehr höflich und freundlich. Als ich ihn zuerst sah, holte er einen soeben gekauften kleinen Spiegel mit großer Wichtigkeit aus

der Tasche, besah sich neugierig darin, grinste, so daß sein tadelloses Gebiß leuchtete, und sprach entrüstet: „Eijo, ei! Ich dachte, Rudolf sei ein junger Mann, und nun sehe ich, daß er ein alter Großpapa ist."

Der Bergdamarastamm (etwa 40 000 Mann stark) ist über die ganze Kolonie verstreut. Die Leute sind teils Bambusen, teils Arbeiter. Auf dem Reservat in Okombahe lebten ständig ungefähr 2000 Köpfe.

Die Bergdamara sind derb und kräftig gebaut, von mittlerer Größe und tiefschwarzer Farbe. Wie alle Eingeborenen sind sie Augenblicksmenschen und unberechenbar.

Solange sich ein Vorteil bietet, ist der Farbige freundlich, bescheiden, sehr höflich, zuvorkommend. Sowie er aber in Wut gerät, mäßigt er sich nicht, könnte sogar seinen größten Wohltäter niederschlagen, dem er bis dahin nur kriechende Unterwürfigkeit geheuchelt hat. Ist aber der Zornesausbruch verraucht, so bittet er reumütig um Vergebung. Der überaus beredsame Vortrag wird durch lebhafte Gestikulation begleitet. Ohne lächerliche Szenen geht es dabei nicht ab. Mich amüsierte dies „Moi praten" (Schönreden) mitunter sehr wegen der begleitenden Grimassen.

Die Nationaltracht ist der aus Fellen hergestellte große Schurz; teilweise trifft man auch Hosen aus Gemsleder. Die meisten tragen aber schon europäische Kleidung, besonders die Christen, bei denen sie Vorschrift ist. Allerdings bestand öfter diese Gewandung eigentlich nur aus Lappen, die an ihnen herabhingen, und denen außerdem viel Schmutz eine absonderliche Färbung verlieh.

Befand sich ein Riß in der Kleidung, so steckte man ihn kurzerhand mit einem fingerlangen Dorn, der üblichen Stecknadel, zu. Größere Löcher dagegen wurden einfach mit

einem Bindfaden zugeschnürt. So entstanden sonderbare Raffungen und eigenartige Dekorationsknoten. Waren Ärmel und Beinkleider durchgescheuert, klappte man sie immer mehr um oder schnitt die Fetzen zurecht.

Doch es gab auch manch sorgfältig geflicktes, sauberes Kleid zu sehen. Sowie sich aber die Bergdamara krank fühlen, ziehen sie jede europäische Bekleidung aus und hüllen sich in Felle oder große Wolldecken ein.

Überhaupt ist ihre ursprüngliche Bekleidung aus Fellen praktischer und kleidsamer für sie. Zuweilen knüpfen sie sich auch Kombersen (große Schlafdecken) um. Manche stolzierten in abgelegten Schutztruppenuniformen umher und fühlten sich ungeheuer vornehm. Besonders beliebt sind farbenreiche Gewänder, ganz aus Flicken hergestellt, denn sie sind ein Beweis der zahlreichen, bereits besessenen Kleider. Mich baten wiederholt junge Mädchen um Stoffproben aller meiner Kleider, sie wollten auch jedem sagen: „Seht, so reich an Kleidern ist Fräulein!“ Meine Reformkleidung schien ihnen ebenfalls zu gefallen, wenigstens bettelten sie inständig um dergleichen Schnitte für sich.

Bei festlichen Gelegenheiten sind ganz schwarze Stoffe bevorzugt. Keine Farbe steht den Leuten so schlecht zu Gesicht, wie diese, während sie in hellen Kleidern teilweise recht nett aussehen können. Einen schwarzen Rock zu besitzen, ist die Sehnsucht aller schwarzen Männer. Natürlich sehen sie darin aus, als ob Nicolas sie soeben aus dem großen Tintenfaß gezogen hätte. Zu unserer größten Heiterkeit trug ein Regenschirm bei, der scheinbar auf dem Platz ausgeliehen wurde und im hellsten Sonnenschein mit großer Würde umhergetragen wurde.

Als Schönheit gelten bei ihnen alle rundlichen Ge-

stalten; auch beneiden sie die Europäer um das kleidsame lange Haar und den kräftigen Bartwuchs.

Die Frauen falten sich mit Vorliebe ein buntes Kattuntuch um den Kopf. Dies kleidet sie insofern ganz gut, weil dadurch der häßliche Wollkopf verdeckt wird. Je nachdem es die herrschende Mode erfordert, wird dies Tuch turbanartig getragen, fest herumgelegt oder lose geknüpft, in Zipfeln herabhängend usw. Allesamt sind die Bergdamaras recht eitel, behängen sich gern mit allerhand Flitterkram, vielem wertlosen Halsschmuck, Ringen, Arm- und Fußspangen.

Mit den Kindern werden nicht allzuviel Umstände gemacht. Die Frauen tragen ihre Babys, die als einziger Schmuck eine Perlenhalskette ziert, in einem Lammfell, aus dem nur der Kopf und die dicken Beinchen hervorsehen, auf dem Rücken. Dies mag insofern praktisch sein, als sie auf diese Weise niemals bei der Arbeit behindert sind. Ob es aber besonders gesund ist, ist eine andere Frage. Die Kinder wachsen sehr schnell, lernen bald laufen und gelangen überaus früh in den Besitz ihrer blendend weißen Zahnreihen. Im Auftreten werden sie bald selbständig. Oft sorgen sie sogar schon im kindlichen Alter von 3 bis 4 Jahren für ihren Lebensunterhalt, indem sie sich Unkies (Feldzwiebeln) buddeln und am selbst angezündeten Feuer rösten.

Die Angewohnheit, beim Lachen die Hand über den Mund zu halten, ist allen Eingeborenen eigen. Die Bergdamara, auch die alten Leute, kichern dazu höchst albern.

Beim Auf- oder Abzählen beginnen sie mit dem kleinen Finger, während wir doch beim Daumen anfangen. Ist der Zahlenkreis bis 10 überschritten, so beißen sie sich, zur Bekräftigung einer abermaligen Wiederholung und als Zeichen des neu beginnenden Zehners, zuerst in den Daumen und so

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

fort bei jeder neu angebrochenen Zehnerreihe. Reichen die Finger bei schwierigen Exempeln nicht mehr aus, so geht das Rechnen an den Zehen weiter.

Beim Gruß: „Morro" oder auf holländisch: „Goen Dag" neigen die Farbigen nicht den Kopf, sondern werfen ihn leicht zurück. Jede Rede beginnen sie mit „tatse" (nein), ihrer stärksten Verneinung, die jedoch als Gesprächswendung mehr unserem „also" entspricht. Der Ausruf „ei", auch „eio" ist ebenfalls sehr beliebt und drückt je nach Betonung: Entrüstung, Verachtung, Begeisterung, Bewunderung usw. aus.

Etliche ihrer Namen machten mir Spaß. Die meisten hatten sie, gelegentlich ihrer Taufe, aus dem Alten und Neuen Testament gewählt, nach irgend einer Persönlichkeit, die ihnen besonders zusagte. Andere hießen: Fünfzig, Tausend, Einemarkfünfzig, Aulap (Groschen), auch Apollo. Einige legten sich auch deutsche Vornamen zu. Die meisten führen mehrere Namen, um ungekannt ihre Schlechtigkeiten auszuführen, besonders um eine gemachte Geldschuld abstreiten zu können, da sie den angegebenen Namen, den sie durch Zeugen-Gegenwart beglaubigen lassen, später glatt ablügen.

Wurden sie mit ihrem einstmaligen Heidennamen gerufen, so fühlten sie sich verletzt, als hätten sie die größte Beleidigung erfahren. Heidennamen, die gleich nach der Geburt gegeben werden, waren:*)

/Ama †geib (der Dünnohrige).
Areseb (der Zweifler).
Ariseb (der Hundereiche).
Damab—ta—//ob (Hererosterbe, von welchem der Herero stirbt).
!Gau—!garis (die zur Zeit des Viehverlustes geboren wurde).
Gauχamab (der Sohn des Nichtsnutzigen).
Gei—khoi (alter Mensch).

*) Erklärung der Zeichen siehe auf Seite XII hinter dem Inhaltsverzeichnis.

Geirab (der Alte, der an Erfahrungen reich ist).
//Goabeb (der am frühen Morgen geboren wurde).
Goreseb (der, dessen Vater wie die Agave gerade gewachsen ist).
Goseb (der Sehende oder auch der aus dem Lande Gosen).
Gure (die Viehhüterin).
Hares (über die beraten ist).
Hatseis (die unter dem Tseisbaum geboren wurde).
Hogub (der Einanderfindende).
Ho—!gümb (der geht, um zu finden [Geld]).
In !Kawab hieß ein Mädchen Hèlaria, die Fröhliche.
/Keibib (der Breitbrüstige).
Khaxa—eib (der mit dem streitsüchtigen Gesicht).
Khoin /aub (Menschblut).
Magub (der Einandergebende).
Marireb (der Geldsucher, Geldverdiener).
†Neib (wilde Taube).
†Neimab (Sohn der wilden Taube).
//Otoas (die fertig Gestorbene, Ausgestorbene).
Sore—eib (Sonnengesicht).
Tocki (die Tabak-Fragende, die für Tabak sorgen muß).
Tsuxub (der in der Nacht geboren wurde).
!Uibes (die vom Abend).
Windus (die geboren wurde, wie viele Bergdamara zur Arbeit nach Windhuk gingen).

Familiennamen:

/Gaoseb (der Widersprechende).
Gaweseb (der Unschlüssige).
/Goāgoseb (der Gutgesinnte).
!Gunthe (die Geizigen, die nicht von dem gärenden Satz aus der Kalabaß abgeben).
/Kaxab (der Stattliche).
/Nanub (Regen).
/Narib (der Zusammenscharrende).
/Nari—†kamb (der jüngere Bruder der Zusammenscharrer).
Tsowaseb (der sich leicht entzündet).

Mit Vorliebe ersannen sie für alle Beinamen, die sie je nach einer auffallenden Angewohnheit, wie dem Gange oder nach Charakterzügen aussuchten. So benannten sie z. B. einen Deutschen, der sich einer umfangreichen Körperfülle erfreute: „Dickpenz“, andere, die schnell, beweglich und heftig waren: „Perlhuhn“ und „Schnelldonnerer“. Ein junger Offizier, der später im Gefecht gegen die Herero fiel, war in der ganzen Kolonie unter dem Namen „Happu-happu“

(essen, essen) bekannt. Er hatte den Farbigen durch seinen gewaltigen Appetit imponiert. Bei einem Oberleutnant hatten sie beobachtet, daß er immer auf seinen Spaziergängen mit einem Stock nach den über den Weg laufenden Dickpenzen (große, dickleibige Grillen) schlug, die sich, wenn sie angegriffen werden, drohend aufrichten. Hiernach bezeichneten sie ihn als „den, vor dem die Dickpenze stramm stehen". Bekannte hießen:

!Audab (der Tobende, der nie sanft spricht).
/Goabes (der, dem man gehorchen muß).
/Gom—/nomi (der Vollbart).
Oasab (der an der Stirn Verwundete).
Sarerob (der Wirbelwind).
Tsamrab (der Sanftmütige = Herr Missionar Baumann).
/Urirab (der Zarte, Weiße).

Einer eitlen Großstädterin, die sich ihr Kleid geziert raffte, gaben sie lachend einen sich hierauf beziehenden, anzüglichen Namen. Außerdem fanden die Bergdamara heraus, daß sie nun bald mit ihrem „Schleppkleide" genug umhergefegt sei und lieber mit einem „Besen" ihre Stuben ausfegen sollte, sowie ordentlich kochen lernen müßte, wie es sich für eine deutsche Hausfrau geziemte. Meinem Schwager wurde zuerst der Name „Geirab" (der Alte, der an Erfahrungen reich ist), dann „der Löwentöter" und zuletzt „/Gui — torob" (der Einzelkämpfer, der Mut bewiesen hat) beigelegt.

Auch für sich erfinden sie untereinander die sonderbarsten Spitznamen.

Die Wohnungen der Eingeborenen sind die Pontocks, die in der Form Maulwurfshaufen gleichen. Ein Pontock ist bald aufgebaut. Seine Höhe beträgt 2½, der Durchmesser 3 bis 4 Meter. Zuerst wird aus dünnen Baumstämmen ein

Gerippe aufgeführt, das sich oben zuwölbt. Dann folgt das Zuflechten des Zwischenraumes mit Büschen und Laubwerk. Zuletzt wird der Bau mit einer breiigen Mischung von Lehm und Kuhdung beworfen, nachgeputzt und geglättet. Oben macht man das Verschmieren weniger dicht, um eine Lüftung zu ermöglichen. Den Fußboden bildet eine Tenne aus Lehm, die ebenfalls mit dem genannten Brei überzogen werden muß. Den niedrigen Eingang verschließt meistens eine aus Kistenholz gezimmerte Tür oder gar, der Einfachheit halber, ein Dornbusch.

Mehrere Familien-Pontocks sind zu einer „Werft" vereinigt. Durch das nahe Beisammenwohnen der Verwandten, den gleichen Anteil am Viehbesitz usw. entsteht auf den Werften viel Zank und Streit. Derartige häßliche Auftritte waren immer weithin hörbar und endeten nicht selten mit einer Schlägerei, bei der natürlich der Stärkste den Sieg davontrug. Mitunter wurde jedoch der Rechtspruch des Kapitäns gewünscht.

Ähnlich wie die Bergdamara ihr Vieh zu kennzeichnen pflegten, machen sie sich sichtbare Familienabzeichen, entweder durch Tätowieren des Körpers oder durch auffallende Gesichtseinschnitte. Anderen Werften dagegen gilt das Fehlen des oberen Gliedes vom kleinen Finger, das jedem Neugeborenen von der rechten Hand entfernt wird, als besonderes Stammesmerkmal. Bei manchen schwächlichen Kindern machte man diese Operation, damit sie fett werden sollten.

In Krankheitsfällen oder im Unglück zeigen sich die Eingeborenen merkwürdig gleichgültig. Ihre Kranken behandeln die Bergdamara einfach scheußlich. Ich habe oft empörende Zeichen von Herzlosigkeit beobachtet. Die Leute

geben den Kranken kaum genug Nahrung, um das Leben zu fristen. Lieferten mildtätige Weiße Speisen, so aßen die Gesunden sie auf. Sie sagten: „Die Pflege unserer Angehörigen strengt uns an, deshalb müssen wir Gesunden uns stärken."

Ihre alten Leute, deren es auffallend wenig gab, waren ihnen unnötige Kostesser, also eine Last. Ihre Portionen wurden, wenn sie nicht mehr betteln oder Feldkost suchen konnten, wo es ging, beschnitten. War der Tod eingetreten, so erhob sich selbstverständlich ein allgemeines Wehklagen, besonders stark von den am meisten an der Erbschaft Beteiligten. In der Nähe der Leiche saßen dann scheinbar tief ergriffen die farbigen Bewohner des Platzes versammelt. Die folgende Nacht hindurch sangen sie, mitunter drei- und vierstimmig, Kirchenlieder und Wechselgesänge ernster Art. Je später es wurde, um so gellender klangen die Melodien, da jeder nach Bergdamara-Sitte mit überlauter Stimme seine Stammesgenossen zu übertreffen suchte. In den Pausen erlabte man sich an Zuckerbier, sehr süßem Kaffee oder Tee, dessen immer frischer Aufguß im Topf nicht ausgehen durfte. Die vielgeliebten Pfeifen wurden umhergereicht und tiefe Züge daraus getan.

Würdigen Totengesang hörte ich nur einmal, und zwar bei dem Grootmann /Nari—†kamb (der jüngere Bruder der Zusammenscharrer), dessen Werft uns nicht allzu fern lag. Dort sangen sie wirklich schön und feierlich. Lange hörte ich die vielstimmigen Gesänge mit an, die so sanft weithin in der Stille der Nacht verklangen. Es fiel mir eine herrliche Altstimme auf. Wie ich später ermittelte, gehörte sie einem schrecklich häßlichen Mädchen //Otoas (die fertig Gestorbene, Ausgestorbene) an. Auch einige Baßstimmen waren überaus wohlklingend.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Musikalisch und auch sehr musikliebend sind die Bergdamara entschieden, nur artet der Wettbewerb um den lautesten Vortrag leider zu sehr aus. Selbst ganz kleine Kinder, die kaum die Worte aussprechen können, singen mehrstimmig zusammen.

Die Tanzfeste der Bergdamara kommen immer mehr ab, seitdem die Bewohner von Okombahe getauft worden sind. Nur selten, in mondscheinhellen Nächten, hört man fernab das gleichmäßige Getrappse und Händeklatschen ihres Nationaltanzes, den sie mit Gesang oder der „Treckorgel" (achteckigen Handharmonika) begleiten. Sie tanzen mit wuchtiger Lebendigkeit und großer Ausdauer, wie es eben nur ein Naturvolk fertig bringt. Graziöse Tanzbewegungen sind ihnen ganz fremd. Ihr Tanz gleicht mehr häßlichen, ruckweisen Verrenkungen der Glieder. Prallen sie aus Versehen einmal aneinander, so entschuldigen sie sich, verbindlich lächelnd, im Burenholländisch: „Askies" (entschuldige). Dieser Zug ist wohl den Europäern abgelauscht.

Sonntags begibt sich alles, durch Glockengeläut eingeladen, sauber und gut gekleidet zur Kirche, in der die Leute aufmerksam dem Evangelium zuhören. Die Heiden müssen, wie schon im siebenten Kapitel geschildert, draußen warten, denn erst nach der Liturgie wird ihnen der Eintritt ins Gotteshaus durch ein Glockenzeichen, gestattet. Bescheiden im Hintergrunde dürfen sie nun die Predigt mit anhören.

Meistens findet nachmittags noch ein zweiter Gottesdienst statt. Ist er beendet, dann versammelt sich die erwachsene Jugend in der Kirche, die gleichzeitig Schulgebäude ist, zur „Singschule", um gemeinsam unter Leitung des geigenden schwarzen „Schulmeisters" Choräle zu üben. Dieser Unterricht währt gewöhnlich von 3 bis 6 Uhr. Un-

ermüdlich sangen sie dann mit größtem Eifer ihr Programm ab und beginnen es wieder von vorn.

Da ich die Kinder oft beim Spielen beobachtete, interessierte es mich, zu sehen, wie diese sich in der Schule benehmen. Der Missionar erlaubte mir mit gewohnter Liebenswürdigkeit, mich von ihren Leistungen persönlich zu überzeugen. Zuerst sah ich mir die Abc-Schützen an. Bei meinem Eintritt schnellten sie empor und riefen mir laut und deutlich: „Guten Morgen, Fräulein!" zu, worauf sie sich hold lächelnd wieder setzten. Ihr Schulmeister, David Gaweseb (der Unschlüssige), tat entzückt, bei einer Deutschen Interesse für seine Schüler zu sehen. Mit wichtiger Miene führte er mir die Kleinen im Lautieren und Gesang vor. Reger Eifer sprach aus ihren Gesichtchen, sie machten ihre Sache ganz brav.

Dann begab ich mich zu der Abteilung der Großen ins neuerbaute Schulgebäude. Hier war der jüngste Schüler neun, der älteste 40 Jahre alt. Wieder schallte mir kräftig der deutsche Gruß entgegen. Der Schulmeister, Imanuel Geise (groß), empfing mich mit vielen Verbeugungen und bat mich, auf dem Stuhl Platz zu nehmen und lieber selbst zu prüfen, er sei gern bereit, „Tolker" (Dolmetscher) zu sein. Die Fragen in Religion wurden sämtlich richtig beantwortet. Im Lesen und Schreiben hatten sich die Kinder ebenfalls gute Kenntnisse erworben, aber das Rechnen in deutscher Sprache fiel ihnen schwer. Von Erwachsenen und Kindern ließ ich mir in ein Schreibheft, das ich mit nach Deutschland nehmen wollte, Schriftproben in ihrer Namaqua-Sprache eintragen, die sie sauber und hübsch ausführten. Einige Handschriften waren sogar ziemlich ausgeschrieben. Als ich die Schüler fragte, ob sie auch etwas von Deutschland wüßten, bekam ich

zur Antwort: „Dein großer Kaiser Wilhelm wohnt auf dem Platz Berlin; einen hohen Grootmann hat er für uns nach Windhuk geschickt." Im Deutschen hatten sie die Anfangsgründe glücklich hinter sich und waren nicht wenig stolz darauf. Zum Schluß sangen sie mehrere Lieder vierstimmig. Im großen und ganzen war die Okombaher schwarze Jugend weiter fortgeschritten, als ich geglaubt hatte. Für eine große Tüte „Lecker" (Bonbons), die ich unter sie verteilte, zeigten sie, nach Kinderart, unter lautem Jubel das größte Verständnis.

Der Religionsbegriff der heidnischen Bergdamara ist ein ziemlich unklarer. Sie glauben an einen Gott, „Heitseeiseb", auch „Heitseeibeb" genannt, der sie straft oder belohnt. Im ganzen Lande sind die „Heitseeiseb"-Gräber (Steinhaufen) aufgeworfen, unter denen ihr Gott angeblich wohnen soll. Um ihm zu opfern, wirft jeder heidnische Bergdamara einen neuen Stein hinzu, damit der gute Gott „Heitseeibeb" alles Böse von ihm abwende und ihm dafür viel Gutes zuteil werden lasse. Anderen genügten Amulette aus Raubtierzähnen, kleinen Knochen u. a., die sie gegen Seuchen oder angehexte, tückische Krankheiten feien sollten.

Steif und fest behaupteten die Bergdamara, sie stammten vom Pavian ab. Als ich wohl etwas ungläubig lächelte, wurden sie ganz ärgerlich und beharrten um so lebhafter bei ihrer Ansicht.

Die christliche Religionslehre sagt sämtlichen Eingeborenen Südwests ganz wohl zu, nur behagt es ihnen nicht immer, ihre Satzungen zu befolgen. Nach ihren Anschauungen muß nämlich ein Mensch so geschickt lügen können, daß ihn niemand der Unwahrheit überführen kann; nur dann wird er bewundert, angestaunt. Ein beliebtes Hererosprich-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

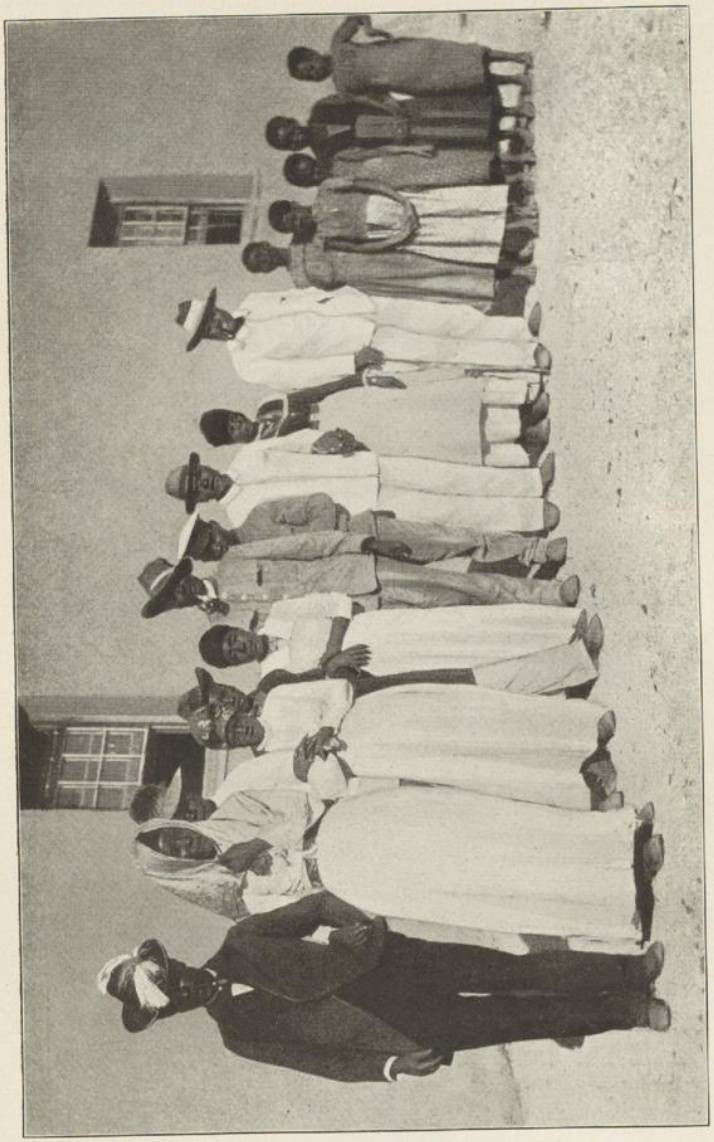
wort lautet dementsprechend: „Du mußt lügen, bis dir das Blut aus der Zunge spritzt."

Ebenso muß ein richtiger Bergdamara im Stehlen „ausgelernt" sein, so daß ihm niemand den Diebstahl beweisen kann, denn stehlen ist keine Sünde; aber sich dabei erwischen zu lassen, bedeutet Schande. Vereinigt also jemand diese Kenntnisse in schönster Vollkommenheit, so ist er ein mustergültiger Mann, zu dem man bewundernd emporblickt.

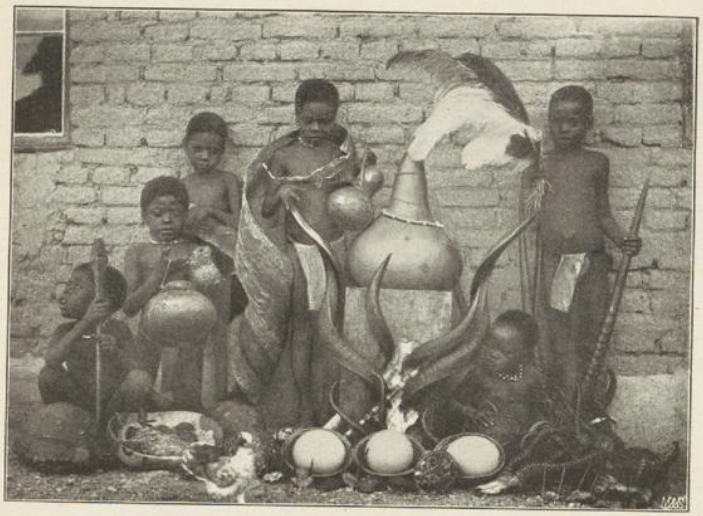
Ein uns bekannter Engländer, dem die Okombaher Bergdamara besonders mißfielen, fragte einstmals seinen Bambusen: „Sag', wann fangt ihr Bergdamara eigentlich an, Schelme zu werden?" Dabei zeigte er mit der Hand die Höhe eines 4-, 6- und 8jährigen Kindes. „Nein, Mister, so stimmt's nicht, weißt du, das liegt so in uns, wir Bergdamara sind schon Gauner vom ersten Tage unseres Lebens an." „Du sagst damit die Wahrheit, und mit dem eben Gesagten spricht sicher ein Bergdamara zum ersten Male die Wahrheit," erwiderte ihm überzeugt sein Herr.

Später, 1906, ließ sich in Okombahe ein katholischer Pater nieder. Den Eingeborenen sagte eine Zersplitterung ihrer Gemeinde durchaus nicht zu, weil die verschiedenen Religionsbekenntnisse zu argen Zwistigkeiten in ihren Familien führten. Beständig blieben sie dabei: „Nee, uns loop nich romsch Kerk." Dies hielt sie jedoch nicht davon ab, gelegentlich die Vorteile, die sich boten, wahrzunehmen und Geschenke oder Vergünstigungen von beiden Seiten der Seelsorger zu empfangen.

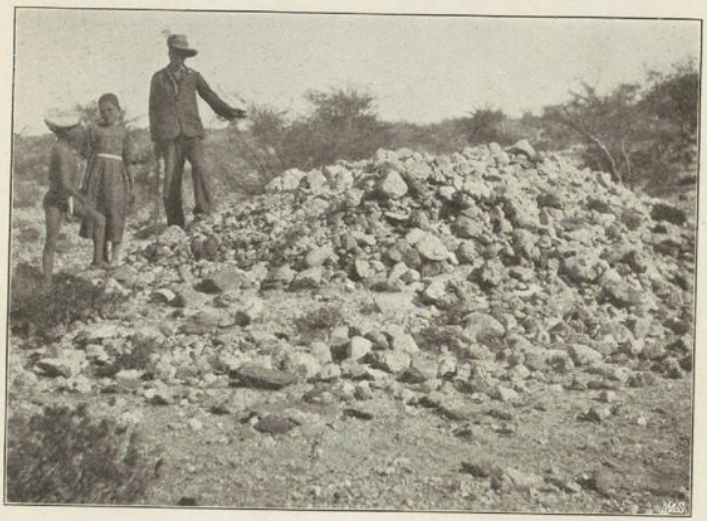
Das Eheleben ist vom Christentum noch wenig beeinflußt. Es ist immer noch Brauch, die Frauen zu kaufen. Ein schwarzer Vater verlangt mitunter für seine Tochter einen hohen Preis. Er wird ein reicher Mann, wenn er viele



Hochzeit des Bergdamara Jakob Narib.



Bergdamara-Kinder mit meinen Raritäten.



Heitseeibeb-Grab mit opferndem Bergdamara.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Töchter zu vergeben hat. Diese verheiraten sich meist im Alter von 15 bis 18 Jahren. Oft sind aber auch die Frauen weit älter als ihre Männer.

Wenn nicht große Not sie zwingt, arbeiten die Bergdamara nicht. Werden sie zur Arbeit aufgefordert, so haben sie stets eine Ablehnung bereit. Oft hieß es: „Nee uns zall liewerst so upp unsre Manier klar kumm" (Nein, wir wollen lieber so auf unsere Art fertig werden). Dies bedeutet, morgens lange schlafen, damit der Hunger nicht quält. Ist das Vieh von dem Hütejungen auf die Weide getrieben und die Sonne mittlerweile höher gestiegen, so wird mit dem Schatten zugleich allmählich um den Pontock herumgerückt. Der leere Magen muß jetzt mit Wasser angefüllt werden. Zuweilen läßt sich auch wohl noch beim besser gestellten Nachbar etwas abbetteln oder stehlen, wie es eben paßt.

Unser an Kindern reich gesegneter Nachbar †Neimab (Sohn der wilden Taube) sandte täglich zu diesem Zweck seine sämtlichen Sprößlinge aus. Kamen sie abends ohne Erträge heim, so prügelte er sie fürchterlich, so daß ihr Jammergeschrei aus der Werft herausschallte. Fragte man besorgt: „Was ist denn das für ein lautes Weinen?" so erklärten die Bambusen gleichgültig: „Die Kinder bekommen dort Prügel, weil sie für den Vater keine Kost gefunden haben." Bei dieser Erziehung wurden die Kinder sehr gewiegte Spitzbuben, die mit allen Hunden gehetzt waren.

Die Frauen und Kinder der Bergdamara ziehen morgens aus, um Unkies (Feldzwiebeln) und allerhand Wurzeln zu buddeln sowie andere Feldkost, Grassamen, Beeren usw. einzusammeln. Auch Mäusebraten ist ihnen ein Leckerbissen. Diese Portionen lohnen schon, da sich Mäuse in Afrika zu einer ansehnlichen Größe entwickeln. Nicht minder gesucht

sind Schildkröten, Leguane und die großen Ochsenfrösche. Aus Felslöchern suchen sie als Beigabe zu diesen Gerichten Honig.

Der Hauptanteil des Zusammengesuchten wird vor dem Pontock zubereitet, meist mit Milch gekocht. Milch gibt es aber nur kurze Zeit im Jahre reichlich, dann versiegt sie fast ganz. Solange die Milchquellen ergiebig sind, wird sie viel als Omeire getrunken.

Haben die Eingeborenen in ihrem großen Eisentopf ein Essen ans Feuer gerückt, so sitzt die ganze Familie, oft sogar noch Verwandte und Bekannte, im Halbkreis um dieses herum und wartet mit Gier auf das halbrohe Mahl.

Im Familienkreise verspeist zuerst der Mann den größten Teil der Kost, dann schiebt er den Kochtopf, der übrigens selten gereinigt wird, großmütig seiner Frau hin, die danach noch mit Gründlichkeit den verbliebenen Rest nachkratzt und zuletzt der Kinderschar rein nichts zum Auslecken übrig läßt. Jeder muß eben sehen, wie er durchkommt.

Erlegen die kleinen Bogenschützen im Felde Vögel, Hasen oder Mäuse, so werden sie natürlich stets bemüht sein, sie schnell heimlich zu verspeisen, um auch einmal ordentlich satt zu werden. Doch wehe, wenn sie an solch einer gemütlichen Feuerstelle schmausend ertappt werden, dann ergeht es ihnen erbärmlich. Die Hauptsache ist auch hierbei, „sich nicht erwischen lassen".

Im allerhöchsten Notfall schlachtet der Werftvater ein Tier seiner Herde, das gierig verschlungen wird und wieder für einige Tage vorhält. Bei dieser Gelegenheit füllen sich die Schwarzen in unmäßiger Weise den Magen derart bis zum Platzen an, daß die Fälle nicht selten sind, wo sie regungslos liegen bleiben und erst durch kräftige Massage wiederhergestellt werden müssen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Und wie reißen sie das Fleisch mit den Zähnen von den Knochen! Nicht anders wie Tiere. Ebenso widerlich ist es, anzusehen, wie sie die Eingeweide leicht abstreifen, ohne sie einer gründlichen Reinigung zu unterziehen, und dann mit dem darin verbliebenen Inhalt, am Feuer geröstet, verschlingen. Es ist eben alles Kost, und Kost muß den Magen füllen, wenn sie noch so unappetitlich ist.

Alles andere, nur nicht arbeiten, ist die Losung der Bergdamara. Sie vertrösten sich in den Tagen des Hungerns auf die bevorstehende Kornernte. Wochenlang arbeiten sie mit bewundernswertem Eifer im Juni, Juli bei der Bestellung des Kornlandes unverdrossen tagaus, tagein. Ihre sonst gewohnte Trägheit steht nunmehr ganz zurück. Die Fertigstellung des Landes durch Umgraben oder Pflügen und Düngen ist im nassen Reviersand eine schwere, ungesunde Arbeit, bei der sich die verschiedenen Werften gegenseitig helfen.

Jede Werft erhält nach Anweisung der Militärstation sowie ihres Kapitäns Cornelius eine bestimmte Fläche im „Revier" (Flußbett), das nach Beendigung der Aussaat mit Tackedornenrändern eingezäunt wird. Die Hälmchen sprossen bald hervor. Das Wachstum der jungen Saat wird täglich mit größtem Interesse beobachtet und eingehend besprochen. Diese große, grüne, nicht hohe, wogende, blühende Fläche sieht ganz wunderhübsch aus. Auch wir hatten unsere Freude daran. Dann reift das Korn. Unzählige Vögel stellen sich ein und müssen verscheucht werden. Den hierzu nötigen Lärm liefern Kinder mit leeren Blechbüchsen, Deckeln usw., die sie so laut bearbeiten, daß einem die Ohren gellen; aber die Vögel fliegen nur ein Stückchen davon, um dann wieder in gleicher Weise vom Nachbarlande weiter gejagt zu werden.

Nachts klappern und schreien Erwachsene, um die Springhasen zu vertreiben, die ebenfalls großen Schaden anrichten.

Kommt die Erntezeit heran, so geht es lustig her. Einige, denen ihre Naschhaftigkeit keine Ruhe läßt, schmausen schon die halbreifen Körner. Endlich wird im November zur Ernte geschritten. Mit Sicheln werden von den Männern die gelben Halme, die sich im feuchten Reviersand unter der heißen Sonne vortrefflich entwickeln und tausendfältige Frucht tragen, geschnitten. Die Frauen binden kleine Garben, die sie in größerer Anzahl auf dem Kopfe in langem Zuge singend nach der Werft tragen; denn kein guter Freund soll nachts von dieser köstlichen Habe etwas fortholen. Am Pontock hat man doch alles besser unter Augen, meistens wird sogar eine Wache aufgestellt.

Die heißen Sonnenstrahlen trocknen die Garben schnell. Im Freien, auf einer hierzu angelegten Lehmtenne, wird alsbald das Korn ausgetrampelt. Zumeist versammeln sich hierzu die ganze Verwandtschaft und sämtliche guten Bekannten. Singend, tanzend, lachend, scherzend „trappen" sie so lange auf den Ähren herum, bis jedes Körnchen herausgefallen ist. Sie begleiten ihre tanzenden Bewegungen gern mit Gesang und der Handharmonika. Zuckerbier, ein aus gelbem Zucker, allerhand Wurzeln, Erbsen usw. hergestelltes Gebräu, Unmengen von süßem Kaffee und Tee werden dazu vertilgt. Im großen Eisentopf brodelt der Reis mit Fleischzugabe oder Mehlpapp mit Milch. Korn wird geröstet oder auch gekocht, kurzum ein großartiges Gelage veranstaltet.

Niemals fehlen die umherkreisenden Tabakspfeifen, die manch einem wirklich im Munde festgewachsen zu sein scheinen. Bedächtig schneiden sie von einer Platte Tabak ganz kleine Stückchen ab, die sie in der linken Handfläche mit

den Fingern der rechten Hand so lange kneten, bis es pulverisierter Tabak ist, der dann in die Pfeife getan wird. Den Rauch saugen sie tief in die Lungen ein, sie trinken ihn, wie sie sich ausdrücken.

Es kommt auch vor, daß sie zu viele tiefe Tabakszüge tun, sich also berauschen und in Krämpfe oder Ohnmachten fallen. Schon kleine Kinder beginnen mit dieser Tabakspleidenschaft. Sie werden allmählich daran gewöhnt, wenn sie die Pfeifen, die oft sehr primitiv aus Markknochen hergestellt sind, anrauchen müssen.

Bei vollem Magen steigt dem Bergdamara-Volk der Dünkel ganz mächtig und artet oft in große Frechheit aus. Allgemein ist bekannt, daß es sehr unklug sei, Bambusen in dieser Kornzeit zu tadeln. Man muß sie vielmehr verhätscheln, liegt ihnen doch nichts daran, zu bleiben. Sie wünschen sogar, fortgejagt zu werden, da es auf der elterlichen Werft Kost in Hülle und Fülle gibt. Außerdem haben sie dort ja weit mehr Vergnügungen. Warum sollen sie also jetzt noch arbeiten?

Fast alle Bergdamara werden um diese Zeit herum unverschämt. Erst wenn im Januar alles verpraßt ist und der Hunger wiederkehrt, werden sie bescheidener und brauchbarer. Dies ist eine Zeitrechnung, die jeder Arbeitgeber berücksichtigen muß.

Pflegt man die Hungrigen, so kann man sicher sein, daß sie dies bis zur Erntezeit längst vergessen haben. Merckers, die aus Gutmütigkeit viel fortgegeben hatten, konnten Unglaubliches von der Undankbarkeit dieses Volkes erzählen.

Bringen sie etwas zum Verkauf an, so fordern sie enorm viel dafür. Bietet man dem Werte entsprechend, so bekommt man zur Antwort: „Nee uns frach die volle Prees, die Ding

is erste Klass" (Nein, ich verlange den vollen Preis, der Gegenstand ist erstklassig). Selbstverständlich ist ihre Forderung übertrieben hoch.

Die ewige Bettelei war mir außerdem sehr lästig. Ein gewisser Damab — ta —//ob (Hererosterbe, der, von dem der Herero stirbt) war in diesem Punkt außerordentlich beharrlich. Meist bat er gleich laut und deutlich: „Gib, Damab — ta —//ob will bannig fressen." Wo man ihn zu Gesicht bekam, bettelte er um irgend eine Gabe. Obwohl ich ihm, auf Anraten meiner Geschwister, grundsätzlich nichts gab, hoffte er doch, mich umzustimmen. Seine Ausdauer amüsierte mich schließlich und gab mir eines Tages Anlaß zu der Frage: „Ei, Damab— ta — //ob, warum stehst du immerfort hinter mir und sagst: Schenk mir was, gib mir was? Du bist doch kein armer Mann, warum bettelst du eigentlich?" Feierlich erklärte er mir: „Ich würde dich eben nicht anbetteln, wenn ich nicht annähme, du seiest weit reicher als ich. Sieh, das ist so unsere Manier, »ons probier, miskin zall Fräulein doch Präsent mak«" (wir probieren, vielleicht gibt Fräulein doch ein Geschenk). Als alle seine Reden nichts helfen wollten, hielt er nur noch stumm bittend seine Hand geöffnet. Auch dies machte keinen Eindruck. Schließlich gab er jeden weiteren Bettelversuch auf, schob den Knotenstock in seine Ellbogengelenke, wandte sich zum Gehen und seufzte: „Ons zall man liewerst loop" (dann will ich nur lieber gehen). Sprach's und entfernte sich. Natürlich war ich froh, wenn der unangenehme Quälgeist endlich fort war. Aber es dauerte oft nicht lange, bis ein anderer Bettler seinen Kopf in die Küchentür steckte und sich ein ähnliches Gespräch wiederholte. Wollte ich sie schleunigst los sein, brauchte ich nur zu sagen: „Gewiß, ich will dir etwas

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

schenken, aber zuvor komm und arbeite ein wenig dafür." Entsetzt prallten sie zurück und waren alsbald spurlos verschwunden. Andere faßten sich schnell und antworteten schlagfertig: „Nee, ons hat self banje werk" (Nein, ich habe selbst eilige Arbeit vor).

Für meinen Schwager hatten sie einstmals den schönen Glückwunsch zur Verlobung: „Ja, Mister Mercker, wir wissen recht gut, daß du ein wirklicher Grootmann von Hause aus bist. Dies sehen wir an deinem Auftreten und auch daran, daß du uns noch nie belogen oder betrogen hast. Wir haben schon immer gesagt, du wirst deshalb auch bestimmt eine gute deutsche Frau bekommen. Wenn sie erst hier ist, werden ‚wir' uns freuen, weil wir sie dann ordentlich ‚anbetteln' wollen."

Ging ich spazieren, so war es nicht besser. Wo man ging und stand, Bettelei. Staunenswerte Ausdauer konnte ich eines Sonntags bei einer etwa fünfjährigen Bettlerin beobachten, als ich am offenen Fenster saß und las. Die Kleine stand nahebei und rief mir, obgleich ich sie nicht beachtete, wohl eine Stunde lang ihr: „†ũë autere, matere Leckeri" (Kost gib mir doch ab, gib mir Bonbon) zu. Sie besaß entschieden Übung und hoffte durch zähe Beharrlichkeit zum Ziele zu kommen. Sie machte sich aber schleunigst aus dem Staube, als mein Schwager den Weg heraufkam.

Der Gesang unserer einstigen Waschfrau Zipora, Nachbar †Neimabs Frau, lautete: „Autere lallalla, ma-te-re trallalla" (Gib mir was, lallalla, schenk mir was, trallalla).

Mein Schwager amüsierte sich oft darüber, wie die Bergdamara ihre Bettelei anzubringen wußten. „Morro, morro, Mister Mercker! Geht's Mister Mercker gut?" „Ja, sehr gut." „So, sehr gut? Das ist schön. Ja, Mister Mercker, dann gib ein bißchen Präsent, »autere Tabacke«."

Als mein Schwager den Bergdamara einst Dattelkerne geben wollte, die sie auf ihrem Land pflanzen sollten, sagten sie: „Ja, Mister Mercker, das ist sehr schön von dir, aber besser wäre es, du schenktest uns die Früchte, deren Kerne wir nachdem auspflanzen könnten. Aber noch eins, Mister Mercker, wer bezahlt uns das Begießen der kleinen Bäume, bis sie uns Früchte tragen?“

Auch der immerhin begüterte Kapitän Cornelius machte keine Ausnahme. Bei einem an anderer Stelle erwähnten Wirbelsturm war sein Haus beschädigt worden. Er kam zu uns und erzählte in seiner lebhaften Art von seinem Mißgeschick. Mit einer mächtigen Schnitte Butterbrot und einer großen Portion Kaffee, in den ich, seinem Geschmack entsprechend, viel Zucker und Milch hineingetan hatte, ließ er sich jedoch trösten. Schmunzelnd äußerte er, es hätte ihm zwar vorzüglich geschmeckt, aber im Garten sei noch weit schönere Kost, von der zu probieren er keineswegs abgeneigt wäre. Sein Wunsch wurde ihm erfüllt. Meiner Schwester pflegte er bei Gelegenheit in Erinnerung zu bringen: „Juffrow Mercker ist die einzige weiße Frau, die im Kriege ihr Haus unbeschädigt behalten hat, denn Kapitän Cornelius hat es geschützt.“ Man hielt ihm daher etwas zugute. Im Garten angelangt, schmauste er eifrig am Weinspalier. Um noch eine Portion mit sich nehmen zu können, meinte er, auch seine Frau „Magdalena“ müßte diese Gartenkost kennen lernen, deshalb sei es vielleicht angebracht, sich sämtliche Taschen mit Trauben für seine Lebensgefährtin anzufüllen. „Gut, so tue es,“ riet ihm bereitwillig mein Schwager, und Cornelius tat es.

Ebenso lästig wie das Betteln ist der ewige Versuch, auf Kredit etwas zu erhalten. Wie wußten die Neger da ihre ganze Beredtsamkeit aufzubieten, es war oft spaßhaft mit anzuhören.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Auch hierin haben sie manchen Trick. Ist es ihnen gelungen, einem Weißen etwas abzuschwatzen, sei es Geld oder Ware, so geben sie mit Vorliebe einen falschen Namen an und leugnen nachher alles ab oder verschwinden spurlos. Geriebene Schuldenmacher führen oft 4 bis 5 Namen und tun sehr ahnungslos, wenn sie einmal gemahnt werden. Andere Ehrenmänner haben von Verjährung der Schuld gehört und versuchen nun beharrlich, den Gläubiger hinzuhalten. Will alles Drängen, Bestürmen zu keinem ergiebigen Ziel führen, so versuchen sie es auf andere Art, indem sie mit einem großen Spazierstock ankommen, der dem Kapitän angeblich gehören und als Zeichen dienen soll, daß dieser für die geplanten Schulden aufzukommen beabsichtigt. Natürlich fragt es sich sehr, ob der Kapitän hiervon eine Ahnung hat.

Der alte Lazarus, der seine Söhne sehr hart erzogen hatte, sie sogar mit Dornenzweigen prügelte, war gestorben. Nun mußten sie seine Erbschaft antreten und beabsichtigten, ihm auch eine geziemende Bestattung zuteil werden zu lassen. Ein Sohn Samuel kam mit seinem Onkel Damab — ta — //ob, der gleichfalls als Erbe stark beteiligt war, in seiner Angelegenheit zu uns. Wir ahnten ihre Wünsche, da sie so höflich grüßten und demütig mit dem Hut in der Hand ihr Anliegen vorbrachten. Natürlich, sie brauchten Leinen, das sie auf Kredit zu erlangen versuchten. Meine Schwester hörte ihre lange, wohl präparierte, bewegliche Ansprache, in der sie manch biblisches Gleichnis anbrachten, in größter Ruhe an und riet ihnen dann: „Nehmt nur einen fetten Hammel Eurer Herde, geht damit hinüber in den Store und tauscht Euch dort ein, was Ihr nötig habt. Wir geben nichts auf Schuld, das wißt Ihr doch ganz genau.“ Immer eindringlicher wurden ihre Bitten,

durch die sie meine Schwester umzustimmen hofften. Vergeblich. So setzten sie ihren Hut auf und gingen empört, als sei ihnen unerhörte Beleidigung widerfahren, ohne jeden Gruß davon. Bald danach führten sie aber, dem erhaltenen Rate gemäß, ein Tier hinüber in einen Store, wo sie wahrscheinlich schon arg verschuldet waren und sonst nichts mehr bekommen hätten.

Das Verborgen der Sachen untereinander ist bei den Bergdamara ebenfalls üblich. Bekommt ein Bambuse vormittags einen neuen Anzug, so kann man erleben, daß er nachmittags bereits von der ganzen elterlichen Werft spazieren getragen wird. Eine neue Sonntagsjacke war sogar einmal bis Omaruru (10 Meilen weit) verborgt. Zufällig fragten wir fatalerweise gerade am Montag hiernach. Nun war Holland in Not, da sie doch nicht so schnell zur Stelle geschafft werden konnte, außerdem ärgerte man sich gewaltig, daß die Weißen wieder hinter die Schliche gekommen waren. Aufs Geratewohl mußte also tapfer gelogen werden, obwohl kein Erfolg davon zu hoffen war.

Ferner kommt es vor, daß die Bambusen Sonntags, um sich groß zu tun, die Alltagskleider ausleihen, in denen dann noch ihre Angehörigen und Bekannten stolz einherschreiten.

Mit einem Schuh herumzulaufen, geniert die Bambusen nicht weiter, wenn der andere verborgt ist. Ist das Schuhzeug etwas eng, wird durch Längsschnitte im Oberleder eine schnelle Abänderung getroffen.

Zu Tauschgeschäften sind sämtliche Bergdamara gern bereit, nur bringen dann die Bambusen, die der Arbeitgeber kleiden muß, sicher für ihre guten, schlechte Kleider an. Wie oft gibt es wegen eines derartigen Vorkommnisses Schelte.

Für gestohlene Sachen finden sich gleichfalls jederzeit be-

reitwillige Abnehmer, daher ist es auch gar nicht verwunderlich, wenn sich mitunter zwischen den Fensterritzen des Vorratsraumes abgebrochene Messer finden, die beim Versuch, sich Eingang zu verschaffen, nicht dauerhaft genug gewesen waren. Allmählich lernt man die gemeine Art und häßlichen Schliche der Leute genugsam kennen. Dann zählt man nicht mehr zu den „noch nicht Ausgelernten", wie die neu ins Land kommenden Weißen genannt werden, die so harmlos vertrauen und sich so leicht bestehlen lassen.

Mit Kindern unterhielt ich mich oft, sie waren gar nicht schüchtern, ganz nett, lustig und amüsant, nur konnten wir uns gegenseitig gar schlecht verständigen. Kleine Mädchen, die ich traf, hatten sich einmal in gerader Linie aufgestellt und riefen mir mit strahlendem Lächeln wie aus einem Munde zu: „Morro, wie geht es dir denn, Fräuleince" (ce = chen). Einige Bonbons wurden freudig entgegengenommen und durch: „Danki, danki, di Fräuleince" (Danke, danke, liebes Fräuleinchen) quittiert. Im Handumdrehen bildeten nun die Kinder einen Kreis, klatschten in die Hände, legten sie wieder auf die Hüften, trappsten mit den Füßen und sangen dazu, bogen und wanden und schüttelten sich, um mir eine Probe ihrer Tanzkunst zu geben.

Ganz unerwartet geriet die Vorführung ins Stocken, ein abermaliger Versuch mißlang. Die Vortänzerin schimpfte wie ein Rohrspatz, der ganze Trupp stimmte mit ein. Es gab ein Handgemenge mit schallenden Ohrfeigen und bedeutsamen Püffen. Einige wollten heulen, verzogen schon grämlich ihr Gesicht, glaubten sie doch, ihnen sei himmelschreiendes Unrecht geschehen. Da sahen sie aber die anderen derweile ihre Übungen unbeirrt fortführen. Dies begeisterte sie derart, daß ihr Zorn verrauchte und sie sich sogleich mit Eifer wiederum

am Tanze beteiligten. Das probate Mittel — die Prügel — erwies sich also auch hierbei als sehr angebracht, denn nun erst stimmten die Touren. Ich mußte hell auflachen vor Vergnügen, so drollig war dies anzusehen. Ein weißes Kind wäre entschieden weinend, tief gekränkt zur Mutter gerannt, während dies fidele Völkchen sich in einem Atem prügelte und wiederum aussöhnte, um lustig zu sein.

Verbesserte jemand die unpraktische und umständliche Art und Weise der Bergdamara, so war stets ihre prompte Entgegnung: „Ja, die Ding is banje moi, mar uns Manier is different“ (Ja, das ist sehr gut, aber wir machen es anders). So blieb's natürlich nach wie vor beim alten.

Besucher schlagen entweder mit der Faust an die Tür, oder kündigen sich mit leisem Hüsteln an. Bleiben sie unbeachtet, so wird vernehmlicher gehustet. Zuletzt ersticken sie fast unter einem heftigen Hustenanfall. Hatte sich ihre Atemnot gelegt und erkundigte ich mich lachend: „Du willst dir wohl Medizin für deine schwere Erkältung holen?“ so war dies die Ursache zu anhaltendem Gekicher, bis sie endlich mit ihrem Anliegen herausrückten.

In den Viehherden der Bergdamara steckt ein großer Wert; auch die Gärten, in denen sie hauptsächlich Melonen, Mais und Tabak ziehen, sowie das Kornland bringen guten Ertrag. Wenn sie nur etwas haushälterisch wirtschafteten, könnten sie das ganze Jahr hindurch reichlich ihren Lebensunterhalt damit bestreiten. Aber dies leichtlebige Volk verschwendet achtlos, wenn es etwas im Überfluß besitzt. Es muß erst alles „gedan“ sein (holländischer Ausdruck für „allemachen“).

Einem Weißen ist ihre eigentümliche Art der Lebensauffassung und Gewohnheit ganz unbegreiflich, ander-

seits verstehen sie uns wieder nicht. Wie oft sagten sie z. B. zu meinem Schwager: „Mister Mercker, warum arbeitest du so viel, du hast doch das schöne Vieh auf deiner Farm, ein großes Haus, Vorräte an Lebensmitteln und zahlreiche Kleider. Also, warum plagst du dich noch so sehr?“ Daß man sogar an der Arbeit Freude haben kann, ahnen sie nicht, und noch weniger, daß die Arbeit der Europäer von Nutzen sei. So äußerte sogar ihr Kapitän Cornelius, der doch entschieden einen weiteren Gesichtskreis hatte: „Was machen die weißen Menschen? Nur unnütze Dinge. Aber eins verstehen sie besser als wir, nämlich eine gerade Linie innezuhalten, was uns Eingeborenen unmöglich ist.“ Allerdings von Genauigkeit haben die Bergdamara keine Ahnung. Woher sollten sie dies auch wissen, da an der sie umgebenden Natur nirgends eine gerade Linie wahrzunehmen ist. Der Begriff dafür fehlt ihnen also vollkommen, umsomehr erklärt sich ihre grenzenlose Unordnung. Ihnen das Auflegen einer Decke beizubringen, ist vergebliche Mühe.

Ein noch junger Mensch wurde zur Gartenarbeit ermahnt, weil seine alte Mutter nichts mehr zu essen hatte. Entrüstet lehnte er diesen guten Rat mit den Worten ab: „Ei, ons is doch nich waterpump“ (Ei, ich bin doch keine Wasserpumpe), was sich auf die tägliche Gartenrieselei bezog. Seine Mutter wußte nichts mehr mit ihm anzufangen. Daher begab sie sich auf die Militärstation; denn sie plante, ihr Alexander sollte „Eingeborenen-Polizist!“ werden. Bald befand sich Alexander auch wirklich in Omaruru. Man drillte ihn zum Soldaten. Übungen am Reck wurden gemacht, auch Alex sollte den Aufzug üben. Ein Versuch mißlang glänzend, hatte er doch nie seine Muskeln gestählt. Hilfreiche Hände halfen ihm empor, ein erneutes Bemühen wollte wiederum

nicht gelingen. So hing er nun eine ganze Weile jämmerlich hilflos an der Stange und rief schließlich mit kläglicher Stimme: „Mamma! Mamma! help doch!“ (Mutter, hilf mir doch).

Sehr verschiedene Ansichten hört man über den üblen Geruch, der den Eingeborenen anhaftet. Man meint zuweilen, er bleibe immer gleich unangenehm. Mir kam es vor, als ob man sich auch an diese Unannehmlichkeit allmählich gewöhnte. Zu vermindern war der Geruch ein wenig, wenn man streng auf Sauberkeit der Dienerschaft hielt, die Wasser, Seife und frischer Wäsche feindlich gesonnen ist. Doch soviel steht fest: Hottentott, Herero und Bergdamara riechen ganz verschieden. Allerdings ist bei einzelnen nichts abzuändern. Keetmann, der Wahrsager des Platzes, hatte z. B. auf der Farm einen Verwandten bei sich, der wirklich schauderhaft roch. Schon wenn er sich nahte, duftete es einem unangenehm entgegen. Daher war er allgemein bei den Deutschen von Okombahe unter dem Namen „Räucherkerzchen“ oder „Stinkdose“ bekannt. Kam er zu uns, so setzte Friedel sein Schelmengesicht auf, lachte mich verschmitzt an und flüsterte mir zu: „Merkst du, daß die Stinkdose da ist?“ Ich führte sogleich stillschweigend, wie ganz zufällig, mein Taschentuch in Gesichtshöhe, als ob ich plötzlich Nasenbluten bekommen hätte und entfernte mich schleunigst.

Ein Bekannter, der sich meine Eingeborenen-Photographien ansah, riet mir, doch ein paar getragene Halsketten von Bergdamara-Kindern mitzunehmen. Wenn ich die Kinderbilder in Deutschland vorzeigen würde, würden entschieden alle Damen ausrufen: „Ach, wie reizend! diese süßen, kleinen Niggerkinder! wirklich zu nett!“ Dann solle ich von ungefähr meine Ketten — die aber luftdicht transportiert werden

müßten, damit der echte Bergdamara-Geruch nicht abzöge — ebenfalls zeigen. Ich könne versichert sein, daß der diesen Schmucksachen anhaftende Geruch die lebhafte Bewunderung und Begeisterung erheblich dämpfen würde.

Daß es nicht leicht ist, unter derartigen Volksstämmen zum Guten zu wirken, wird jedermann einsehen, ebenso, wie schwierig es fällt, die richtige Art und Weise zu treffen, um diesem hohen Ziele näher zu kommen. Nichts ist undankbarer, als Missionar zu sein. Außerdem haben diese wohl kaum an den farbigen Helfern die geeignete Unterstützung, da sich trotz jahrelanger, sehr sorgfältiger Erziehung im Augustineum zu Okahandja doch immer wieder das Eingeborenenblut bemerkbar macht. Die „Schulmeister" können deshalb keineswegs ihren Stammesgenossen als Vorbild gesetzt werden. Es wird sogar nötig, sie wegzujagen, wenn ihre Vergehungen sich zu arg auftummen. Aber besserer Ersatz findet sich kaum.

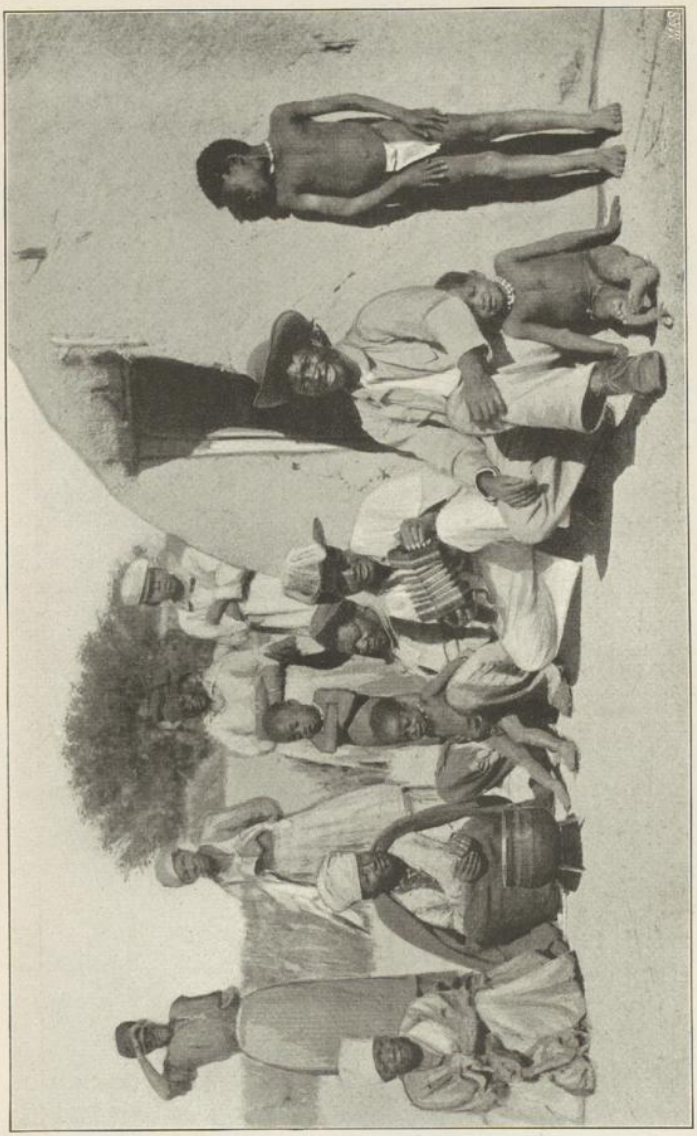
Vielleicht müssen noch Generationen vergehen, ehe das Christentum Wandlung schafft. Viel Ernst und endlose Geduld werden noch nötig sein, um die Eingeborenen unserer Kolonie auf eine höhere Stufe zu bringen. In erster Linie müssen wir Deutschen uns bemühen, den Farbigen in jeder Beziehung ein gutes Beispiel zu werden.

Aber in allererster Linie gilt es, die Leute, wenn es nicht anders geht, durch geeignete gesetzliche Maßnahmen zu geregelter Tätigkeit zu erziehen. Denn Müßiggang ist aller Laster Anfang. Erst wenn sie arbeiten gelernt haben, werden sie auch das Christentum richtig begreifen.

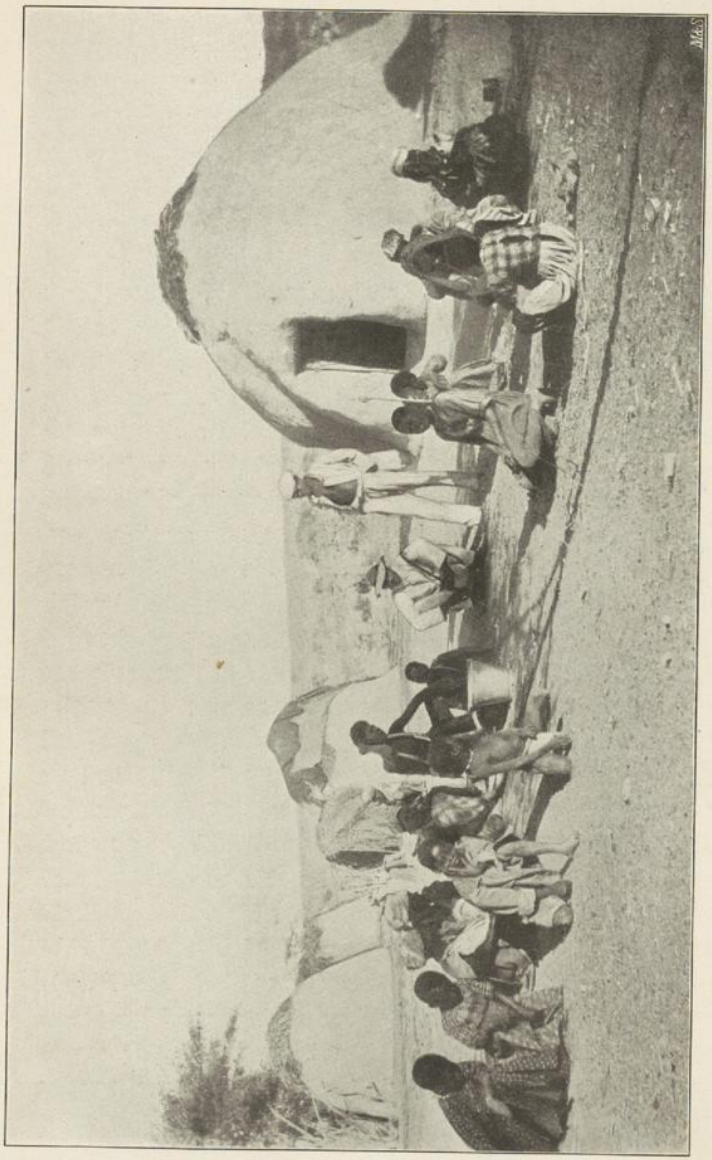
10. Einiges über unsere Berg-damara-Bambusen.

Im Herbst sollte die Einsegnung der Okombaher Konfirmanden stattfinden, zu der auch Andreas Tsowaseb die Reife, sogar als bester Schüler, im Unterweis (Religionsunterricht) erlangt hatte. Wo er ging und stand, traf man ihn zuletzt rauchend und lernend an. Wenn er Geschirr abwusch, wenn er Fenster putzte, überall vertiefte er sich in sein Religionsbuch, das aber sofort, wenn man sich nahte, eiligst verschwand und nur gelegentlich noch mit einem Eckchen verräterisch aus der Jackettasche hervorsah.

Zwei ganze Nachmittage in jeder Woche war er, während dreier Jahre seiner Dienstzeit bei Merckers, zum Unterweis beurlaubt. Seine Arbeit konnten in dieser Zeit meine Schwester und später ich erledigen. Da wegen der Hitze unsere Tischzeit schon auf 11½ Uhr fiel, konnte Andreas mit dem Abwaschen des Geschirrs in einer guten Stunde fertig sein. Er verschwand dann täglich spurlos und kam oft erst gegen 4 Uhr träge wieder angeschlichen. Ich mußte ihn daher eines Tages ermahnen, vor dem Weggehen etwas Holz und Wasser zu holen, damit es mir nicht fehle, wenn es an die Bereitung des Abendessens ging. Gleichgültig erwiderte er: „Mein Unterweis ist heute, es hat schon geläutet" — nahm sein Buch aus dem Schrank und verschwand. Abends um 6½ Uhr, wenn die Sonne unterging, kehrte er endlich als letzter zurück. Wieder hieß es: „Andreas, besorge Wasser, ich will Abendbrot kochen." Dann gab er oft, obwohl er doch



Nach der Mittagsmahlzeit auf †Neimabs Werft im Okombahe



Sonntagswäsche auf †Neimabs Werft in Okombahe.

den halben Tag freigehabt hatte, die ungezogene Antwort: „Jetzt ist die Sonne unter, die Arbeitszeit ist schon vorbei." Für seine geringen Leistungen bekam er monatlich 15 Mark in bar, reichlich Kost und vollständige Kleidung. Er galt für einen vorzüglichen Diener seiner Rasse.

Hätte man einen andern Bambusen genommen, so würde sich ganz dasselbe Spiel wiederholt haben, denn jeder, und sei er auch ein Heide, fühlte, sowie er zum Weißen in den Dienst trat, plötzlich Wissensdrang oder Religionsbedürfnis in sich erwachen. An sich wäre das ja sehr gut und lobenswert gewesen, wenn nicht die Arbeit allzuviel darunter gelitten hätte. Den Herren Bambusen lag natürlich vorwiegend daran, mindestens einige Vor- oder zwei Nachmittage der Woche in der Schule, später im Unterweis zuzubringen, am liebsten auch die ganzen Sonntage verschwinden zu können.

Wenn mein Schwager auf Reisen war oder sich längere Zeit zur Arbeit auf der Farm aufhielt, konnten wir mit den ungezogenen Bergdamara-Dienstboten jedesmal unerquickliche Auftritte erleben. Sie waren dann mehr abwesend als bei der Arbeit. Keine Schelte, keine Strafe half, nur die näher heranrückende Ankunft meines Schwagers änderte die Lage. An den Bambusen konnte man ganz genau wahrnehmen, auf welchen Tag sie ungefähr das Kommen ihres Baas abschätzten.

In anderen Familien machten sie es ebenso. Sie wußten genau, daß man sich lieber ärgern würde, statt ihnen einige wohlverdiente Hiebe beim Kapitän verabfolgen zu lassen. Denn nur durch Prügel und durch nichts anderes sind die in ihrer Gesinnung sehr tief stehenden Farbigen zu bändigen. Bei der täglichen gemeinsamen Arbeit lernt man sie

Sonntagswäsche auf †Neimabs Werft in Okombahe.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

allmählich recht gut kennen und bildet sich danach seine Ansichten.

War mein Schwager abwesend, so verfiel Andreas zumeist auf dasselbe Manöver. Kaum war mein Schwager außer Sicht, so mußte Freund Andreas „Kälber suchen". Unsere Ermahnungen fruchteten nichts, er „suchte" zu jeder Tageszeit weiter. Erst wenn der Tag der Rückkehr nahte, schränkte er seine Kälberfürsorge etwas ein und wurde häuslicher. Bei einer unerwarteten Heimkehr meines Schwagers stellte sich einst heraus, daß Andreas einfach unsere Kälber am Anfang des Platzes in einen Kraal eingesperrt hatte und sich am anderen Ufer währenddessen vergnügte. Durch das Fernhalten der Kälber bekamen wir natürlich von den Kühen keine Milch; sie gaben diese ohne ihre Kälber nicht her. Aber das war dem gewissenlosen Andreas ganz gleichgültig, wenn er nur bummeln konnte und nicht zu melken brauchte. //Goabeb dagegen sorgte lieber schon im Felde dafür, daß die besten Milchziegen ausgemolken waren.

Am andern Tage tauchte Andreas harmlos lächelnd wieder auf, war aber wie erstarrt, als er seinen Baas vor sich sah. Er erging sich in allerhand Ausflüchten, war voller guter Einfälle, die ins Fabelhafte stiegen, um sich zu entlasten. Mein Schwager winkte aber ab, er hatte inzwischen schon wegen Andreas mit dem Kapitän Cornelius Rücksprache genommen, der Andreas auch bald holen ließ, um Gericht abzuhalten. Bald war's geschehen. Ganz ermattet, aschfahl kehrte Andreas von dort zurück und tat seine Arbeit ohne Tadel. Wir beachteten ihn natürlich nicht weiter, sahen aber an seinem Gebahren, daß er seine Strafe weg hatte. Öfters stöhnte er und rieb die schmerzende Stelle, wobei er murmelte: „!Nawab Corneliub dib gye geise a /aixa" (Der

Schambock des Kapitän Cornelius ist sehr feurig, tut sehr weh). Gegen Abend hatte er sich jedoch schon soweit erholt, daß er wiederum einen Ausflug plante. Mein Schwager untersagte ihm dies aber mit den Worten: „Du bleibst hier, das Kälbersuchen hat nun ein Ende. Du scheinst mir überhaupt vom Kapitän keine Strafe bekommen zu haben, sonst würdest du nicht schon wieder damit anfangen." Gekränkt, vorwurfsvoll ereiferte er sich darauf: „Ja, ich habe 15 Hiebe bekommen, aber Mister Mercker, warum kommst du nicht kuken (zusehen)?" Fortan weideten die Kälber friedlich ums Haus herum, ohne von Andreas, der sie suchte, weggetrieben zu werden. Und dieser hatte einen Vorwand weniger zum Herumlungern.

Wie anders war seine vortreffliche Mutter, „Friederika" mit Namen, die überhaupt eine Ausnahme bildete. Sie erzog ihre Kinder streng in Abwesenheit ihres verbummelten Mannes, der erst wieder aus der Fremde heimkehrte, als diese herangewachsen waren und ihn ernähren konnten. An jedem Ersten erschien sie pünktlich, um den Monatslohn ihres Sohnes abzuheben. Fehlte dann schon, wenn dieser Vorschuß genommen, etwas am Betrage, so sagte sie nur tief vorwurfsvoll: „Andreas!! — —" Dann entstand eine peinliche Pause, in der Andreas seufzte und schuldbewußt die Augen niederschlug.

Friederika hielt auch darauf, daß erst die Schule und später der Unterweis gewissenhaft besucht wurden. Als kleiner Junge fand Andreas nämlich an dem Aufenthalt im engen Schulraum gar keinen Geschmack. Er spielte, wie er mir erzählte, weit lieber im hellen Sonnenschein im Revier mit kleinen Lämmern und Kälbern. Soweit ging alles recht friedlich zu. Die Stunden verrannen dann im angenehmen

Zeitvertreib wie im Fluge. Gegen Abend kehrte er ganz harmlos nach Hause zurück. Doch wehe, hier empfing ihn seine gestrenge Mama bereits mit dem Stock und bearbeitete ihn kräftig, denn seine ältere Schwester Helene hatte das Fehlen in der Schule längst ausgeplaudert. Als er ein paarmal diese üble Erfahrung gemacht hatte, fügte er sich fernerhin wohlweislich dem Schulzwange. Mit Erfolg besuchte er den Unterricht und eignete sich allmählich eine gute Kenntnis seiner Sprache im Lesen und Schreiben an, etwa wie bei uns ein begabtes Dorfschulkind.

Mit großer Umständlichkeit half er mir in seiner bedächtigen Art über die Anfangsgründe der Namaquasprache hinweg und verwunderte sich nicht wenig, wenn ich die Sätze schneller niederschrieb als er. Gleichzeitig sprach er sein Erstaunen darüber aus, wie es nur möglich sei, daß drüben in Deutschland, wo man die Namasprache nicht verstände, ihre Religions- und Schulbücher fehlerlos gedruckt würden.

Sein jüngerer Bruder Eliphas, ein geweckter, netter Junge, meldete sich bei dem Missionar, um Schulmeister zu werden. Er machte gute Fortschritte und kam nach Otjimbingwe, wo er für seinen späteren Beruf herangebildet wurde. Sein Wunsch war, von der Straße, aus dem Schmutz herauszukommen, um etwas Besseres zu werden.

Zu Weihnachten durfte man so wenig wie in Deutschland den Bambusen gegenüber geizen. Ein neuer Anzug, ein buntes Hemd, Messer, Pfeife, Kamm, Seife, Feuerzeug, Schreibutensilien für die Schule und eine große Schüssel mit allerhand Backwerk und Süßigkeiten bildeten die üblichen Gaben. Die Freude war natürlich groß. „Amase! Amase! ti khoido! (recht so, meine lieben Menschen). Ei, ei, danki Mister, danki Jouffrow, danki Fräulein!“ wiederholte Andreas immer

wieder. Sogar Briefpapier und Federn fehlten nicht, da Andreas gern an alle seine Verwandten und Bekannten schrieb: ob das Vieh sich vermehrt, die Familie und Verwandtschaft gesund, das Wetter günstig sei usw. Doch den Schluß bildete immer die deutliche Anfrage, wann von dort Geld und Geschenke zu erwarten wären.

Im neuen Jahre hatte Andreas nicht mehr lange Ruhe bei uns. Er sowohl wie sein Intimus, Schulmeister David, fanden es ganz natürlich, daß er „rüsten" müßte. Schon sein ganzes Leben lang habe er gearbeitet, daher stände ihm nun (mit 18 Jahren!) die wohlverdiente Ruhe zu. Die Kost sei zwar immer sehr reichlich und gut gewesen, sogar so reichlich, daß er stets die Hälfte nach Hause schaffen konnte. Auch mit uns sei er sehr zufrieden gewesen! — aber Ruhe, Ruhe ohne Arbeit müßte er von nun ab haben, sonst ginge ihm die Seele aus dem Leib.

In den beiden ersten Dienstjahren hatte sich Andreas leidlich brauchbar gezeigt, wenigstens nach afrikanischen Begriffen. Aber im letzten Jahr hatten allerdings Fleiß und Pflichttreue gar viel zu wünschen übrig gelassen. Es war also besser, er ging.

Aber was mochte wohl seine Mutter, die auf seinen Verdienst rechnete, dazu sagen? Da mich dies interessierte, fragte ich: „Andreas, wie denkt deine Mutter darüber, daß du jetzt wieder im Pontock Kost essen willst?" Er antwortete mir bedächtig: „Sieh, Fräulein, wenn du nach Deutschland zurückkommst, werden sich deine Eltern und viele andere Menschen freuen. So also freut sich auch meine Mutter, wenn ich nach Hause komme."

Bald danach verheiratete er sich mit Natalie, einer schwarzen Schönen aus der königlichen Umgebung, also

standesgemäß, denn er war der Neffe des Kapitäns Cornelius.

Nun trat vorläufig Sore — eib (Sonnengesicht) für Andreas ein, bis wir einen anderen Hausbambusen fanden. Einen solchen jetzt nach dem Hereroaufstand von den dünkelhaften Bergdamara zu bekommen, war nicht leicht. Diese hatten sich im Kriege nach Möglichkeit bereichert und dünkten sich folglich zur Arbeit zu vornehm. Die Leutenot wurde immer größer.

Unsere Waschfrau Zipora, die das Waschen von uns gelernt und bisher für 2 Mark Tagelohn und Beköstigung gearbeitet hatte, forderte jetzt plötzlich 4 Mark für halbe Tagesarbeit oder sonst für das Stück 1 Mark im Einzelpreis. Auch sie paßte sich der allgemeinen, aufsässigen Stimmung an. Erklärlicherweise gingen wir auf eine derart unverschämte Forderung nicht ein. Alle Weißen klagten sehr über Arbeiternot und zu hohe Lohnforderungen sowie über die unfreundliche Gesinnung der Bergdamara.

Mein Schwager prophezeite: „Laßt sie nur, die Zeiten ändern sich wieder. Wenn erst alles verpraßt ist, kommen sie demütig, um für normale Bezahlung zu arbeiten.“ Er hatte richtig vorausgesehen. Nach zwei Jahren boten sie sich wieder mit angemessener Forderung zur Arbeit an, weil ihr Penz schmerzhaft leer sei.

Vorerst wurde meinem Schwager geraten, lieber Herero-Gefangene von der deutschen Regierung zu mieten. Bis dahin wollten wir uns mit einem kleinen Bambusen, Laufburschen, der eher zu haben war, behelfen. Vorläufig mußte Ziporas Tochter Annike die Milch von der Farm holen und Sore — eib Vertreter des Hausbambusen sein.

Und Sore — eib fühlte sich in seiner neuen Würde. Es

überraschte uns, daß dieser stille, verträumte Junge im Haushalte längst Bescheid wußte. Andreas hatte ihm oft seine Arbeit aufgehalst, und so hatte er sich nach und nach, ohne daß wir es ahnten, ganz gut eingearbeitet. Nur Fensterputzen lernte er noch bei mir, und bald machte er es tadellos. In verschiedenen Melodien sang er in seiner Sprache dazu: „Fräulein sagt, oben anfangen, Staub wischen, mit wenig Wasser abwaschen, tüchtig nachreiben, gut die Ecken sauber machen." War er bis zum Schluß seines Gesanges gekommen, geriet er in wahren Feuereifer, so daß die Fenster blitzblank strahlten.

Alsbald fand sich auch ein neuer Bambuse, „Hendrik", ein. Rosine, die Mama, überbrachte ihn feierlichst mit den Worten: „Hier ist Euer Bambuse, Ihr müßt ihn schlagen, wenn's nötig ist." Mit auf der Brust gefalteten Händen stand Hendrik, ein stämmiger Bursche von etwa 12 Jahren, ängstlich, erwartungsvoll vor mir. Seine mütterliche Hüterin verschwand, nachdem sie mit Kaffee, Brot und Tabak bewirtet worden war.

In die Arbeit und Art der Weißen fand sich Hendrik überraschend schnell hinein. Er wurde von Sore — eib auf mein Geheiß tüchtig abgeseift und geschoren, schlüpfte in sein neues Gewand und nähte sich darauf eifrig gleich am ersten Tage eine große Tasche. Natürlich war mir klar, weshalb, denn die meterlangen Taschen, in die sich bequem alles versenken ließ, kannte ich schon von den anderen Farbigen. Am folgenden Tage untersuchte ich den Inhalt und beschlagnahmte eine Menge gestohlener Sachen: Garn, Nadeln, Messer, Streichhölzer, Kerzen und Zigarren. Hendriks lebhaftes, ungezügeltes Temperament ließ ihn aber bald die gewohnte Freiheit vermissen. Es dauerte nicht lange, bis er mittags

stundenlange Jagdausflüge unternahm. Ich hatte ihm dies bereits mehrmals untersagt, jedoch ohne Erfolg. Mit einem letzten Versuch machte ich Hendrik ernsthaft klar, daß es mit meiner Geduld nun zu Ende sei und ich ihn, sobald er nochmals ungehorsam sei und über seine Freistunden hinaus wegbliebe, bestrafen würde. Drei Tage hielten seine guten Vorsätze aus. Dann hatte er mit Sore—eib wieder etwas ausgeheckt und blieb verschwunden. Um 4 Uhr waren sie noch nicht daheim. Ich begab mich nun auf die Suche, entdeckte auch bald unter einem Baum den träumenden Sore — eib lang auf dem Rücken ausgestreckt, während nicht weit davon Hendrik, mit einer Armbrust bewaffnet, nach Vögeln oder Mäusen schoß. Auf meinen Ruf kamen sie zurück und folgten mir stillschweigend, einer nach dem andern. Hendrik nahm meine Vorwürfe lächelnd entgegen. Als ich dem Bengel aber, eingedenk des Rates seiner Mutter: „Schlagt ihn, wenn es nötig ist," eine schallende Ohrfeige verabreichte, war er doch bestürzt. Er brüllte förmlich los, und zwei dicke Tränenbäche stürzten über seine schwarzen Backen. Zur Beruhigung ließ ich ihn Fenster putzen, was er diesmal schnell und sauber, wie nie zuvor, besorgte.

Sore—eib beeilte sich, aus der ungemütlichen Atmosphäre zu entkommen. Er lief schnell an seine Arbeit, denn er hatte ebenfalls kein gutes Gewissen, zumal da er sich schon wieder 5 Stunden Mittagspause geleistet hatte. Das Bestrafen des großen Bambusen überließ ich selbstverständlich meinem Schwager, der ihm, weil Sore — eib Besserung versprach, nur die beiden fehlenden Arbeitsstunden am Tagelohn abzog.

Hendriks Fleiß steigerte sich in den nächsten Tagen bedeutend. Er tummelte sich wie ein Brummkreisel umher.

Wir hatten dies Intermezzo längst vergessen, da trat er unerwartet, mit auf der Brust gekreuzten Armen, dem Zeichen höchster Feierlichkeit, vor mich hin und begann: „Fräulein, wann gehst du zurück nach Deutschland? Ich gehe mit dir, weil ich immer dein Bambuse bleiben will.“ Drollig war's, wie er sich selbst einschätzte. Sollte er arbeiten, äußerte er vorwurfsvoll: „Tita? Puppece?“ (Ich Püppchen?); kam aber eine höhere Lohnforderung zur Sprache, nannte er sich „großer Mann“.

Hendrik war sehr lebhaft und geweckt, er verstand bald Deutsch und wußte sich in seiner schnellen Art vorzüglich verständlich zu machen. „Fensterputzen“ blieb ihm jedoch ein Gräuel. Daher erkundigte er sich, weshalb die Fensterscheiben nicht lieber mit den Gardinen ganz zugehängt würden, dann könnte wenigstens kein Schmutz mehr sichtbar sein.

Bei der Anwesenheit von Bekannten trat Hendrik nach dem Abendessen in die Tür, machte Front und schrie: „Fettis!“ mit andern Worten: Ich will meine Abendkost, um möglichst eilig nach Hause laufen zu können. Als ich sein unmanierliches Betragen rügte, brachte er als Entschuldigung in seiner Namaqua-Sprache vor: „Ich sah schon eine ganze Weile durch die Türritze, aber du hast mich nicht gesehen. Da lief ich an die andere Tür und versuchte mich bemerkbar zu machen. Umsonst. Zuletzt kam ich zu dem Entschluß, mich deutlicher bemerkbar zu machen, und nun bist du böse auf deinen Bambusen.“

Hendriks Vetter „Heinrich“, von mir wegen seines phantastischen Kopfputzes, den er sich selbst ersann, „der Räuberhauptmann“ genannt, stellte sich gleichfalls recht oft ein. Ebenso erschien sein Freund „der Schlangenbändiger“, dessen

Namen ich nicht kannte, wohl aber seine Schlechtigkeiten. „Schlangenbändiger" hieß er seit einem Streich, der ihm gelungen war. Ein Deutscher, der im Felde bei seinem Viehposten wohnte, schickte ihn nämlich mit 3 Mark und einem Brief zu meinem Schwager, in welchem er um 2 Pfund Zucker bat. Von dem Betrage fehlte die Hälfte. Der Junge gab an, es nicht von seinem Herrn erhalten zu haben. Natürlich wußten wir, daß er log. Andreas, der tolken (dolmetschen) mußte, meinte dies auch. Um nun jedem Mißverständnis vorzubeugen, schrieb mein Schwager gleich auf die Tüte, daß von dem übersandten Betrage schon die Hälfte gefehlt hätte. Aber der Bursche war schlau. Nach längerer Zeit kam der betreffende Nachbar zu uns. Mein Schwager tat nochmals des Falles Erwähnung. Und nun hörten wir die Räubergeschichte, mit der der Bengel sich aus der Schlinge gezogen hatte. Vollständig atemlos war er damals heimgekommen und berichtete, auf dem Rückwege habe ihn eine fürchterliche Schlange angegriffen. Sie habe in die Tüte gebissen und zufällig genau an der Stelle, auf der die Mitteilung vermerkt war, ein Stück herausgerissen. Nur durch schnelles Ausweichen sei es ihm gelungen, sein Leben und den Rest der Zuckertüte noch glücklich zu retten. —

Eines Abends hatte ich den „Räuberhauptmann", der sich Tag für Tag erkundigte, ob er mein Diener werden könnte, und auch den „Schlangenbändiger", Hendriks intime Freunde, aus der Küche hinauskomplimentiert, da sie mir ein zu großes Interesse für unsere gefüllten Kochtöpfe zeigten.

Nachher wollte ich mit meinem kleinen Neffen die herrliche Mondscheinlandschaft betrachten und ging mit ihm in den Giebel des Hauses. Lautlose Stille rings umher. Plötz-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

lich leises Gemurmel, das unheimlich, wie aus der Tiefe kommend, klang. Was war das? Friedel schmiegte sich ängstlich an mich. Da wiederholte sich die Grabesstimme, und zwar in nächster Nähe. „Tareë?" (was ist das?), „Tarië hã?" (wer da?) Die sonderbaren Töne wiederholten sich. Ich ging dem Geräusch nach und öffnete beherzt das Kühlspind. Drinnen saßen zusammengekauert die beiden Hinausgeworfenen. Als sie sich entdeckt sahen, waren sie mit einem Satz heraus, auf und davon.

Obwohl Hendrik eitel war und sich gern putzte, war ihm das Kleidertragen doch eine Qual. Oft klagte er mir sein Leid. So fand ich ihn eines Tages in der Küche ohne nennenswerte Kleidung. Er war aus seinen Kleidern herausgehüpft und trug sein rosa Gewand leicht um die Hüften geschlungen als Schurz. Wie zur Entschuldigung beteuerte er: „Fräulein, i beiß nett, i gehen tot, bannig Feier" (Fräulein, ich weiß nicht, ich sterbe vor Hitze).

Mit Friedel verstand er reizend zu spielen; er hatte immer etwas Neues, Amüsantes ersonnen. Und die von Hendrik erdachten Spiele gefielen Friedel entschieden besser, als die weit kunstgerechteren heimischen Spielsachen, die er in großen Mengen besaß. Auch mir machte die rege Phantasie dieses kleinen, schwarzen Burschen manchmal Spaß.

Als 50 gefangene Hereros auf der Okombaher Militärstation eingeliefert wurden, verschwand Hendrik eiligst von der Arbeit, um sie zu sehen. Dann erzählte er Friedel einige Tage von nichts anderem wie von Kriegsgefangenen und deren grauenhaften Taten.

Entzückt war ich über ein kleines, wie es schien, aus Ton geformtes Pferdchen, das mir Hendrik eines Tages brachte.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Wie hatte der Knabe das nur so kunstvoll fertig gebracht? Ich staunte und zeigte es meinen Geschwistern. Mein Schwager besah es eingehend, schien jedoch weniger entzückt davon. Er revidierte die Küche und fand seine Vermutung bestätigt. Dies so hübsch hergestellte Pferdchen war wirklich aus der letzten Schuhwichse und sämtlichem Putzpulver geknetet.

Andermal kam ein kleiner Bambuse, der einen Brief seines Herrn zu überbringen hatte, in die Küche. Er blickte sich neugierig um und bemerkte Hendrik bei der Arbeit. Es entspann sich folgendes Gespräch in der Namaqua-Sprache, von der ich doch genug gelernt hatte, um die beiden Burschen verstehen zu können. „Ei, Hendrik, welch eine Anzahl Geschirr hast du abzuwaschen, da habe ich es doch weit leichter bei meinem einzelnen Herrn." Hendrik sah ihn anfangs etwas verdutzt an, antwortete dann aber schlagfertig: „Ja, das mag schon sein, aber bedenke doch, welche schöne, süße Kost ich noch von so vielen Tellern abkratzen kann. Auf deinem wenigen Geschirr ist sicher nichts mehr drauf zum Nachnaschen, also habe ich es doch wohl besser als du."

Sore—eib und Hendrik harmonierten gut, sie übten eifrig Deutsch und versuchten, unsere Gebräuche nachzuahmen. Auf Namaqua erteilte Sore—eib dem Hendrik manchen guten Rat, auch tauschten beide ihre Eindrücke über uns aus. Als ich sie mehrmals bei allerhand Unfug ertappt hatte, äußerte Sore — eib Hendrik gegenüber: „Du, Fräulein kann man so leicht nicht betrügen, sie merkt es zu schnell. Hast du gestohlen, entdecken es ihre Augen bestimmt, und wenn du dich krank stellst, weiß sie es sofort." Besonders bei Sore — eib kam ich meist ganz zufällig hinter seine Heimlichkeiten. Als er einmal mittags, als wir bei Tisch saßen, eine Kiste (Wert 5 Mark)

unbemerkt fortzuschleppen gedachte, flog die Tür des Eßzimmers, die ins Freie führte, durch einen Windstoß auf, so daß ich noch gerade Sore — eib in höchster Eile mit der Kiste zum Hoftor hinaus verschwinden sah. „Sore — eib! Sore — eib!“ rief ich ihm nach. Er drehte sich um, ließ aber sogleich die Kiste zur Erde fallen, denn es war doch möglich, daß ich sie noch nicht gesehen hatte. Ganz harmlos wollte er ohne seine Bürde ankommen. Ich rief aber: „Bring gleich die Kiste mit, ich habe längst gesehen, daß du wieder gestohlen hast.“ Es blieb ihm nun nichts weiter übrig, als das corpus delicti eigenhändig heranzuschleppen. „Ei, Sore — eib, warum hast du schon wieder gestohlen?“ war meine erste Frage, auf die er mit aller Unbefangenheit erwiderte: „Ich wollte mir die Kiste gegen andere Sachen umtauschen, bei den Leuten da drüben, die sie sich bei mir bestellt haben. Aber nun hast du ja schon wieder gesehen, daß ich Unrecht tat.“

In eine Schale mit gekochten Früchten hatte er ein andermal einen kühnen Griff hineingetan. Ich merkte es sogleich, da auf dem Tischtuch ein Saftfleck sein Vergehen erraten ließ. „Sore — eib, Sore — eib, komm mal her. Du hast ja in unser Essen hineingefaßt. Das ist nicht schön von dir.“ Seine überraschte Entgegnung war: „Hast du's gesehen?“ „Nein.“ „Ja, du weißt doch genau, wie ich's gemacht habe.“ „Allerdings, das weiß ich, weil ich es mir denken kann, da ich dich schon kenne.“ „Ja, Fräulein, du hast recht, ich habe es getan. Ich glaubte, die Früchte würden sehr schön süß schmecken, so süß wie Zucker, deshalb wollte ich davon kosten,“ gestand er diesmal ohne Leugnen ein. Jeder andere Eingeborene hätte alles abgestritten, aber Sore — eib gab, wohl weil er etwas beschränkt war, seine Diebereien zu, wenn er dabei abgefaßt wurde. Daher sah man ihm seine Vergehen

leichter nach. Er war ja auch noch nicht so verdorben wie die anderen. Außerdem mußte man in der Kriegszeit vorsichtig mit dem Tadeln und Strafen sein, da ohnehin der Bergdamarastamm eine auffässige Stimmung zeigte und blindlings die Partei der Bambusen hielt.

Sore — eib selbständig arbeiten zu lassen, war nicht möglich. Sobald er ohne Aufsicht war, tat er nichts. Er räkelte sich, gähnte einmal übers andere oder lag lang ausgestreckt auf dem Rücken und schlief. So hatte er sich einst einen vollen Nachmittag mit einer illustrierten Zeitschrift amüsiert. Auf meine Rüge: „Ei, Sore — eib, /owesa aots gye satsa (Ei, du bist ein Faulpelz), du hast ja noch nicht eine Tasse abgewaschen," äußerte er ganz naiv: „Nein, Fräulein, ich habe Bilder besehen, sieh nur, welche seltsamen Tiere ich hierin fand." Dabei holte er das Heft hervor, damit auch ich mich daran erfreuen sollte. Man konnte ihm nicht allzu böse sein. In seinem zutraulichen Wesen gefiel uns Sore — eib zwar recht gut, zumal da er nicht so frech log. Aber in seinen Leistungen war er zuletzt wirklich unbeschreiblich faul und träge.

Sonntags setzte er sich einfach in schöner Pose, mit verschränkten Armen und übereinander geschlagenen Beinen vor die Küchentür und äußerte gedehnt: „Heute ist Sonntag, deshalb arbeite ich nicht. Ihr könnt ja arbeiten, aber ich tue nichts. Gib meine Kost, damit ich ausgehen kann." Als ihn dann Andreas mit allen Lustbarkeiten der Okombaher Bergdamara bekannt gemacht hatte, verlor er auch bald seine offene, zutrauliche Art. Mein Schwager entließ ihn wegen unverbesserlicher Trägheit. Schnell holte sich Sore — eib einen Dolmetscher und ließ eindringlich bitten, es nochmals mit ihm zu versuchen, denn er wolle sich bestimmt bessern und fleißig

werden. Gut, er wurde wieder behalten. Aber nach einigen Tagen wiederholte sich dieselbe Sache, so daß er endgültig entfernt werden mußte. Mein Schwager traf ihn dann wieder auf seiner Farm an. Da er mit einer Viehwächterfamilie verwandt war, gedachte er vorläufig dort zu bleiben.

Kurz und gut, man hatte seine liebe Not mit den Bergdamara-Dienstboten. In ihrer frühen Jugend waren sie zur Not noch lenkbar, wurden sie aber älter, so waren sie meist schlechterdings nicht mehr zu regelmäßiger Arbeit zu gebrauchen.

11. Erlebnisse mit einer kriegsgefangenen Bergdamara-Familie.

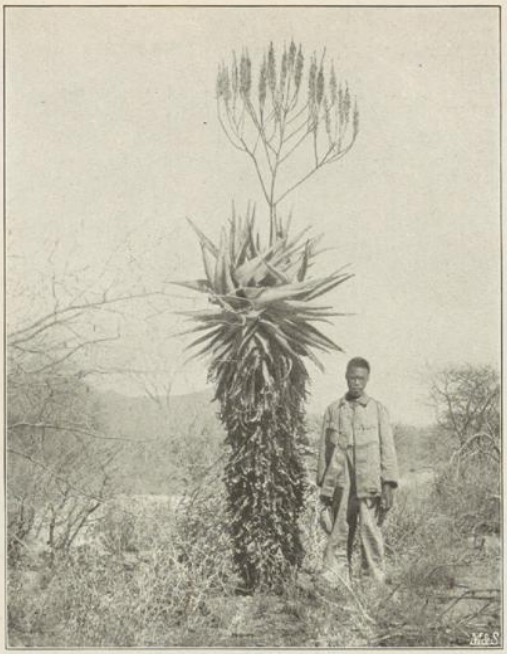
Emma hatte falsche, flackernde Augen und einen ausgeprägten Diebssinn. Sonderlich huldigte sie einer bösen Angewohnheit: sie berauschte sich mit Tabak und verfiel infolgedessen in Krämpfe. Schon lange beobachtete ich, daß sie mit wahrer Leidenschaft der Tabakspfeife zusprach, ihr tiefe Züge entnahm und den Rauch in die Lunge einatmete. Natürlich konnte sie einen so reichlichen Tabaksgenuß nicht vertragen und lag tagelang, ohne daß wir den wirklichen Grund ihrer Erkrankung erfuhren, im Pontock, um sich davon zu erholen, indessen wir ihre Arbeit leisten mußten. Einstmals, als sie wohl wieder so viel Tabaksdampf geatmet hatte, wurde sie ganz steif, ihre Augen verglasten, sie verlor das Gleichgewicht und wäre ins Feuer gefallen, wenn ich sie nicht festgehalten hätte. Sobald sie auf dem Boden lag, verfiel sie in heftige Krämpfe.

Erschrocken rief ich ihre Angehörigen herbei. Diese begossen sie mit Wasser und trugen sie, sobald die Zuckungen aufhörten, in den Pontock. Mit großer Gleichgültigkeit erklärten sie ganz einfach: „Emma hat sich wieder berauscht."

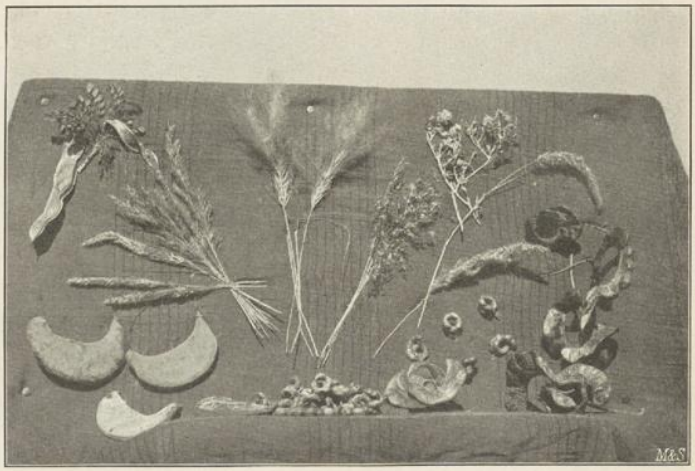
Ihrer Mutter völlig unähnlich waren ihre kleinen drei- und vierjährigen Mädchen. Die älteste Tochter, Hares (deutsch: über die beraten ist), hielt sich von nun an am liebsten in der Küche auf. Sie blieb sich immer gleich in Aufmerksamkeit und Gehorsam. Ihre dreijährige Schwester,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Bergdamara-Schule.



Herero Pita neben einer rot blühenden Aloe.



Baumfrüchte und Gräser,
die die Nahrung des Groß- und Kleinviehs auf der Farm bilden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Tocki (deutsch: die Tabakfragende, die für Tabak sorgen muß), war unzertrennlich von ihr. Diese kleinen Schwestern waren die nettesten farbigen Kinder, die mir überhaupt vorkamen. Etwas Deutsch lernten sie rasch. Alle Morgen kamen sie mit dem deutschen Gruß: „Guten Morgen, Fräulein!“ angetrippelt. Jede Silbe wurde langsam, vorsichtig ausgesprochen und mit freundlichem Lächeln begleitet. Dann folgte in der Namaquasprache ein flotter Bericht über allerhand kleine Erlebnisse oder Beobachtungen.

In diesen kleinen, zarten, überschlanken Püppchen steckte Leben. Alle Eindrücke, die in ihrem Gesichtskreis auftauchten, prägten sich ihnen tief ein. Laut, lebhaft äußerten sie über dies und jenes ihre Verwunderung, die Fragen nahmen kein Ende.

Oft versteckten sie sich in der Küche und riefen deutsch: „Fräulein, wo ist die kleine Hares? wo die kleine Tocki?“ Ich suchte und suchte und fand sie endlich, meist in eine winzige Kiste hineingedrückt. Dies Eingehen auf ihr Spiel rief ihr größtes Entzücken hervor. Stand ich am Kochherd, so pflanzten sie sich rasch gegenüber auf und reckten sich in die Höhe, damit sie besser sehen konnten.

Wenn sie sich ganz unbeobachtet fühlten, ahmten sie verstohlen uns und unsere Bekannten nach. Besonders eingehend wiederholten sich die Begrüßungsszenen. Hares kam dann schnell auf Tocki los, klappte die Hacken zusammen, legte die Hand zum Gruß an den Kopf, verbeugte sich höflich und sprach: „Morro, morro, Fräulein!“ Tocki reichte ihr die Hand und verneigte sich lächelnd, wobei sie freundlich: „Morro, Mister!“ sagte. Dann fragte Hares weiter: „Wo ist dein Bambuse? Er kann mein Pferd halten.“ Tocki blickte suchend umher und sagte: „Kakutua, mein Bambuse,

ist schon da, gib ihm dein Pferd und komme mit ins Haus, damit du bei uns Kost essen kannst." Inzwischen war Kakutua dienstbereit auf der Bildfläche erschienen, griff dem imaginären Pferd in den Zügel, betrachtete seine schönen Augen, die lange Mähne, seine braune Farbe usw. und führte es auf dem Hof umher.

Morgens mußten sich die kleinen Mädchen einer gründlichen Reinigung unterziehen. Zuerst seifte ich sie ganz ab, später taten sie dies gegenseitig, was immer mit vielen drolligen Sprüngen und großem Gelächter vor sich ging. War die Mohrenwäsche beendet, so sahen sie ganz niedlich aus, besonders Hares, der ich ein rosa Röckchen zurechtgemacht hatte.

Einmal brachte mich Tocki in Verlegenheit. Bittend hielt sie mir mit: „Fräulein, gib her!" ihre Lippen zum Kuß hin. Da ich sie mit einer Ablehnung nicht kränken wollte, überhörte ich ihren Wunsch und brachte sie scherzend auf andere Gedanken.

Einmal bei Tagesgrauen erschienen die Kinder unter meinem Fenster und riefen nach mir. Nun entnahmen sie einem großen Paket mit vielen Hüllen behutsam ein kleines Etwas, das sie mir glückstrahlend hinhielten. „Sieh, das sind unsere Kinderchen, die solltest du dir gleich ansehen." Natürlich tat ich sehr überrascht und bewunderte die kleinen Püppchen eingehend. Sie bestanden je aus einem Lappen, in den ein Stein eingebunden war, der den Kopf vorstellen sollte. Neugierig forschte ich: „Wie wollt ihr denn eure Püppchen nennen?" „Meine soll »Zuckerdose« heißen", antwortete Hares wichtig. „Und ich gebe den Namen »Lecker« (Bonbon)", fiel Tocki ein. Dann schnürten sie wieder ihre Bündelchen zu und tanzten vergnügt davon.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Ihre Auma (Großmutter), Gei — khoi mit Namen, die sich den ganzen Tag sonnte, hatte den Kleinen in findiger Art ein Täschchen umgehängt, in das sie möglichst viel hinein verschwinden lassen sollten. So ausgerüstet, liefen sie im üblichen Nationalkostüm umher, das weniger Gelegenheit zum Verbergen gestohlener Gegenstände bot. Die „alte Patrone", wie ich sie benannte, weil sie als kriegskundige Bergdamara ihren Tabak aus einer Patronenhülse rauchte, lernte ihre Enkelinnen vortrefflich an. Es entging mir nicht, daß die kleine Hares auf Geheiß der Auma Mehl stahl. Natürlich war ich ungehalten über die Alte. Sie war eine unausstehliche, aufdringliche Bettlerin und gewandte Diebin. Bekleidet war sie fast gar nicht, als sie zu uns kam, doch immer hungrig. Deshalb erschien sie oft in der Küche und klagte: „Mein Sohn Isaak frißt meine Kost auf, ich habe noch Hunger. Sieh, mein Penz (Magen) ist leer." Sie griff zur Bekräftigung ihrer Worte in die Magengegend und zog ihre Haut, die wie ein loses Kleid um sie her hing, von sich, kicherte und sprach: „Sieh, hier sitzt der Hunger. Ich habe im Felde zu sehr darben müssen, nun sollt ihr mich aber fett machen. Ja, gib mir Tabak." So endeten ihre Wehklagen stets mit der Bettelei um Tabak, der ihr schmeckte, und auf den sie ewig hungrig war.

Ebenso ausgezeichnet verstand sie es, sich taub zu stellen, wenn man sie rief. Denn bei den Bergdamara gilt es für unfein, gleich auf den ersten Ruf zu antworten, da erst dem Namen ein „he" und zuletzt ein „ce" (chen) hinzugesetzt werden muß. Kam die Alte endlich und fragte ich unwillig nach langem Rufen: „Geikhoi, bist du taub?" kicherte die alte Patrone. „Nein." „Dann hast du wohl deine Ohren lange nicht gewaschen?" „Nein, ich wasche mich nur selten, fast

nie." „Ich glaube, deinen Namen Geikhoi müssen wir in: »die nie antwortet« umändern, was meinst du dazu?" Sie dienerte und lachte belustigt und brachte sofort eine längere Bettelei an. Zuweilen setzte sie sich unbemerkt nieder, zog die Kniee ans Kinn und wartete ab, ob sich nicht irgend etwas stehlen ließ.

Allmählich hatte sich Geikhoi gut herausgefüttert, war auch flink und beweglich geworden, wie ein junges Mädchen. Schließlich wurde sie sogar flügge und machte täglich ohne Erlaubnis von Pontock zu Pontock einen Rundlauf. Ihr Sohn Isaak und Emma taten es ihr heimlich gleich, indem sie nachts die ganze Nachbarschaft aufsuchten. Sie waren bald, ohne daß wir es hindern konnten, in den Händen der Bergdamaras, mit denen sie tauschten und die sich beschenken ließen. Daß dies nicht gut enden würde, war vorauszusehen.

Die Kornernte nahte, und nach Bergdamara-Gewohnheit wurde auch die Familie Isaak aufsässig. Sie wollten frei sein, freie Bergdamaras. Isaak brummte andauernd bei jeder Beschäftigung. Emma tat überhaupt nichts mehr, sondern rauchte. Als ich ihr dies schließlich in ruhigem, bestimmtem Ton untersagte, hatte sie sogleich eine dreiste Antwort bereit, auf die sie weggejagt zu werden hoffte. Mit frechem Zug äußerte sie nämlich: „Ich bin eine Bergdamara, ich kann tun, was mir beliebt. Arbeiten mag ich durchaus nicht, und da ich Lust habe zu rauchen, rauche ich eben." Natürlich merkte ich, was hier vorlag. Trotz meiner Entrüstung bewahrte ich äußerlich Ruhe, denn Auftritte mit den Leuten waren mir sehr zuwider. Auch Isaak verweigerte die Arbeit.

Als wir uns nun genügend über alle Unverschämtheiten und grenzenlose Faulheit geärgert hatten, erstattete mein

Schwager Anzeige, zumal gerade der Stationschef von Omaruru in Okombahe anwesend war. Der Aufwiegler Paul Kapner, der als treuer Anwalt fungierte, wurde sogar auf der Militärstation im höchsten Grade frech. Seine Ränke wurden durchschaut, denn die Beweise seiner Schuld lagen zu klar auf der Hand. Paul Kapner bekam die strenge Verwarnung, daß, sobald nochmals ein Weißer über ihn Klage führte, er nach Omaruru in den Trunk (Gefängnis) käme. Isaak wurde fühlbar bestraft. Plötzlich waren sie wie umgewandelt, die Demut und Liebenswürdigkeit selber. In dieser heuchlerischen Art mißfielen sie mir noch mehr. Emma tat, als ob sie mir alles an den Augen absehen wollte. Daß ihre Aufmerksamkeiten der Aufrichtigkeit entbehrten, sagte ich mir selbstverständlich, wenn ich mich ihres früheren Betragens erinnerte. Mit Recht behaupten diejenigen, welche die Art der Eingeborenen genau kennen, daß man sich vor ihnen, wenn sie sich kriechend und unterwürfig zeigen, am meisten in acht nehmen soll. Was wir voraussahen, trat ein. Wenige Wochen darauf war die Familie eines Nachts verschwunden.

Die alte Patrone hatte sich noch acht Tage zuvor krank gestellt und ließ sich geduldig von mir pflegen. Herr Komanz, ein Angestellter meines Schwagers, besaß mehr Menschenkenntnis; er sagte daher zu mir: „Mühen Sie sich doch nicht so mit der Alten ab, sie heuchelt ja nur. Ich sah sie sehr vergnügt am Pontock herumhantieren und ordentlich aus ihrer Patrone rauchen. Sobald Sie aber näher kommen, sinkt sie zusammen und liegt schwerkrank da.“ Vor ihrem Verschwinden hatte mir die Alte noch rasch ein Paar Schuhe abgebettelt und Emma ihre fast neuen, hübschen Kleider mitgenommen. Warum sollte sie auch nicht, sie war ja jung und

eitel, daher putzte sie sich gern. Auch ihr Schuhzeug war in bester Ordnung. Der wunde Fuß, man sah die Verletzung zwar nicht, den sie bei jeder Arbeit als Entschuldigung vorschob, schien ganz vergessen zu sein, da sie ihm doch einen eiligen, weiten Marsch zumutete.

Herr Komanz und ein Soldat verfolgten zu Pferde die Fußspuren bis !Kawab. Dann wurde der Bergdamara Friedrich /Nanub mit der Weisung nachgesandt, Isaak einzufangen. An den Frauen, die nur Ärger ins Haus gebracht hatten, lag uns nichts, aber der Gartenarbeiter fehlte augenblicklich im Betrieb.

Schon nach zwei Tagen traf Friedrich mit Isaak ein. Schön sah der an sich schon häßliche, einäugige Kerl nicht aus. Der Ausdruck seines Gesichtes war ein sehr frecher. Unterwegs war Isaak zuerst in größter Unbefangenheit an den Okombaher Stationswagen herangegangen und hatte um Tabak gebettelt. Auf Befragen des Soldaten gab er an, er sei ein Okombaher Bergdamara. Das war nicht unwahrscheinlich. Bald danach traf er die Karre eines Okombaher Kaufmannes, bei dem Isaaks eigentliche Frau, die „tarras" (Ehefrau), in Dienst stand. Verwundert fragte der Weiße: „Bist du nicht Herrn Merckers Bambuse?" „Ja." „Wo hast du deine Ausweispapiere?" „Ich habe keine, ich stehe nicht mehr bei Mister Mercker in Arbeit; sie wurde mir über." Diese Äußerung eines Kriegsgefangenen klang jedenfalls auffallend. Da gesellte sich ganz unauffällig Friedrich hinzu und erzählte beiläufig, er ginge nach Omaruru, wo er zu tun hätte. Dem Weißen flüsterte er den Grund seines Kommens zu. Beide verständigten sich, ihn festzunehmen. Isaak war nicht wenig verblüfft, als ihm Friedrich geschickt einen Riemen überwarf. Wo sich seine alte Mutter, „Emma, seine

Dienerin", und die kleinen Mädchen, die schon unterwegs großen Durst erlitten hätten, aufhielten, wollte er durchaus nicht wissen.

Mein Schwager ließ Isaak gleich auf der Militärstation einliefern, damit der Omaruruer Offizier, der in den nächsten Tagen erwartet wurde, die Strafe bestimmen sollte. Als Grund seiner Flucht gab Isaak im Verhör an, er hätte weniger Zucker, wie er haben wollte, bekommen, und außerdem sei ihm das Arbeiten vollständig über. Er empfing seine wohlverdienten Hiebe und die Ermahnung, fleißiger zu arbeiten. Jeden Abend sollte er fernerhin auf der Station in den Trunk (Gefängnis) abgeliefert werden. So wurde Isaak wochenlang morgens her- und abends hingebracht. Er behielt nach wie vor seine unverbesserliche Faulheit bei und schob seine Arbeit tunlichst auf die uns mittlerweile von der Regierung zugewiesenen Hereros ab, denen sein Verhalten schließlich auch nicht mehr paßte, so daß sie ihre Entrüstung laut äußerten. Schließlich war meinem Schwager diese Faulenzerei über und er gab ihn ab. Nun aber bettelte Isaak inständig, doch mit seiner „tarras" (Ehefrau) bleiben zu dürfen, da er sich bestimmt ändern wollte. Seine holde Frau, von deren Existenz er uns nun Mitteilung machte, hatte sich inzwischen schon im Pontock eingefunden. Ihr frisches Aussehen verriet Gesundheit, aber sie hielt es für ratsamer, an einem Stock herangehumpelt zu kommen, um gleich zu Anfang deutlich zu zeigen, daß sie arbeitsunfähig sei.

Meinem Schwager konnte man es selbstverständlich nicht verdenken, daß er keine Lust verspürte, derartige Faulpelze weiter zu ernähren. Er machte ihnen klar, er wollte sie nicht länger in seiner Nähe haben, weil seine Geduld zu Ende sei. Betrübt zog das Ehepaar, zwei stramme, junge Menschen,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

von dannen. Wir waren froh, sie los zu sein. Nur die beiden Kinder taten uns leid.

Nach Jahr und Tag kam dann eine polizeiliche Anfrage wegen Isaaks Verhalten. Genau so wie bei uns hatte er auch bei anderen Dienstherren gefaulenzt. Seinen Namen hatte er geändert, seine Arbeit aufgegeben und war wiederholt davongelaufen. Dies alles stellte sich heraus, als die Paßkarten eingeführt wurden und die Eingeborenen in ihrem Tun und Treiben kontrolliert werden konnten.

12. Unsere Herero-Leute.

Eines Tages holte mein Schwager kriegsgefangene Hererofamilien aus Omaruru, da ihm einige Leute im Haus- und Gartenbetrieb fehlten. Die Bergdamaras, die in der Aufstandszeit reich geworden waren, wollten durchaus nicht mehr arbeiten. Eine Ausnahme machten diejenigen Bergdamarafamilien, die auf der Farm beschäftigt waren und schon gegen 10 Jahre zu seinem „Volke" zählten. Ob sich in ihnen etwas Dankbarkeit regte, weil mein Schwager sie in schweren Kriegszeiten verpflegt hatte, obwohl fast all sein Vieh geraubt war und er die Wächterfamilien nicht brauchte?

Mit „mein Volk" pflegt der Deutsche in Südwest die Familien, die ihm auf der Farm, im Garten, Hof und Hause dienen, zu bezeichnen.

Die Hererogefangenen erhielt man durch die deutsche Regierung, die natürlich gute Verpflegung, gute Behandlung und gute Aufsicht für die Leute forderte, dagegen den Lohn, der zu zahlen war, einzog.

Obgleich mir die Bergdamaras keineswegs angenehm oder vertrauenerweckend erschienen, war mir der Gedanke, fernerhin mit Hereros — unseren niedergeworfenen Feinden — zu tun zu haben, gar nicht erfreulich. Etwas neugierig war ich aber doch, einige aus dem Volk, das so furchtbare Greuel begangen hatte, kennen zu lernen.

Schon in der äußeren Erscheinung unterscheidet sich der

Herero, der gleich dem Ovambo zum Stamme der Bantu-Neger gehört, vollständig von den übrigen Volksstämmen, die unsere Kolonie bewohnen.

Die Ovaherero oder Beestdamara sind vorzugsweise ein großer, gut gewachsener Menschenschlag von schokoladenbrauner Farbe. Ihr Auftreten zeigt Stolz, Zurückhaltung und gesetztes Wesen. Der Hochmut und Dünkel dieses Volkes war ungeheuer. So hielten sie z. B. sich allein nur für Menschen, während sie sogar den Deutschen nur mit „Otjirumbo" (gelbes Ding) benannten. Wie bitter mußte es ihnen folglich sein, sich jetzt dem verhaßten Otjirumbo als Diener unterzuordnen. Außerdem, meinten sie, litte durch die Arbeit die gerade Linie des Rückgrates. Der Herero zieht es vor, seine stolze gerade Haltung nicht einzubüßen. Nun war es mit einem Schlage anders gekommen. Die Bergdamaras, die sie „Ozonjima" (schwarzer Pavian) schimpften, waren ihre Sklaven gewesen, die ihre Arbeit taten. Die Hereros hatten nie selbst gearbeitet (ausgenommen dann, wenn es sich um ihr angebetetes Vieh handelte) und auf alle Arbeitenden mit Verachtung herabgesehen.

Mit den Hottentotten, von denen sie in Kriegsgewandtheit übertroffen wurden, lebten die Hereros in steter Fehde. Hererokinder wurden nie durch Schläge bestraft, denn jeden kleinen Jungen betrachteten sie schon als Herrscher.

Unsere erste Hererofamilie bestand aus fünf Köpfen, Lukas, seiner Frau, dem Mädchen Katrina, Hans und dem Knaben Kakutua (deutsch: der Gebundene). Sie sahen verhungert, krank und schwach aus und konnten kaum stehen. Jeder Knochen war an ihnen sichtbar.

Gleich bei ihrem Einzug starb Katrinas Baby und vier Wochen später Lukas' Frau. Diese kaum 18jährige Herero-

frau mußte schrecklich viel aushalten, ehe sie der Tod von ihren großen Schmerzen erlöste. Wir pflegten sie, da sie so hilflos elend vor uns lag, mit besonderer Sorgfalt und hofften, daß sie wieder gesund werden sollte. Unser Vorurteil schwand völlig, wie wir sie so leiden sahen. Infolge von Entbehrungen und Strapazen, die ihre zarte Natur nicht ertrug, hatte sie sich Skorbut, eine Blutzersetzung, zugezogen, gegen die es, da die Krankheit bereits zu weit vorgeschritten war, kein Mittel mehr gab. Anfangs blieben wir über ihre Erkrankung ziemlich im unklaren. Wir verstanden die Sprache nicht, auch konnten oder wollten sie sich dem herbeigerufenen Dolmetscher nicht verständlich machen. Aus ihren Aussagen wurde man also nicht recht klug.

Wir suchten ihr mit kräftigen Speisen zu helfen. Sie nahm diese aber zuerst mit größtem Mißtrauen, das deutlich aus ihren ängstlichen Blicken sprach. Offenbar schien sie zu glauben, wir mischten ihr Gift mit hinein, was sie vielleicht im umgekehrten Fall getan hätte. Die Hereros besitzen eine hervorragende Kenntnis in der Giftmischerei und sollen diese auch eifrig ausgeübt haben. Um die junge Hererofrau zu beruhigen, kosteten wir zuvor von den Speisen, ehe sie ihr allmählich eingelöffelt wurden. Lukas, der sehr nett zu seiner kranken Frau war, sprach ihr gut zu, die Nahrung zu nehmen und tröstete sie. Aber trotz der guten Pflege wurde sie immer schwächer, wir wußten nicht, wie ihr zu helfen war. Da entdeckte ich eines Tages, als ich ihr eine Erfrischung einlöffelte und sie plötzlich aufgerichtet sein wollte, daß ihr ganzer Körper mit talergroßen Skorbutwunden bedeckt war. Aus dem Doktorbuch holten wir uns nun weitere Ratschläge und verabreichten die angewiesenen Medikamente. Wir versuchten auch nach Möglichkeit, die qualvollen Leiden der hoffnungs-

los Erkrankten erträglicher zu gestalten. Alle Wünsche, die sie mehr und mehr zutraulich äußerte, wurden ihr erfüllt. Zumeist hatte sie Verlangen nach Omeire, dem Nationalgetränk der Hereros, das wir ihr, obwohl wir gerade zu wenig Milch hatten, auch besorgten. Uns tat diese Kranke leid, die unter unsagbaren Schmerzen ihr junges Leben aushauchen mußte. Unwillkürlich nahm man an, sie sei vielleicht eine der Unschuldigen, die nur durch ihre Angehörigen mit in den Aufstand verwickelt worden war. Jedenfalls mußte sie, gleich vielen ihrer Stammesgenossen, die ebenso elend daniederlagen und in den für sie errichteten Lazaretten sorgsam gepflegt wurden, die schweren Folgen des unseligen Aufstandes tragen. Verschiedentlich sollen auch Hererofrauen wahnsinnig geworden sein. Überall starben Hereros durch erlittene Entbehrungen, Strapazen und Aufregungen in großer Anzahl. Auch Beri-Beri, eine Erkrankung der Rückennerven, trat heftig unter ihnen auf.

Als unsere Kranke schließlich gestorben war, erhob sich ein gemeinschaftliches Wehgeschrei, das bis zur Bestattung der Leiche anhielt. Die Erwachsenen blieben in der Nähe des Pontocks und wechselten sich im Klagegesang ab. Kakutua dagegen hatte es übernommen, allen Bewohnern Okombahes diese Mitteilung zu machen. Daher setzte er sich auf unseren Hausgiebel und heulte stundenlang in gleicher monotoner Weise, so daß es klagend weithin verschallte. Wir störten die Hinterbliebenen nicht in ihren Gebräuchen; sie hatten den Tag für sich frei. Nach Hererositte wurde der Verstorbenen das Rückgrat eingebrochen, damit, wie sie meinten, der Wurm, der sich darin befand, ungehindert hinaus konnte. Dadurch sollte die Tote Ruhe finden und ihre Seele nicht mehr als Gespenst die Überlebenden belästigen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dann schnürten sie die Leiche eng zusammen, nähten Felle herum und begruben sie nicht allzu fern im Felde. Hinterher waren die übrigen Familienglieder ganz vergnügt, ohne weitere Zeichen von Trauer, nur der Witwer erschien nachher mit ganz kurz geschorenem Haar.

Nach dem Eintreffen der Hereros wurde der Bergdamarabambuse Hendrik überflüssig und konnte deshalb entlassen werden. In der kurzen Zeit, die er noch mit den Hereros zusammen war, machten wir sonderbare Beobachtungen über sein Verhalten ihnen gegenüber. Er behandelte sie ganz von oben herab, sehr herrisch, glaubte augenscheinlich, nicht mehr selber arbeiten zu brauchen, schritt majestätisch einher und teilte in energischem Ton bestimmte Befehle aus. Dies Betragen wurde ihm selbstverständlich untersagt, aber er konnte es trotzdem nicht unterlassen, seine Rolle als mächtiger Herr weiter zu spielen.

Besonders den kleinen zehnjährigen Kakutua knuffte er heimlich fortwährend, stritt es aber ab, wenn ich dies entdeckte und ihn deshalb tadelte. Die Verteilung der Arbeit wollte er ebenfalls anordnen, selbstverständlich so, daß für ihn keine Beschäftigung mehr übrig blieb. Sein erster Gedanke galt natürlich seiner unliebsamsten Tätigkeit, dem Fensterputzen. Erfreut rief er aus: „Eijo, ei, das ist gut, daß so viele Hereros geholt sind, die sollen tüchtig Fenster putzen! Ich aber bleibe auch als Bambuse hier.“ Wahrscheinlich schwebte ihm eine Art Aufseherposten vor, den es aber bei uns, wo jeder einzelne seine Arbeit zu tun hatte, nicht gab.

Für Haus und Küche wurde nun Katrina angelernt. Kakutua machte mir kleine Handreichungen und lief Botengänge. Anfangs war er zwar immer „opuo“ (fertig), was ich ihm aber bald abgewöhnte. Schon wenn er gerufen

wurde, war er prompt mit seinem „opuo“ (genug, fertig) bereit. Dies trug ihm sogleich den Beinamen „Opuo“ ein. Paßte es ihm nicht, so pflegte er sehr vorwurfsvoll zu sagen: „Oami Omoherero“, das heißt: Ich bin ein Herero, der nichts tut. Dabei war er kugelrund und erfreute sich eines umfangreichen Schmerbauches. Er hatte wahrscheinlich sein Lebtag „Unkies“ (Feldzwiebeln) gegessen, was auf den Organismus schädlich einwirkt, den Leib aufbläht und die Gesichtszüge unförmig gestaltet.

Seitdem Hendrik fort war, wurde Kakutua lebhafter und zutraulicher, denn die beiden hatten ewig auf dem Kriegsfuß gelebt. Zuweilen, wenn er seine Angehörigen außer Hörweite wußte, erzählte er von dem schrecklichen Kriegsleben.

Eines nur begriff ich nicht, Kakutua petzte, was sonst wohlweislich kein Eingeborener zu tun pflegt, weil sonst womöglich sein eigenes Sündenregister erörtert werden könnte.

Katrina zu bändigen, war unbeschreiblich mühevoll und erforderte die erdenklichste Geduld. Sie hatte offenbar nie gearbeitet, sondern war ausnehmend träge, dafür aber um so flinker mit ihrem Zünglein. Mir wurde dies ewige Geschwätz über, von dem mir hauptsächlich das Wort „ungura“ (arbeiten) verständlich war. Verwies ich sie zur Ruhe, so erwiderte sie gekränkt: „Aber weißt du denn nicht, daß ich eine Hererofrau bin? Hererofrauen sind doch so laut und schwatzen viel.“

Vor jeder Beschäftigung hatte sie eine erklärte Abneigung. War sie unbeobachtet, dann tat sie überhaupt nichts, sondern lag der Länge nach ausgestreckt auf dem Boden oder rauchte und räkelte sich.

Nichts kannte, nichts verstand sie, sie wollte entweder „siek“ (krank) oder „opuo“ (fertig) sein. Sie warf sich, da ihr

keine Arbeit paßte, einfach lang auf den Boden hin und versicherte, vom Arbeiten schwindlig zu werden. Obwohl sie sich angeblich so angegriffen fühlte, hing ihr die Pfeife unzertrennlich zum Munde heraus. Natürlich wurde ihr bedeutet, ein derartig unmanierliches, faules Betragen würde im Hause eines Weißen nicht geduldet.

Über ihr erstes europäisches Gewand tat sie sehr erfreut. Zuvor mußte sie sich gründlich reinigen, was bei ihr ganz besonders nötig war. Halb angekleidet kam sie ins Zimmer gelaufen, denn sie wußte nicht, wie sie in die Kleider hineinkommen sollte, da sie sich nicht mit dem Verschluß zurechtfand. Lachend versicherte sie fortwährend: „Hinokutjioua" (ich weiß nicht). Als die Toilette, bei der ich ihr half, beendet war, verlor sich ihr lustiges Lachen, sie stand vielmehr mit ganz unbeschreiblich kläglichem Gesichtsausdruck vor mir und seufzte gequält: „Jh! ih!" (Ja, ja). Wie linkisch waren plötzlich ihre sonst so leichten Bewegungen. In den ungewohnten Leibeshüllen, in die sie sich in jeder Beziehung erst hineinfinden mußte, fühlte sie sich, wie es den Anschein hatte, höchst unbehaglich. Es dauerte mehrere Tage, ehe sie sich etwas freier bewegte. Oft bat sie seitdem, ihre Kleider lieber mit der Hererotracht vertauschen zu dürfen.

Geraume Zeit hatte ich jede Arbeit mit ihr gemeinsam getan, daher konnte sie sich also nicht beklagen, ihre Arbeit nicht zu verstehen. Da überließ ich ihr zum ersten Male selbständig das Abwaschen des Mittagsgeschirres. Doch welche Überraschung wartete meiner, wie ich mir hernach den Küchenschrank ansah. Ich traute meinen Augen kaum, jeder Teller hatte schwarze Striche, alle Löffel klebten voll Fett und Speiseresten. Katrina hatte es nämlich für besser befunden, zuerst im sauberen Wasser die russigen Kochtöpfe zu reinigen,

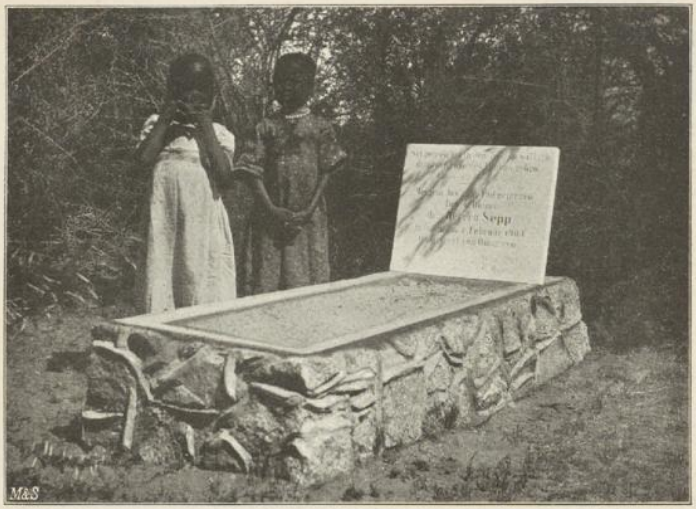
die zu scheuern sie für überflüssig hielt. Erst danach tat sie das Eßgeschirr ins schwärzlich schimmernde Wasser hinein. Daß dabei die Sauberkeit des übrigen Geschirres litt, war ihr gleichgültig. Die Hauptsache war, schnell fertig zu sein.

Welche Unordnung herrschte nun erst im Spind! Da standen ohne Übertreibung schmutzige Kochtöpfe auf sandigen Gläsern und Porzellantassen, dazwischen lagen Deckel und Schüsseln eingestreut, die ebenfalls sämtlich angeschmiert waren. Ein unbeschreibliches Durcheinander! Das saubere Tischtuch aus dem Eßzimmer lag, zu einer unförmigen Masse zusammengeballt, in einer Schublade neben den Wichsbürsten. Als ich mir erlaubte, sie auf diese ihre Leistung aufmerksam zu machen, und mir sogleich Seifenwasser zurechtsetzte, um wieder einigermaßen Ordnung zu schaffen, fühlte sie sich außerordentlich beleidigt. Es kam ihr unbegreiflich vor, wie ich alles „ondova, hakohoka“ (schmutzig, unsauber) finden konnte, was sie doch für „kohaka“ (sauber) hielt. Wahrscheinlich bedauerte sie unendlich, in ein so anspruchsvolles Haus geraten zu sein. Als echte Hererofrau hielt sie eben alles, was sich nicht auf Viehzucht bezog, für vollständig überflüssig.

Mit ihren Leistungen war sie selbst immer sehr zufrieden. Bald kündigte sie mir an: „Mba tuna“ (ich habe alles gut fertiggemacht). Ein flüchtiger Blick überzeugte mich jedoch vom Gegenteil. Ich malte mit dem Finger auf den sauber erklärten Gegenständen im Staube umher und fragte: „Sieh, Katrina, ist das sauber?“ Überrascht sah sie mich an und rief aus: „Das ist ja nur Staub, Staub soll ich abwischen? Den habe ich gar nicht gesehen.“ Erschreckt schlug sie die Hände über dem Kopf zusammen, lief hinaus auf den Hof und verkündete den anderen Hereros: „Hört nur, hört, ich soll Staub abwischen!“ Sie klatschte vor Vergnügen

Unser Küchenmädchen, die Herero Ella.
Mit ausgefeilten Zähnen.

Hererofrau Carolina.
Raucht und drückt Tabak klein.



Grab eines getreuen Herero.
Major v. Estorffs Diener, der im Gefecht bei Omaruru fiel.

Schmucksachen der Hereros.
Cürtel für Frauen, Männer und Mädchen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

in die Hände und lachte aus vollem Halse. Da ich sie trotz ihres Sträubens unverdrossen zur Arbeit heranzog, äußerte sie oft: „Arbeiten mag ich nicht, ich bin eine Hererofrau. Fräulein, schon wenn ich dich arbeiten sehe, erfaßt mich ein Schwindel, und wenn ich es dir nachmachte, wäre es mein Tod. Fräulein, arbeite du nur weiter, ich mag nicht, ich bin eine Hererofrau.“ Mochten sich doch die Weißen abplagen, ihr behagte es eben mehr, in aller Ruhe gutes Essen und viel Tabak zu haben. Etwas dafür leisten zu müssen, kam ihr nicht in den Sinn.

Kakutua-Opuo gewöhnte sich daran, täglich stundenlange Streifzüge anzutreten, auf denen er eines Tages mit dem kleinen Sprößling des schwarzen „Königs“ in Streit geriet, an dem sich noch ein anderer Junge aus dem prinzlichen Gefolge beteiligte. Unbeobachtet prügelten diese beiden kleinen Bürschchen munter auf den verhaßten Hereroknaben los, der ihnen so gerade passend in den Weg gekommen war. Ich wollte gerade aus dem Garten Gemüse holen, als Kakutuas lautes jämmerliches Geschrei zu mir herüberschallte. Doch wo kam es her? Ich sah nichts. „Kakutua, ove uripi?“ (Kakutua, wo bist du?) Abermals hörte ich den Hilferuf: „Muhonna ountje, injo, ndji vatira.“ (Gebieterin, komm, hilf mir.) „Kakutua, ove uripi? Hi nokumuna“ (wo bist du denn? Ich sehe nichts). „Muhonna ountje, mba, oami ngui“ (meine Gebieterin, hier, ich bin hier). Da tauchte auch schon Kakutuas Lockenkopf am Wasser auf. Seine Peiniger gaben ihn frei, wie sie mich sahen, und rannten eiligst davon. Zuweilen nur schauten sie sich um, dann erhob ich jedesmal drohend meine Faust.

Nun klagte mir Kakutua, daß er fürchterlich geohrfeigt worden sei und die beiden feindlichen Jungen sich ihm in den

Mund gekrallt und ihn außerdem erbarmungslos hin und her geschleift hätten. Im Munde waren ihm wirklich kleine Stückchen Fleisch herausgekniffen. Ich konnte ihm nur teilnehmend den guten Rat geben, fernerhin zu Hause zu bleiben sowie die unerlaubten Entdeckungsreisen zu unterlassen.

Nicht so faul, jedoch ebenso ungeübt bei der Arbeit war Lukas, Katrinas Mann. Diese war nämlich die Nachfolgerin der Verstorbenen geworden, an die sie wohl kaum mehr dachten. Lukas kam sehr krank und zugleich verhungert zu uns. Alsdann legte er sich und schwebte wochenlang zwischen Tod und Leben, da er infolge der Kriegsstrapazen ganz entkräftet war. Kaum genesen, bekam er die Pocken. Er ließ sich gern von uns pflegen, fand sogar unsere Speisen, die er als Kranker erhielt, sehr wohlschmeckend. Die Bergdamara sind übrigens viel gefräßiger, während die Hereros oft betonten, sie könnten eine so große Menge Kost nicht bewältigen, weil sie sich nicht krank essen wollten.

Nachdem sich Lukas ganz allmählich erholt hatte, meldete er sich gesund und wollte arbeiten. Mein Schwager wählte ihm, seinen Kräften entsprechend, leichte Beschäftigungen aus, schonte ihn überhaupt, so gut es nur anging. Lukas war darüber auch sehr zufrieden und flegelte gemächlich einher, vielleicht wurde dieser Eindruck auch nur durch seine enorme Größe erweckt.

Bei Hans, der als richtiges Knochengerüst zu uns kam, brachen ebenfalls die gefährlichen Pocken aus, die ihn dem Tode nahe brachten. Auch er mußte sorgfältig gepflegt und später geschont werden. So bildeten unsere Leute schon allein ein Lazarett, denn auch Opuo-Kakutua und Katrina meldeten sich oft und gern krank, obgleich sie es nicht waren.

Wie unbeschreiblich unwissend die Hereros sich in jeder

Arbeit zeigten, läßt sich nicht beschreiben. Man mußte ihnen die Hände zurecht legen, ehe sie die einfachsten Handgriffe verstanden.

Hans leistete mitunter gleichfalls Unglaubliches in bezug auf Unwissenheit. Ich gab ihm einmal einen nassen Sack in die Hand, den er über den Schornstein legen sollte, damit die Hitze im Backofen möglichst lange erhalten blieb, da ich viele Semmeln, Kuchen und Brot eingeschoben hatte. Von allen Seiten wurde ihm nochmals meine Anordnung in fließendem Herero klar gemacht. In würdiger Haltung, in gemessenem Schritt ging er davon. Schon hörte ich seinen langsamen Gang auf dem Wellblechdach, er hatte also richtig verstanden. Bald danach erschien er wieder in der Küche, um mir mit befriedigter Miene und strahlendem Lächeln zu melden: „Ba tuna naua ih — — ih — — muhonna outje, mba tunu naua.“ (Es ist alles gut fertig gemacht, ja, ja, meine Gebieterin, ich habe alles gut ausgeführt.) Trotz seiner bestimmten Versicherungen wollte ich mich doch noch davon überzeugen, denn auf Aussagen der Farbigen kann man sich nie verlassen, das wußte ich schon längst. Auch diesmal spähte ich vergeblich aus, einen Sack konnte ich durchaus nicht auf dem Schornstein entdecken. „Hans, Hanza, ekutu riripi, hi nokumua?“ (Hans, wo ist der Sack? Ich sehe nichts.) Äußerst erstaunt über meine seltsame Frage kam er näher. „Der Sack? Der liegt ja auf der anderen Seite des Hauses. Ich legte ihn ganz sorgfältig auf den Schornstein, wie du mir sagtest, und warf ihn ebenso auf der anderen Seite zur Erde herunter. Ja, ich habe alles sehr schön gemacht.“ Natürlich erhob sich von allen Seiten ein schallendes Gelächter. Hans nahm die allgemeine Heiterkeit jedoch nicht weiter übel, sondern lachte in seiner Gutmütigkeit selbst mit.

So vergingen die Tage bis zum September. Da schickte mein Schwager den schon im vorigen Kapitel geschilderten Bergdamara Isaak, der sich in Omaruru am Aufstand beteiligt hatte und infolgedessen Kriegsgefangener geworden war, mit dem Herero Hans nach Omaruru, unserer nächsten Poststation (10 Meilen entfernt), um dort einige Pakete abzuholen. Sie hatten Ausweispapiere in Händen, desgleichen einen Brief an einen Bekannten, der ihnen bei Erlangung der Pakete behilflich sein und sie auch für den Rückweg mit Kost versehen sollte.

Es wurde angenommen, sie könnten etwa in einer Woche zurück sein. Doch eine Woche verging, und noch eine, aber unsere Boten kehrten nicht heim. Wir ahnten nicht, daß die Pakete noch nicht in Omaruru eingetroffen waren und der Bekannte hin und her telegraphieren mußte, ehe die Sendung anlangte.

Je länger unsere Abgesandten fortblieben, um so unruhiger wurden unsere Hereros, denn sie glaubten selbstverständlich an Flucht, für die sie eventuell verantwortlich gemacht werden könnten. Da ereignete sich auch noch der Zufall, daß gerade der Omaruruer Offizier auf der Okombaher Militärstation eintraf. In ihrem Mißtrauen und der Besorgnis um Hans hatten sich die Hereros gewiß alles mögliche ausgedacht, denn wahrscheinlich nahmen sie an, ihretwegen sei der Offizier zu Vernehmungen gekommen. Jedenfalls verschwand das junge Paar mit Kakutua in der folgenden Nacht spurlos. Katrinas europäische Kleider hingen vollzählig am Nagel, sie hatte alles abgestreift, was an Kultur erinnerte. Da wir die drei ohnehin so schön herausgefuttert und gepflegt hatten, konnte der Weg in die goldene Freiheit mit wiedergewonnenen Kräften angetreten werden.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Außerdem wußten sie, daß sie vollständig harmlos auf einer der Sammelstellen eintreffen konnten. Man kannte sie ja nicht, da sie sich voriges Mal anderswo gestellt hatten. Uns kam ihre Flucht ziemlich überraschend, denn mein Schwager hatte immer prophezeit, sie würden erst in der heißen Zeit Sehnsucht nach dem freien, zwanglosen Leben im Felde bekommen.

Die Hererofamilie aber war und blieb weg. Mein erster forschender Blick suchte die Gewehre meines Schwagers, sie standen aber glücklicherweise noch vollzählig und unbeschädigt an ihrem Platze.

Als ich in die Küche kam, um Feuer zum Kaffeekochen anzuzünden und Katrinas einstige Arbeit zu übernehmen, staunte ich nicht wenig, als ich dieses bereits hellodernd fand und emsig umherwirtschaftend die kleine Hares, Isaaks vierjähriges Töchterchen. Stillschweigend, wie etwas ganz Selbstverständliches, holte sie den Kaffeekessel herbei, füllte ihn mit Wasser und setzte ihn aufs Feuer, genau so, wie sie es schon oft gesehen hatte. Ganz überrascht frug ich: „Tare xuets ta //naba di, Hares?“ (Was machst du dort, Hares?) Nun sah sie mich zutraulich an und sagte sehr bestimmt: „Fräuleince, jetzt bin ich dein Bambuse.“ Als Beteuerung ihrer Zuneigung setzte sie noch freundlich nickend hinzu: „Du gibst mir ja so schöne Kost.“ Dies kleine Persönchen wollte mir also helfen; nun, es war gut gemeint, aber es blieb natürlich beim guten Willen. Ihre Mutter Emma wurde als Ersatz eingestellt. Wiederum galt es, eine völlig Ungeschickte in unsere Arbeiten einzuführen. Was daraus wurde, habe ich schon im vorigen Kapitel erzählt.

Wir hatten nochmals eine Woche gewartet und glaubten kaum mehr an die Wiederkehr der Boten. Da kam Isaak,

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

freundlich lächelnd und nach allen Seiten grüßend, anmarschiert. Unterwegs hatten beide den Wagen des schon erwähnten Grootmanns Paul Kapner angetroffen, eines ganz durchtriebenen Bergdamara, der seine Kenntnisse und Kniffe in Britisch-Südafrika gesammelt und erprobt hatte und dessen Name in Okombahe bei jeder Schlechtigkeit genannt wurde. Dieser hatte ihnen selbstverständlich die Flucht der Hererofamilie in verlockender Weise geschildert. Die Folge davon war natürlich, daß der Herero Hans nachts verduftete und nicht mehr gesehen wurde. Isaak traf infolgedessen allein mit den Paketen in Okombahe ein, was ihn allerdings nicht abhielt, später selbst mit Kind und Kegel auszukneifen.

Dieser unangenehme Zwischenfall hinderte uns jedoch nicht, einige Tage später die bereits geschilderte Reise nach Karibib anzutreten. Herr Komanz sollte während unserer Abwesenheit haushalten.

Am Tage vor unserer Abreise besuchte uns ein Regierungsbeamter. Natürlich kam auch das Gespräch auf die soeben entlaufene Hererofamilie. „Wie viele Personen waren es denn?“ fragte er teilnehmend. „Ein Ehepaar, ein Knabe und der Hans.“ „Was, nur vier Personen? Mir sind aus dem großen Betriebe, den ich leite, soeben 30 Hereros entlaufen.“

13. Zur Zeit der Herero-„Perlen".

Nun mußte die Herero-Anna, mit dem Heidennamen Sapupera, zur Küchenarbeit herangezogen werden. Nochmals ein Versuch, ein in Freiheit und Ungebundenheit aufgewachsenes Wesen an die verhaßte, verachtete Arbeit zu gewöhnen.

Anna war unbeschreiblich langsam, so langsam, wie mir bisher kein Mädchen vorgekommen war. Bis sie sich einmal umdrehte, verging eine ganze Weile, daher kam es öfter vor, daß wir unversehens aneinanderprallten. Sie war groß und schön gewachsen, besaß aber jene schwerfälligen Bewegungen und den schleppenden Gang, den die echte Hererotracht mit ihren schweren eisernen Ringen an den Beinen und Perlenketten zur Folge hat. Natürlich waren Arm- und Fußschmuck, die breiten Eisenbänder, Abzeichen einer vornehmen Hererofrau, längst auf der Flucht verloren gegangen. Nur den häßlichen Gang hatte sie behalten. Sie war deshalb über die schnelle Art der Weißen ebenso erschreckt wie erstaunt. Nur langsam gewöhnte sie sich daran, und wir fanden diese langsame Umwandlung ja auch begreiflich.

Bald entdeckte ich zwei seltene Tugenden an ihr, Sauberkeit und Gehorsam. Man hatte daher doppelte Geduld mit ihr und zeigte ihr die ungewohnten Arbeiten freundlich, ohne sie zu tadeln. Ganz allmählich fand sie sich hinein. Die Arbeit, die man ihr auftrug, wurde, wenn auch nicht ohne Gebrumm, so doch sauber ausgeführt. Kurz und gut, Anna

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

entpuppte sich mehr und mehr als eine Perle — nach afrikanischen Begriffen, denn einen Vergleich mit einem mittelmäßigen deutschen Dienstmädchen hätte sie nimmermehr ausgehalten. Bei ihrem Hererohochmut durfte man sich übrigens nicht den leisesten Tadel erlauben.

So vergingen die Tage in Gleichmäßigkeit; es nahte das Weihnachtsfest schon zum zweiten Male. Friedel befand sich in einem Wonnerausch. Er konnte den Heiligabend kaum mehr erwarten. Dazu kam, daß der Weihnachtsmann sich pünktlich erkundigte, ob er auch immer artig sei. Zwar fand Friedel heraus, daß dessen Sprache bedenklich an meine Stimme erinnere, schließlich setzte er aber keinen Zweifel mehr in die Existenz dieses Gabenspenders und nahm sich vor, sehr artig zu werden.

An unserer Weihnachtsfeier nahmen die vier Soldaten der Okombaher Militärstation und unser Herr Komanz teil. Jeder fand unter dem strahlenden Weihnachtsbaum allerhand aufgebaut. Am lautesten äußerte Friedel seine Freude über die Fülle schöner Bücher und Spielsachen. Zuvor waren der Hererofamilie: Thomas, Hans und Anna, Kleidungsstücke, Eßwaren, Tabak, Süßigkeiten und Eßgeschirr beschert worden. Sie schienen sehr befriedigt zu sein.

Am ersten Weihnachtstag baten Merckers Missionar Baumann mit Familie herüber, und am zweiten Festtag war vormittags deutscher Gottesdienst, an dem sich alle in Okombahe befindlichen Weißen beteiligten. Zu Hause trafen wir Kapitän Cornelius mit seinem großen Hunde auf der Veranda an. Er wollte uns mit vielen verbindlichen Redensarten zu dem hohen Festtage seine besten Wünsche aussprechen und gleichzeitig daran erinnern, daß er eine neue Jacke nötig habe. Er durfte sie sich nach seinem Geschmack

im Vorratsraum aussuchen und ging dann mit seinem „Präsent" unterm Arm freudig ab.

Den Nachmittag verlebten wir in aller Gemütlichkeit im Missionshause. Wie nett war es doch immer, wenn wir mit dieser lieben Familie zusammenkamen. Im gegenseitigen Austausch der Erlebnisse und Nachrichten von auswärts vergingen die Stunden wie im Fluge. Mit Anmut schaltete und waltete die junge Frau Baumann in ihrem Haushalt. Christel und Friedel spielten gern zusammen, während das kleine Töchterchen Irmgard artig im Wagen saß und freundlich lächelnd ihrem Spiel zusah.

Am Tage darauf wurden die Ochsen vor die große Kutsche gespannt, um uns zur Bescherung der Leute auf die Farm zu fahren. Es war ein sehr heißer Tag, gar nicht weihnachtsmäßig. Die große Hitze plagte uns arg und wir gedachten lebhaft der fernen Heimat mit ihrem kühlen Gewand von Eis und Schnee. „Perle Anna", die Küchenfee, hockte sauber und festlich gekleidet hinten auf dem Wagen. Sie sollte auch einmal feiern und einen Tag ganz ohne Arbeit in der freien Natur zubringen.

Auf der Farm warteten schon die Leute. Sie wußten, daß sie „Präsente" empfangen würden. Zuerst wurde das Vieh, das in gutem Futterzustande war, eingehend in Augenschein genommen. Dann kam die Austeilung der Überraschungen. Dem Geschmack der Eingeborenen entsprechend bekamen die Männer Anzüge, Hüte, Hemden und allerhand Kleinigkeiten, wie Messer, Feuerzeug, Eßwaren, Süßigkeiten und Tabak. Die Frauen Kleider, Schürzen, Kopftücher, Gürtel, Halsketten, Ohrringe, Pfeifen und Tabak. Die Kinder wurden mit Süßigkeiten gefüttert.

Sofort fand unter lebhaftem Wortschwall allgemeine

Anprobe statt. Ein drolliger Anblick! Gegenseitig besah man die Geschenke, befühlte sie und probierte an, immer eine Garnitur über die andere. Ich amüsierte mich über den alten, von Gestalt sehr kleinen Khaxa — eib (deutsch: der mit dem streitsüchtigen Gesicht), //Goabebs Papa. Sein neuer großer Filzhut rutschte ihm gleich bis über die Ohren. Zärtlich schielte er andauernd zu der umfangreichen Kopfbedeckung empor und antwortete auf meines Schwagers Fragen immerfort: „Ja Mister, ja Mister," unter ruckweisen Verbeugungen, so daß sein Kopfschmuck bedenklich ins Wackeln geriet. Kurz, es herrschte allgemeine Befriedigung.

Nach Weihnachten wurde Hans (Hereroname: Jewissera) in die Hausarbeit eingeweiht, da Anna schwer an Malariafieber erkrankte und fünf Wochen vertreten und nachher noch geschont werden mußte.

Anna war mit Hans verheiratet, er gehörte folglich zur Familie unserer Perlen, obgleich er eigentlich anfangs nichts weniger als eine Perle genannt werden konnte, denn er zeigte sich flüchtig und träge. Er wußte sich im Garten das Leben angenehm zu machen, indem er lieber im Schatten der Palmen ausgestreckt lag und, anstatt zu arbeiten, ein Schläfchen machte oder andre Hereros mit seinem Besuch beehrte.

Zuerst hatten wir ihn für sehr trotzig gehalten, doch mit Unrecht. Je mehr man ihn kennen lernte, bemerkte man, daß er sehr gutmütig und dumm war. Ich beobachtete ihn und gewahrte den Ausdruck des Trotzes stets in seinem Gesicht, wenn er sich aus Beschränktheit nicht zurechtfinden konnte. Es handelte sich also bei ihm mehr um Bestürzung. Man hatte daher Geduld mit ihm. Nicht umsonst, denn allmählich machte er seine Sache ganz gut, besonders, wenn seine Anna ihn zur Ordnung heranzog und ihm keinen Fehler durchgehen

ließ. Er gab sich Mühe, Deutsch zu lernen. Friedel, mit dem er sich gern beschäftigte, wiederholte ihm so lange die Worte, bis er sie wußte. Verständlich waren sie allerdings weniger, aber er wollte doch wenigstens einen Versuch machen. So fragte er z. B.: „I weeß nie, Hans Tops zauber machen?“ (Soll ich die Töpfe scheuern?) Er hatte viel Freude an der Natur und beobachtete scharf, was um ihn her vorging. Besonders interessierten ihn unsere Ochsen. Er zählte gern an den Fingern ihre sämtlichen Namen auf, ebenso Thomas, der sonst kein Wort Deutsch verstand. Es gibt eben für den Herero nichts Wichtigeres als Vieh.

Perle Thomas kannte, als er zu uns kam, keine Arbeit, gab aber nie Anlaß zu besonderer Unzufriedenheit. Diese Familie lebte recht friedlich zusammen, nie hörte man Zank und Streit unter ihnen. Mit der Zeit wurden sie auch fröhlicher und zutraulicher zu uns, und nie hatte man über Unbescheidenheit zu klagen.

Als feste Nahrung bekamen die Bambusen Mehl zu Brei und Brot oder Reis. Die Beigabe war Fleisch, Milch, Fett, Zucker oder Gartenfrüchte.

Mit ihrem Nationalgetränk, der Omeire, konnte man sie besonders erfreuen.

Mit wahrem Wohlbehagen wurden täglich große Portionen Omeire geschlürft, langsam, Schluck für Schluck. Mein Schwager hatte sich, wie viele alte Afrikaner, ebenfalls an Omeire gewöhnt. Wir tranken auch öfter davon, nur fand ich sie zu sehr sättigend. Der Geschmack war säuerlich angenehm. Der Geruch erinnerte sehr schön an Äpfel. Omeire soll, zu reichlich genossen, berauschend wirken.

Da ich gerade an Äpfel denke, fällt mir die große weihnachtliche Obstsendung meiner Eltern ein, die mich erfreuen

sollte, sich aber dem Erdteil angepaßt hatte und schwarz ankam. Meine Enttäuschung war groß. Friedel war darüber so bekümmert, daß ihm die Tränen in die Augen traten. Ich gab die Pakete Hans, der die Äpfel fortwerfen sollte. Dieser behauptete jedoch, es sei schöne Kost. Er zeigte sich daher nicht abgeneigt, sie zu verspeisen. Sogleich vertiefte er seine blendend weißen Zähne in die schwarzen, verfaulten Äpfel und meinte begeistert, es sei ohne Zweifel wohlschmeckende Kost, sogar so süß wie Zucker. Nun rief er Thomas und seine Anna herbei, die gleichfalls behaglich schmausten und nicht verstehen konnten, weshalb ich so herrliche Früchte für ungenießbar erklärte. Später fragten sie noch öfter an, ob ich nicht bald wieder so wohlschmeckende Baumkost erhalte.

Als der mitteilsame Hans gelegentlich sein Lieblingsthema anschlug: Omeire, und versicherte, Omeire sei die beste Kost, die es für den Herero gäbe, wandte ich ein: „Die Hereros hatten doch soviel Vieh, ich denke, Ihr habt mehr Fleisch gegessen." Lebhaft erwiderte er: „Ja, der Baas der Werft hat bannig Fleisch gefressen, die anderen aber nur manchmal. Ich habe Vieh aufgepaßt und bekam eigentlich nur Omeire zur täglichen Nahrung. Jetzt aber bekomme ich von allem, was mir gut schmeckt. Wenn wir Hereros keine Omeire haben, entbehren wir sie sehr. Ja, Omeire ist unsere beste Kost."

Mit besonderem Eifer kratzten die Bambusen verstohlen die Kochtöpfe aus, ehe sie gescheuert wurden. So taten es auch Anna und Hans und teilten meist gewissenhaft. Stets, wenn ich Gurken mit Speckſauce gekocht hatte, fand sich, durch den Geruch angelockt, auch ganz wie zufällig Thomas in der Küche ein und lauerte auf den Rest. Hatte er sich diesen, nach einem kleinen Wortgefecht mit den anderen, glücklich gesichert, so glitt über sein Gesicht ein seliges Lächeln.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Thomas hatte sich einmal eine schlimme Quetschung des kleinen Fingers zugezogen und wünschte verbunden zu werden. Die Wunde sah höchst merkwürdig aus, entschieden war schon eins der Universalmittel der Farbigen, „Kuhdung“ oder „gekauter Tabak“, angewandt worden. Als er mein Erstaunen gewahrte, lachte er vergnügt und erklärte, schon selbst etwas dabei gedoktert zu haben. Auf mein Geheiß mußte er die bräunliche Salbe durch ein Seifenbad von der Hand entfernen, ehe der Finger seinen Verband erhielt. In kurzer Zeit war die nicht unerhebliche Verletzung geheilt; kein Wunder, er war ja ein Farbiger, bei denen alles heilt, ganz gleich, ob die Behandlung eine nach unserem Ermessen geeignete war oder nicht. Empfindung haben die Eingeborenen nur wenig. Als Beispiel erzählte mein Schwager, wie einer seiner Leute nachts am Feuer seinen Körper, ohne dies zu merken, fürchterlich verbrannt hatte, so daß die großen Flächen der Brandwunden wie ein knuspriger, brauner Braten ausgesehen hätten. Lachend wurde alles mit dünnem Kuhdung verschmiert und heilte ausgezeichnet.

In reichlicher Jahresfrist hatte sich die Familie der Perlen gut eingearbeitet. Die Leute taten ihre Arbeit nicht mehr so mißmutig. Sogar die zuerst so auffallend finstere, brummige, unliebenswürdig veranlagte Anna sah man lustig lachen.

Eines Tages in den letzten Januartagen wurden wir durch einen fürchterlichen Wirbelwind erschreckt. Da mein Schwager mit seinem Angestellten schon seit Wochen auf der Farm Wasserdämme baute, so waren wir allein zu Hause. Vormittags hatten wir geplättet. Eben wollte ich mit dem Essen aus der Küche ins Haus gehen und trat ganz ahnungslos in die Tür. Da zog mich „Perle Anna“ plötzlich energisch

zurück und rief bestürzt: „Kako, kako!" (Nein, nein). Dabei drückte sie mit voller Gewalt die Tür wieder zu und sah sehr erschreckt aus. Ihr sonderbares Verhalten konnte ich mir anfangs nicht recht deuten. Doch da kam auch schon gewaltig sausend und brausend ein Wirbelwind daher, ganz plötzlich und unerwartet. Alle Gebäude zitterten und bebten, es wurde fast finster von dem aufgewirbelten Staub und Sand. Mit großem Getöse flog das halbe Dach davon, wie ein Stückchen Papier. Einige Balken zersplitterten vollständig. Die Sicherungen, die Dach, Balken und Mauern verbanden, waren herausgerissen. Die Wellblechplatten des Daches lagen, teilweise zerfetzt oder zusammengerollt, 200 Meter weit entfernt im Feld. Die Bäume, über die der Sturm hinweggebraust war, standen niedergedrückt oder der Krone beraubt da. Der Erdboden war stellenweise förmlich aufgewühlt. Entsetzt rannte ich nun doch hinüber ins Wohnhaus, wo meine Schwester und Friedel noch mit Aufwand aller Kräfte die Eingangstüre zudrückten. Der Wind pfiff unheimlich durchs Gebälk, die Zimmer standen dick voll Staub. Und zu allem Unglück strömte plötzlich ein heftiger Regen ins offene Haus hinein.

Wir wußten nicht, wo wir zuerst hingreifen sollten. In wenigen Minuten wateten wir schon im Wasser umher. Über die Schränke wurden eiligst Decken geworfen, dann schleppten wir alles, was umherstand, in die Vorderzimmer, die glücklicherweise noch ein Dach hatten. Große Kisten mit Vorräten, die wir nicht heben konnten, wurden weiter geschoben. Von den Wänden nahmen wir in Hast und Eile die Bilder, alles lief voll Wasser; denn der Regen stürzte durch die Verschalung und bedeckte die Wände mit feuchten Schmutzstreifen. Die Herero-Anna schöpfte das Wasser mit einer

Schüssel von der Diele fort, Friedel half ihr aufwischen. Da kam auch der Herero-Hans, der vom Garten aus das Unwetter beobachtet hatte, angerannt. Endlich ließ der Regen nach. Nun hieß es, schnell Hilfe herbeischaffen, damit nicht auch noch die Vorderfront das Dach verlor. Hans mußte schleunigst einen Zettel an den Hausherrn befördern. Da er noch nicht Mittag gegessen hatte, drückte ich ihm eine dicke Schnitte Brot in die Hand. Über diese Wegzehrung hoch erfreut, sauste er in schnellstem Tempo davon nach der Farm.

Der kleine Friedel lief dagegen auf die Militärstation, um die Besatzung, bestehend aus einem Sergeanten und zwei Reitern, um Beistand zu bitten. Sie kamen sofort und brachten gleich ihre Hereroleute mit. Inzwischen kamen auch schon von allen Seiten die Bergdamara herbeigeeilt, um helfend einzugreifen, bzw. um etwas für sich zu ergattern. Zunächst wurde die andere Seite des Daches gesichert. Die militärische Macht begab sich nach oben und traf Anordnungen. Im Nu war das Dach mit vielen zentnerschweren Steinen belastet, die namentlich Frauen und Mädchen auf dem Kopf herauftrugen.

Nun wurde der Proviant ins Trockene geschafft, dann die Zimmer vollständig ausgeräumt, denn der Regen drohte noch am Himmel. Es war ein fürchterlich schwüler Tag. Unsere nassen Kleider waren daher rasch vollständig getrocknet.

Mittlerweile kam auch mein Schwager mit dem Herero-Hans im Eilschritt daher, einige Stunden danach auch Herr Komanz mit den Leuten und dem schwerfälligen Ochsenwagen.

Die weithin verstreuten Wellblechplatten wurden zusammengeholt und, wo es anging, zurechtgeklopft und neue

Platten und Balken, die ein Bekannter uns überließ, herbeigeschafft. Mein Schwager hämmerte mit seinem Angestellten und einem Soldaten bis tief in die Nacht hinein. Der Mond beleuchtete mit mildem Licht die Arbeit. Nachts setzte ein langsamer Regen ein, der aber glücklicherweise nicht andauerte und nur leicht ins Haus hineinsprühte.

Schon vor Sonnenaufgang waren wir alle auf den Beinen. Die Arbeit wuchs uns unter den Händen, wir gönnten uns kaum Zeit zum Essen. Die Wellblechplatten hatten sich inzwischen unglaublich erhitzt, so daß sie kaum in den Händen gehalten werden konnten. Unverdrossen wurde trotzdem weiter gearbeitet, denn düstere Wolken am Himmel drohten Unheil. Durch einen unbedachten Schritt auf eine lose Wellblechplatte stürzte mein Schwager von dem Dach herunter in den Vorratsraum, tat sich aber glücklicherweise keinen Schaden.

Als die Sonne unterging, war es gelungen, das Dach zu beendigen. Dies war besonders erfreulich, weil der Regen nicht länger auf sich warten ließ, sondern unaufhaltsam niederströmte.

Der tobende Wirbelwind hatte auch von dem Hause des Bergdamara-Kapitäns Cornelius das halbe Dach losgerissen, war seitwärts über den Stationshof gerast, so daß alles gebebt hatte, und hatte zum Schluß noch das Dach eines Engländers hoch in die Luft gehoben. Dasselbe Schicksal hatte ein großes Tropenzelt, das dieser neben seinem Hause aufgeschlagen hatte.

In den folgenden Tagen wurde emsig an der Wiederherstellung der Zimmer gearbeitet. Die Wände mußten ausgebessert und frisch getüncht werden. Allen Türen und Fenstern tat eine gründliche Reinigung mit Wasser und Seife not,

denn der Regen hatte sie arg zugerichtet. Sämtliche Vorräte mußten ebenfalls gereinigt und getrocknet werden.

Große Scheuerfeste wurden veranstaltet, jeder Schmutz mußte schließlich unserem Angriff weichen. Innerhalb acht Tagen gelang es uns, wieder alles nett und sauber zu haben. Gänzlich verdorben war eigentlich nichts, denn in der Gluthitze waren die Gegenstände schnell getrocknet. So kamen wir also noch verhältnismäßig glimpflich davon, von vieler Arbeit abgesehen.

14. Die Familie Joseph und anderes mehr.

Der vergrößerte Farm- und Gartenbetrieb machte die Anwerbung von zwei weiteren Hererofamilien nötig. Ich sehe noch immer die mißmutigen Mienen unserer Perlen beim Einzug ihrer Landsleute. „Freut euch doch, nun habt ihr mehr Anschluß an euer Volk", meinten wir, worauf sie ablehnend äußerten: „Nein, nein, das finden wir durchaus nicht schön, nun bekommen wir gewiß von nun ab weniger Omeire." Das also war ihre Hauptsorge. Ein Beweis, wie wichtig ihnen der Genuß ihres Nationalgetränks war.

Der neue Herero Petrus mit seiner Karolina und einem zehnjährigen Sohn Kariatundu kamen als Wächter der Ochsen und einiger Milchkühe auf die Farm. Karolina brachte uns täglich einen Eimer voll Milch herein. In der freien Natur, zwischen dem vielgeliebten Vieh war diese Familie am Platze, während sonst Karolinas geläufigste Redewendung war: „Uns zall lieweſt dod as elke dag werk." (Lieber tot, als täglich arbeiten.)

Joseph wurde mit seinen beiden Frauen Bertha und Hermina und den drei Jungen im Garten beschäftigt. Omuritja (Fritz), Hereroname Kaviua (deutsch: der nicht Gute), Matz und Kawitumba (deutsch: der auf der Fläche geboren ist) hießen die drei Jungen. Den ersteren zierte eine Hasenscharte, Matz hatte nichts Besonderes an sich, aber der zehnjährige Kawitumba war ein flinkes, fleißiges und freundliches Kerlchen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Dem früheren Grootmann Joseph dagegen behagte die Arbeit keineswegs, viel lieber führte er Tänze mit Gesängen auf, in denen er die einstige Hereroherrlichkeit feierte, und auf die verhaßten „Otjirumbo" (gelbe Dinger, Schimpfwort für die Weißen) schimpfte, in deren Hände er sicher nicht gefallen sein würde, wenn er nicht halb blind und ihm dadurch im Kriege das Entkommen unmöglich gewesen wäre.

Stets munter bei seinen wuchtigen Tänzen, zeigte er sich leidend und schwach, sobald die Arbeit begann. Mein Schwager untersagte ihm die Tänze und noch mehr seine frechen Gesänge. Ferner sollte er sich nicht noch einmal unterstehen, das Wort „Otjirumbo" zu gebrauchen. Da sprang eine seiner Frauen auf und verbesserte: „Ih — ih, du bist unser Muhonna (Herr, Gebieter), du bist »omu«" (Weißer).

Von Anfang an herrschte in dieser Familie fortgesetzt Zank und Streit, der zuweilen mit einer Prügelei endete. Wegen mangelnder Sprachkenntnis kamen wir nicht dahinter, wer eigentlich die Schuld an den Zwistigkeiten hatte. Die älteste Frau, Bertha, der im Aufstand die Hand zur Hälfte abgeschossen war, und die wir deshalb „Stumpfhand" benannten, schien am kampfmutigsten zu sein. Hans erklärte: „Joseph ist ein bißchen schlecht, aber die Stumpfhand ist sehr schlecht."

Als die Unstimmigkeiten kein Ende nehmen wollten, suchte Joseph bei meinem Schwager eine Abänderung des gegenwärtigen Wirrsals. Er trat mit den feierlichen Worten vor ihn hin: „Mein Baas (Gebieter), der Krieg in meinem Pontock muß jetzt aufhören." Seine Weiber echoten energisch: „muß jetzt aufhören". „Entscheide du als unser Gebieter, wie es werden soll." Die Stumpfhand, der es an Redegewandtheit nie fehlte, trat vor und sprach: „Ich weiß einen Ausweg,

ich heirate Thomas; Thomas ist ein guter Mann, aber Joseph ist schlecht, sehr schlecht." Die Familie der Perlen war entsetzt über Stumpfhands Vorschlag und rief einstimmig in hellster Entrüstung aus: „Nein, nimmermehr!"

Einige Zeit danach meldete Joseph, daß die Stumpfhand die Absicht habe, nachts nach Omaruru fortzulaufen. Er könne nichts dafür, deshalb verrate er ihr Vorhaben. In der folgenden Nacht kam Joseph mit Hermina, seiner zweiten Frau, in höchster Angst angerannt. Sie sprachen sehr lebhaft und entrüstet und ließen durch deutliche Zeichen und mit bezeichnender Gebärde erraten, daß Stumpfhand ihnen den Hals abzuschneiden drohe.

Tags darauf ließ mein Schwager der Bösartigen auf der Militärstation von einem farbigen Polizisten tolken (dolmetschen), wenn derartige Auftritte künftig nicht unterblieben, so würde er sie zurück nach Omaruru ins Gefangenenlager bringen lassen. Dieser unerfreulichen Aussicht gegenüber wurde sie klein. Der Dolmetscher sagte uns: „Heute nacht wollte dies Weib ihre eigene Familie umbringen, Joseph war bei mir und suchte Schutz vor ihr."

Um so verträglicher und immer vergnügt waren die beiden Vettern Kawitumba und Kariatundu. Eng umschlungen sah man sie umherbummeln, ein andermal lachend einen Wettlauf unternehmen oder eine kleine Katzbalgerei veranstalten. Sie waren stets voll guter Einfälle, so daß es schwer war, ernst zu bleiben. Oft sah man sie mit den anderen Hereroknaben ein Würfelspiel im Sande veranstalten, wie ich es schon bei den Bergdamara beobachtet hatte. Hierzu wurden ungefähr zwanzig kleine Vertiefungen gemacht. In diese wurden in bestimmter Reihenfolge kleine Steine geworfen, die wiederum geschwind miteinander ausgewechselt werden

mußten. Stundenlang vertrieben sich die Farbigen damit die Zeit. Die eigentliche Spielregel ist mir jedoch dunkel geblieben, da ich die Sprache nicht beherrschte.

Warf ich unseren Hereroknaben im Vorübergehen eine Handvoll Bonbons in ihre Felder, so verwirrte sich sofort das ganze Spiel, da sie sich jubelnd um den süßen Einwurf balgten. Sogar die Papas und Mamas stürzten hinzu, um etwas davon abzubekommen. Es war überhaupt geratener, Kinder nur zu beschenken, wenn es die Alten nicht sahen, denn sonst mußten diese jedesmal das Geschenk abliefern, sogar wieder aus dem Munde hervorholen und bekamen nichts davon. Es ist bei den Farbigen Sitte, daß der jüngere dem älteren gehorcht. Falls er zur Familie gehört, muß er Vater und Mutter sowie den älteren Geschwistern fast alles abgeben.

Ferner hieß es auch nicht bei den Eingeborenen: „Jeder will's werden, doch keiner will's sein." Im Gegenteil, „alt" sein bedeutet ihnen, „erfahren" sein. So war es eigentlich gar kein Kompliment, wenn sie sagten: Der oder die wird nicht älter, sondern bleibt immer jung. So äußerten z. B. Hottentotten einer dreißigjährigen Hausfrau gegenüber, deren Musterhaushalt sie rühmen wollten: „Juffrow, wie du vor vielen Jahren ins Land kamst, warst du noch sehr jung, aber jetzt bist du alt, sehr alt! Ja, nun bist du eine sehr alte Frau geworden."

Weil Joseph seine Grootmannsmanieren nicht ließ, auch zur Arbeit nicht mehr heran zu bekommen war, gab ihn mein Schwager zurück. Er blieb dann in Okombahe Stationsarbeiter und paßte als solcher auf die Militärpferde auf. Er setzte sein Betragen fort, ärgerte sogar den wachhabenden Polizeisergeanten so lange, bis ihn dieser mit der entrüsteten

Bemerkung: „verrückt“ nach Omaruru ins Herero-Gefangenenlager ablieferte.

Als Ersatz bekamen wir zwei neue Hererofamilien. Die eine stellte sich krank, lief aber schön gekleidet umher, um bei Landsleuten Besuche zu machen, ohne zur Arbeit zu kommen. Wegen gänzlicher Unbrauchbarkeit wurde die Gesellschaft entlassen. Die andere Familie, ein junges Ehepaar, Tom und Ella, mit ihrem vierzehnjährigen Bruder Pita (deutsch: scher dich raus), war sehr arbeitsam und anstellig. Tom meinte sogar selbst: „Das ist nun mal so, einige Herero schlagen aus der Art, die arbeiten, andere wollen eben nicht.“

Der Herero Hans war ein fleißiger Gartenarbeiter geworden, er schien sich in seiner Tätigkeit wohl zu fühlen. Er kannte jede Pflanze, jedes Blatt im Garten, beobachtete die Vögel und hatte seine Freude daran.

Anna war während der 1½ Jahre ein sauberer, zuverlässiger Küchenbambuse geblieben und bekam, seit sie ihr Söhnchen zu versorgen hatte, Ella zur Hilfe bei der Hausarbeit. Friedel konnte es nicht lassen, sich das kleine braune Baby öfter anzusehen. Seine größte Verwunderung erregte aber die von Anna ausgeübte Erziehungsmethode. Wenn ihr Baby nicht trinken wollte, so spuckte sie ihm so lange ins Gesicht, bis es gehorchte. Es war ein kräftiges, ganz kleines, zierliches Kind, das auffallend verständig um sich blickte. Seine Mutter hielt es sehr sauber und badete es mehrmals am Tage.

Besonders viel bekümmerte sich Hans um das Kleine. Er trug es in seiner freien Zeit stundenlang auf dem Arm herum und sang ihm Hererolieder vor. Oft kamen dann auch die anderen Herero hinzu und taten zärtlich mit ihrem kleinsten Stammesgenossen.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Die nette, freundliche Ella, eine ganz junge Hererofrau, ließ sich sehr schnell im Haushalte anlernen. Mit ihr gemeinsam zu arbeiten, war ein Vergnügen, weil sie flink, lustig und sauber war und jede Arbeit ohne Murren oder Widerspruch ausführte. Selbst Plätten lernte sie recht gut. Dafür zeigte ich ihr durch kleine „Präsente", daß ich mit ihr zufrieden war. Überhaupt gefielen mir die meist sauberen Hereros weit besser als die schmutzigen Bergdamara.

Zutraulich, wie Ella stets war, führte sie mich vor „Krimhilde", eine auf einer Säule stehende bräunliche Eckfigur, und fragte interessiert: „Soll dies eine Herero sein?" Lachend stellte ich ihr die Gegenfrage: „Eine Herero? Wo sind denn die dicken Lippen und die breite Nase?" Nach mehrmaliger Musterung meinte sie: „Ja, wir Hererobambusen haben uns schon oft über diese Frau gewundert, die deutsche Gesichtszüge hat und doch braun, wie wir, aussieht."

Als alle Hereros freigegeben wurden und sich ihren Dienstherrn selbst wählen durften, blieben unsere Kriegsgefangenen bei uns. Da sie noch Heiden waren, erhielten sie regelmäßig Religionsunterricht. Niemals kam es aber vor, daß sie, wie einstmals die Bergdamara es taten, sich damit um die Arbeit drückten. Mir schien es zuweilen, als ob der Herero Ehrgefühl und Pflichttreue besaß, die dem Bergdamara fehlen.

Sonntags machten sich die Leute schmuck, wuschen sich und ihre Kleider und besuchten in ihrem Sonntagsstaat ihre Landsleute auf der Militärstation, oder diese kamen zu uns herüber. Sie setzten sich meist stillschweigend ums Feuer, an das Kochtöpfe gerückt wurden. Gemütlich paffte man, bis die Gäste nach einer Weile gefragt wurden: „Korre?" = erzählt, was gibt's Neues? „Indee" = nichts (oder nein).

„Korra omambo" = rede Worte. „Indee" = nein (ich weiß nichts). „Korra tjiri?" = wirklich nicht? „Indee" = nein. „Korra" = erzähle. Endlich kam irgend etwas zur Sprache, was wohl sehr interessant sein mußte, denn man stimmte der Erzählung mit vielen, langgezogenen: „ih — — ih — — ih —" (ja) bei. Omeire wurde umhergereicht. Die Leute fühlten sich, wie ehedem, als vornehme Hereros.

Die Jugend durfte sich weniger an der Unterhaltung beteiligen, war aber sehr beschäftigt mit dem Anrauchen der kurzen, kleinen Pfeifen, zu denen der Tabak mit Bedacht in der Hand geknetet wurde. Alle waren lustig und guter Dinge. Für musikalische Unterhaltung sorgte Hans auf einer, von meinem Schwager geschenkten Handharmonika.

Die klangreiche Hererosprache ist weit leichter zu beherrschen, wie die Namasprache mit ihren schwierigen Schnalzern. Allerdings versteht man Herero schwerer, weil die ausgefeilten Vorderzähne eine undeutliche, fast lispelnde Aussprache verursachen.

Die Hereros feilen sich nämlich zwei Vorderzähne schräg durch, so daß ein Dreieck △ entsteht; die vier unteren entfernen sie ganz. Dies Nationalabzeichen gilt ihnen gleichzeitig als Schönheitsmerkmal.

Die den Aufstand betreffenden Beratungen sollen die Hereros oft in einer Geheimsprache abgehalten haben, so daß sie Uneingeweihten vollständig unverständlich blieben, auch wenn diese die eigentliche Hererosprache beherrschten.

Die heidnische Nationaltracht der Hereros ist durch die Aufstandszeit fast ganz verloren gegangen. Ich besaß noch einige Sachen der ehemaligen Hererotracht, nämlich zwei viele Meter lange Riemen, die mühsam und sorgfältig rund genäht, von Männern einstmals über ihren Fellen getragen

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

worden waren; ein großes Gehänge aus Lederriemen, Holz- und Eisenperlen bildete einen Frauengürtel; ein ähnliches Gürtelgebinde aus lauter schmalen, bis zum Knie herabhängenden Lederriemen war gleichfalls mit Eisenperlen verziert. Hiermit schmückten sich ehedem junge Mädchen. Breite, schwere, zusammenhängende Perlenketten waren als Fußschmuck wie Strümpfe getragen worden. Außerdem bekleideten sich die Frauen mit Fellen; sie legten sie gleich einem Umhang an, den sie durch allerhand Verzierungen mit Eisenperlen und zerkleinerten Straußeneiern besetzt hatten. Die vielgenannte Haube der Frauen habe ich drüben nicht mehr zu sehen bekommen.

Alles war natürlich mit Fett und ihrem gebräuchlichen „Buchu" (Parfüm, aus einer Pflanze hergestellt) durchtränkt. Es ist daher unmöglich, diese Gegenstände anders als im Stall aufzuheben. Ebenso lieblich, d. h. für uns Europäer widerlich, dufteten aus Holz gefertigte Schalen, Schüsseln, Näpfe, Dosen, die sie in der Zeit ihrer ehemaligen Freiheit im Gebrauch gehabt hatten.

Gern hätte ich unsere Hereros in diesem alten Schmuck photographiert, aber dazu war niemand zu bewegen. Immer antworteten sie, wenn ich sie hierzu aufforderte: „Fräulein, wir wollen dir jeden Gefallen tun, aber diese Hererotracht anzulegen, verlange nicht von uns."

Die Religion der Hereros ist eine Ahnenverehrung mit Opferdarbringung. Hauptsächlich wird wohl Mukuru (der Uralte) angerufen. Sie leben in beständiger Furcht vor Gespenstern und allerhand bösen Geistern, vergöttern dagegen ihr Vieh, besonders die Ochsen. Früher unterhielten sie ein ewiges Feuer: „Omurangere", meistens durch die älteste Tochter auf der Werft; von ihm bekam jeder Verwandte ab

und ließ es ebenfalls in seinem Pontock nicht ausgehen. Doch alle Sitten und Gebräuche sind dem hochmütigen, stolzen Hererovolk wohl nach und nach verloren gegangen, wenigstens sieht man eigentlich nichts Nennenswertes mehr davon.

Die Hereronamen sind ähnlich gewählt, wie die der Bergdamara, z. B.: „Katjihaenderua" = der nicht besucht wird; „Kazu" = der nicht hört; „Maharero" = die, welche Kuduhörner auf das Grab bekommen; „Mutate" = in meinem Vater, ich bin der Sohn meines Vaters; „Karko" = die nicht essen.

15. Drei Feste.

Die Missionarsfamilie Baumann hatte Weihnachten die Taufe ihres jüngsten Kindes, eines allerliebsten, rosig aussehenden Töchterchens gefeiert, zu der die deutschen Bewohner Okombahes eingeladen waren. Die Besatzung der Militärstation konnte die Feier nicht mitmachen, weil sie gerade auf einem Patrouillenritt abwesend war. An der kirchlichen Handlung nahmen auch die farbigen Dienstboten und Schulmeister teil. Nachher vereinigte uns Deutsche ein sehr gemütliches Beisammensein.

Zur Pflege und Hilfe im Hause war Frau Missionar Stahlhut aus Karibib herzugereist, die dort Lehrerin an der Missionsschule war. Sie hatte im Leben viel Schweres erfahren, denn sie verlor kurz hintereinander ihren Mann und die Kinder. Aus Liebe zur Mission stellte sie sich aber auch als Witwe ihr zu weiteren Diensten zur Verfügung. Trotz aller ihrer vielseitigen Tüchtigkeit war sie lieb und bescheiden, man konnte in jeder Beziehung viel von ihr lernen. Überhaupt habe ich, wenn ich mir's überlege, in Südwest nur tüchtige, liebenswerte deutsche Frauen kennen gelernt, die ganz unbewußt ihrer näheren und weiteren Umgebung zum Segen wurden.

Zu meinem größten Bedauern traf ich Frau Stahlhut aber auf meiner Heimfahrt in Karibib nicht an, da sie, um anderen zu helfen, ihre Ferientage in Tsumeb zubrachte. Mein lebhafter Wunsch, ihrer Einladung Folge zu leisten, um

sie in ihrem Wirkungskreise unter den farbigen Frauen und Kindern sehen zu können, ging also nicht in Erfüllung.

Gleich nach Neujahr bekamen wir sehr netten Besuch, Frau Cramer von Clausbruch, mit ihren beiden kleinen Kindern, deren Mann sich in der Umgegend ankaufen wollte. Vorläufig wohnten sie noch bei ihrem Bruder auf der uns nahe liegenden Farm Etemba. Ihr Kommen war uns schon lange vorher angekündigt, und wir freuten uns unbeschreiblich darauf, tagelang eine Dame als Gast bei uns zu haben, sonst ein seltenes Vergnügen. Eine freudige Unruhe erfaßte mich, immer wieder durchschritt ich ihr Zimmer, um zu sehen, ob vielleicht noch irgend etwas zur Bequemlichkeit fehlte; denn gemütlich und bequem sollte sie es bei uns haben. Ich beschäftigte mich täglich in Gedanken mit ihr und machte mir allerhand Vorstellungen, wie sie wohl aussehen würde, bis ihre Gegenwart meine Erwartungen übertraf. Denn wir lernten eine echte deutsche Frau kennen mit angenehmer Erscheinung und freundlicher Gesinnung. Wir verlebten acht sehr gemütliche Tage zusammen, zumal wir vortrefflich übereinstimmten. Schnell wurde daher gute Freundschaft geschlossen.

Gathie und Bubi waren liebe, artige Kinder von 4 und 3 Jahren, die sich innig an Friedel anschlossen. Über seine Spielgefährten war er hocherfreut. Lauter Jubel und Gesang schallte durchs Haus, wenn dies Kleeblatt umhertollte. An ihren amüsanten Spielen beteiligte sich auch der kleine Christel aus dem Missionshause.

Es paßte gut, daß gerade Obsternte war, ein herrlicher Genuß für das heiße Afrika. Wir schmausten die ganzen Tage herum und freuten uns unseres Lebens.

Zur selben Zeit fand die Grundsteinlegung der evangelischen Missionskirche statt. Feierlich und doch eigenartig

klang der Gesang der Bergdamara und Deutschen zusammen. Dann hielt Herr Missionar auf Nama eine schöne Ansprache an die schwarze Gemeinde, der er die Bedeutung des Tages erklärte und des Namens „Ebenezer", den die Kirche erhielt. Dann gedachte er der drei verstorbenen Missionare, welche die Bergdamara Gottes Wort gelehrt hatten. Besonders wies er sie darauf hin, wie gnädig sie vor der Teilnahme an dem Aufstande bewahrt worden seien. Andächtig hörten die Schwarzen zu. Nun erfolgte die Verlesung der Urkunde in deutscher und Namasprache. Wir Deutschen, der würdige Bergdamarakapitän Cornelius Goreseb und die schwarzen Kirchenältesten unterzeichneten das Schriftstück, das hierauf eingemauert wurde. Von den anwesenden Deutschen wurden die Hammerschläge getan und die begleitenden Segenswünsche ausgesprochen. Mein Schwager sagte: „Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden", wobei er die Missionsgemeinde ernst ansah. In ihrer lebhaften Art stimmten die Bergdamara sehr überzeugt bei: „Amase, amase" (so ist's recht, so soll's sein). Den Beschluß der Andacht bildete wieder der gemeinsame Gesang.

Die Gaben flossen reichlich, es kamen 2000 Mark zusammen. Der Kapitän Cornelius gab z. B. 400 Mark, andere Grootleute schenkten ebenfalls hohe Summen, Kühe, Schafe usw. Die jungen schwarzen Arbeiter, die unter Leitung eines deutschen Maurers den Bau aufführten, arbeiteten für die Kost, ebenso die Backsteinformer. Nur zwei leistungsfähige Vorarbeiter bekamen außerdem Tagelohn ausgezahlt. So halfen fast alle Okombaher, jeder in seiner Weise, an dem Missionswerk mit. Die Bergdamara beteiligten sich besonders, damit „ihre Kirche" der „romschen Kerk", die soeben fertig geworden war, in keiner Weise nachstehe.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Nach einiger Zeit machten wir ein sehr gelungenes Schulfest mit, das die Mission den schwarzen Bergdamarakindern veranstaltete. Schon in der Morgenfrühe, ehe die Sonne aufging, weckte uns der laute Jubel der Schuljugend, die sich, fröhlich singend, zum Missionshaus begab, um nur ja rechtzeitig zur Abfahrt der Wagen, die Grootleute stellten, dort zu sein. Auch uns teilte sich unwillkürlich die frohe Stimmung der Kinder mit, zumal hellster Sonnenschein die Natur überflutete. Mein Schwager hatte die ganze Gesellschaft auf seine Farm eingeladen, auf der sich, wie dazu geschaffen, ein natürlicher Spielplatz unter hohen, schattigen Bäumen, nahe am Wasser befand. Unser Wagen war schon vorausgefahren. Es dauerte nicht lange, als uns eine Staubwolke und lautes Halloh das Kommen der Festwagen ankündigte.

Zuerst kam der übliche Vortrab anmarschiert, bestehend aus Backfischen und Müttern, die auf dem Kopf Kalabassen mit Omeire trugen oder sonst mit Kochgeräten und Koppys (Trinkbecher) reich behängt waren. Hurtig schritten sie in aufgeschürzten Kleidern einher, besonders die Mütter, die heute in sonst ungewohnter Fürsorge ihre Kinder nicht sich selbst überlassen wollten oder, richtiger gesagt, Appetit auf das bevorstehende Mahl verspürten; der eigentliche Beweggrund ihrer Beteiligung am Ausflug. Nun folgten auch schon, angekündigt durch die unvermeidlichen, gellenden Anrufe: „Werk, fat jille Osse“ usw., sowie den lauten Knall der Swip, die Wagen und Karren. Drinnen wimmelte es von vergnügten Menschenkindern; sie standen, hingen, saßen, hinten und seitwärts, sogar bis oben auf dem Zeltdach. Ein Wunder, daß es kein Unglück gab. Jedes Plätzchen war findig ersonnen und ausgenutzt. Auch hier führte jeder seinen „Koppy“ mit sich. Wie die Affen sprangen sie herab, geschmeidig, ohne

sich Schaden zu tun. Alsbald wurde ein buntes Durcheinander von Kochgeschirr an hellodernden Feuern sichtbar, an denen die hohen Töpfe und Kessel mit süßem Kaffee summten. Bei Nennung der Namen traten die Kinder einzeln hinzu und erhielten in ihren Becher Kaffee eingeschenkt, wozu großer Biskuit verabreicht wurde. Der Ansturm, der ab und zu von den schwarzen Schulmeistern mit der Peitsche in der Hand, energisch gedämpft werden mußte, war sehr lebhaft. Allmählich war der große Schwarm versorgt und hielt gruppenweise, im angenehmen Schatten der Bäume behaglich schmausend eine Ruhepause ab.

Ein Schaf, das die Missionarsfamilie spendete, wurde geschlachtet. Die Schulmeister und Kirchenbauarbeiter kochten es sich mit Reis zusammen. Merckers hatten einen Zentner Mehl, Reis und Zucker beigesteuert. Bald brodelte es überall in den Töpfen, im verglimmenden Feuer wurde Brot gebacken, kurzum ein herrlicher Schmaus abgehalten, zu dem Omeire vortrefflich mundete.

Im Kreise der Deutschen war es ebenso gemütlich. Die anmutige, junge Missionarsfrau ließ es sich nicht nehmen, Gastgeberin zu sein. Auf einem ausgebreiteten Segeltuch war einladend gedeckt. Wir gruppierten uns herum und bekamen erfrischende Tomatensuppe und wohlschmeckenden Schmorbraten mit verschiedenem Kompott vorgesetzt.

Die kleineren Kinder wollten am liebsten alle um uns sein und ließen sich ungern fortbringen. Auffallend anhänglich war die immerfort lachende, schwatzende „Schwattelliese", eine achtjährige Blödsinnige, die aber sofort von meiner Seite verschwand, als sie meinen photographischen Apparat gewahrte. Stillschweigend setzte sie sich nun in achtungsvoller Entfernung nieder und warnte jedes näher kommende Kind

vor diesem unheimlichen Kasten, der, falls er unerlaubterweise berührt würde, sicher losgehen könnte.

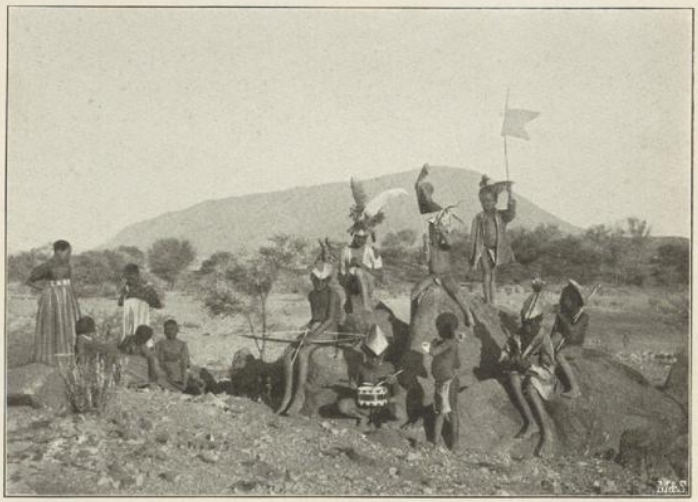
Während wir tafelten, stimmte die Schuljugend vielstimmige Lieder an. Unter anderem trugen sie auch den 137. Psalm: „!A gu Babes di gu dawa" (An den Wassern zu Babel saßen wir und weineten, wenn wir an Zion gedachten) sehr schön vor, den ein junger Bergdamara, Simon Geise, aus eigenem Antrieb ganz selbständig vierstimmig gesetzt hatte. Simons intelligentes Gesicht mit der hohen Stirn, den klugen Augen, war mir schon früher aufgefallen. Anfangs sollte er wohl Schulmeister werden, aber er zeigte sich hierzu nicht gediegen genug. Seine auffallende Begabung ließ ihn schnell viele Schulkenntnisse erwerben, auch beherrschte er mehrere Sprachen in Wort und Schrift. Dann zog er aus nach Usakos zum Bahnbau, wo er mit vielen Italienern zusammentraf, deren Sprache er in kurzer Zeit soweit erlernte, um ihren Briefwechsel nach der Heimat führen zu können. Dort gelangte Simon Geise auch in den Besitz katholischer Lehrbücher, deren Inhalt er mit seiner evangelischen Religion verglich. In vielen Auszügen versuchte er den Widerspruch durch Bibeltext klarzulegen. In seinen Mußestunden fertigte er allerlei Schnitzereien und Zeichnungen an. Eine Anzahl Straußen- und Hühnereier bemalte er sehr eigenartig mit Tuschfarben. Alle meine Erlebnisse während meines Okombaher Aufenthaltes kehrten so im Bild wieder. Den erläuternden Text hatte er auf Herero, Nama, Deutsch, Italienisch und Lateinisch daneben geschrieben.

Ein besonders zuverlässiger Gesell war er im übrigen nicht. Eines Tages erhielt ich zum Beispiel folgenden Brief von ihm:

Friedel Merckers Spielgefährten.
Agathe v. Clausbruch, Friedel Mercker, Christel Baumann.

Schulfest der Bergdamara auf Merckers Farm. Wettlauf.

Missionskirche der Okombaher Bergdamara im Bau.



Kriegsspiel der Bergdamara-Kinder.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

„An sehr geehrten Fräulein Karow.

Bitte.

Wolen Fräulein so freundlich und hülfe mir mit Gelt? Ich konnte selber kommen, aber ich habe ein Krampfater auf das Bein, trum bitte ich herzlich Fräulein du kannst bitte geben 3 Schilling. Schlus.

Mitt Grüs

Simon Geise, Bergdamara in Okombahe."

Am anderen Tage hörte ich von einem Tanzfest mit Trinkgelage, da wußte ich also, wozu „Simon mit der Krampfater" das Geld nötig gehabt hatte.

Unser Waldfest nahm seinen fröhlichen Fortgang. Seitwärts aus den Büschen kam im Paradeschritt die kleinste Garde, alles dralle, nackte Negerkinder mit glückstrahlenden Gesichtern, anmarschiert, kommandiert von einem ebenso kleinen Jungen, der anstatt eines Säbels die Vorführung sehr schneidig mit einer Gerte leitete. Alle Kommandos wurden mit schnarrender Stimme gegeben, wobei der Kleine irgend einen Offizier nachahmte; er vergaß auch nicht, mit viel Würde den nicht vorhandenen Schnurrbart zärtlich zu bearbeiten. Mit vielem Eifer wurde veranschaulicht, was die Kerlchen unserer Truppe abgelauscht hatten. Dann markierten sie plötzlich durch besondere Fußstellung in hüpfender Gangart galoppierende Reiter, was überaus komisch aussah und stürmischen Beifall hervorrief. Andere Knaben hatten ihre Armbrust in Händen, die sie sich aus Ried (Schilfrohr) geschnitzt hatten, und deren Pfeile aus fingerlangen Dornen gefertigt waren.

Sobald um 2 Uhr die größte Mittagsglut vorüber war, begann der Missionar mit den Vorbereitungen und Anord-

nungen zu verschiedenen Sportspielen, die er von Britisch-Südafrika her kannte. Wettlaufen kam zuerst an die Reihe. Die Kleinsten begannen, sie sausten nur so über die Bahn, ebenso nachher die großen Kinder und jungen Männer. Am meisten vergnügte es mich, daß die zuletzt Eintreffenden genau dieselben vergnügten Gesichter machten wie die Sieger. Es schien sogar, als ob sie sich selbst köstlich darüber amüsierten, der blamierte Nachtrab zu sein.

Ferner staunte ich über die geschmeidige Gelenkigkeit der Schwarzen, mit der sie jedes Spiel, obgleich es ihnen neu war, geschickt ausführten. Seilspringen, Sacklaufen und Topfschlagen erregte allgemeine Heiterkeit. Besonders die Backfische, die ihre Lachlust kaum zu bändigen wußten, schüttelten sich vor Vergnügen, bis ihnen der Atem verging und sie sich lang auf die Erde hinwarfen. Es steckt in den Bergdamara viel Humor und Lebendigkeit. Wie ganz anders lernt man die Eingeborenen zu verschiedenen Zeiten kennen. Hätte ein aus Deutschland Kommender dies harmlos fröhliche Treiben beobachtet, so wäre er zur Überzeugung gelangt, die Farbigen seien nur gut und liebenswert; mit Bestimmtheit würde stets die Schuld an dem täglichen Verdruß mit den Leuten auf die bösen Deutschen geschoben, die es natürlich nicht verstehen, mit ihnen umzugehen. Wir, die wir dieselben Menschen in den ersten Jahren nach dem Hereroaufstande kennen gelernt hatten, urteilten anders, wenn auch nicht ohne Nachsicht.

Ganz allein unter einem Baum lag, anscheinend schlafend, ein halbwüchsiger Junge. Stunden um Stunden vergingen, ohne daß er sich am Spiel beteiligte. Schließlich nahm ich an, er müsse wohl krank sein. Daher fragte ich die anderen, was mit ihm passiert sei. Ein flüchtiger Blick streifte ihren Stammesgenossen, gleichgültig zuckten sie die Achseln

und antworteten: „/U taä“ (ich weiß nicht). Niemand hielt es für nötig, sich nach ihm umzusehen, denn für Kranke haben die Bergdamara nicht das geringste Verständnis. Wer eben nicht mittun kann, bleibt unbeachtet in der Ecke liegen; so sah ich's auch hier wieder.

Der Missionar hörte von dem Jungen, daß ihm ein Rad übers Knie gegangen sei, als er vom Wagen herabgefallen. Nach seinem Dafürhalten wäre aber nichts gebrochen, da sich der Unglücksfall gerade im weichen Sande abgespielt hätte, so daß er sich eigentlich mehr vom Schreck schlecht fühlte und nur nicht gehen könnte. Wir versorgten ihn mit Essen. Nun schaute er munterer um sich, und nach abermals einigen Stunden humpelte er zu seinen Schulfreunden.

Die Spiele wurden fortgesetzt. Alt und jung war gleich froh, man sah andauernd die blendenden Zahnreihen in den schwarzen, von der Sonne blank glänzenden Gesichtern.

Gegen Abend verließen wir den frohen Kreis. Das Fest erreichte aber erst nach Sonnenuntergang sein Ende, nachdem die Preise von den glücklichen Siegern in Empfang genommen waren. Der letzte Wagen traf sogar erst am folgenden Tage in Okombahe ein, da die Ochsen fortgelaufen waren; sie waren unbeaufsichtigt gewesen, weil keiner dem Vergnügen fern sein wollte.

Als wir die ersten Pontocks des Platzes erreichten, riefen die zu Hause Gebliebenen neugierig unsere Wagenleute an, wie das Fest verlaufen sei. Unser Treiber Jakob Narib, ein beweglicher Bergdamara rief begeistert zurück: „Es war zu schön, ich sag' Euch, es war einfach wunderbar!“ Noch lange Zeit hinterher wurde jede Einzelheit dieses froh verlebten Tages besprochen. Auch wir dachten mit Vergnügen daran.

Die Missionarsfamilie entdeckte allerdings am anderen

Morgen, daß eine Geldkassette im verschlossenen Schreibtisch mit Nachschlüsseln geöffnet war. Ins ebenfalls verschlossene Zimmer mußte der Dieb unbemerkt hineingeschlichen sein, um sein Vorhaben auszuführen. Vom Gelde fehlten 200 Mark. Diese Tatsache war um so bedauerlicher, als die Missionarsfamilie ausgefahren war, um anderen eine Freude zu bereiten. Der Verdacht, den Einbruch ausgeführt zu haben, fiel auf zwei halbwüchsige Jungen. Wie erzählt wurde, hatte der eine bereits vor Jahren auf der Militärstation einen ganz raffinierten Diebstahl an Krankenwein (Wert 70 Mark) mit einigen Helfershelfern ausgeführt. Aber die Farbigen sind außerordentlich schlau, sie lassen sich nicht so leicht ertappen.

16. Der Abschied aus dem sonnigen Südwest.

Die Zeit eilte schnell dahin, ich mußte zur Rückreise nach Deutschland rüsten. Wenn ich mich auch sehr auf die alte Heimat, das Wiedersehen mit meinen Eltern, Geschwistern und Freundinnen freute, so fiel mir das Abschiednehmen aus der lieb gewonnenen Umgebung doch recht schwer. Der Zweck meines Aufenthalts in Südwest war vollkommen erreicht, denn meine Schwester war wieder blühend und gesund geworden. So konnte ich wenigstens beruhigt scheiden.

Besonders schmerzlich war mir der Gedanke, meinen kleinen Neffen nicht mehr um mich zu haben. Ebenso erging es Friedelchen, der durchaus nichts von meinem Fortgehen hören wollte. Er steckte mir noch ein Zettelchen in die Tasche mit der Weisung, es darin zu lassen. Erst später in Deutschland, wenn ich durch ein leises Knistern daran erinnert würde, sollte ich es lesen. Neugierig faltete ich sein Briefchen auf und las: „Liebe Tante, vergiß bitte nicht, daß du bestimmt zurückkommen mußt zu deinem kleinen Friedrich Mercker."

Im letzten Augenblick, als ihm die dicken Tränen die Backen herunterrollten, flüsterte er mir noch zu: „Du mußt wiederkommen, sonst hole ich dich bestimmt. Ich habe dir ja immer gesagt, auf meiner Farm ist später Platz für zwei Familien. Und wenn du nicht willst, so komme doch bitte allein zurück, damit du meine Frau anlernst und Lehrerin bei

meinen Kindern wirst; ich will auch immer artig sein und werde dir alles schenken, was du haben willst."

Unsere Hereroleute kamen alle gelaufen, um sich mit Händedruck und einigen Worten von mir zu verabschieden. Die sonst so langsame Anna jedoch, die im Lammfell auf dem Rücken ihr kleines Baby trug, lief noch eine Strecke neben unserem Wagen her. Dann gab sie mir nochmals die Hand und sagte: „Reise glücklich in deine Heimat. Ja, du bist immer gut zu uns gewesen."

Am letzten Tage vor meiner Abreise erschienen sämtliche schwarze Kinder unserer Umgebung, um mir feierlichst mit vielen guten Wünschen für mein ferneres Wohlergehen ihre Riedarmbrust zum Andenken zu überreichen. Große Mengen Zuckerzeug dienten als Gegengeschenk. Da der Ansturm aber allmählich ein zu heftiger wurde und sich mittlerweile in meinem Zimmer eine zu große Anzahl „Waffen und Munition" angehäuft hatte, gab ich schließlich die Parole aus: „Der »Lecker« (Bonbon) ist nun zu Ende!" Damit auch das rührende Abschiednehmen.

Auf Farm Etemba (deutsch: Wagen) verweilten wir einen halben Tag, um auch von Frau v. Clausbruch Abschied zu nehmen. Wie hübsch hatte sich ihre Häuslichkeit gestaltet! Man sah, daß sie es mit ihren Hausfrauenpflichten sehr ernst nahm und sich freute, tüchtig wirtschaften zu können. Im eiligen Austausch der Erlebnisse und munterem Geplauder vergingen uns die wenigen Stunden gar zu schnell. Die Hausfrau versicherte mir noch, sie fühle sich sehr befriedigt in ihrem Wirkungskreise, durch die Ruhe und den Frieden auf der Farm, und verspüre keine Sehnsucht nach Veränderung.

Nach eintägiger Weiterreise mit dem altgewohnten, lieben

Ochsengefährt trafen wir am Sonntag vormittag in Omaruru ein. Hier hatte mich die Missionarsfamilie freundlich eingeladen, ihr Gast zu sein. Und ich freute mich sehr darauf, mit Fräulein Dannert noch einen Tag zusammensein zu können.

Feierlich läuteten die Glocken zum deutschen Gottesdienst, an dem wir alle, die Familien Omarurus und das Militär teilnahmen. Die Missionskirche war ziemlich voll; einige Gesichter waren mir bekannt.

Nach der Kirche begleitete ich Fräulein Dannert auf Krankenbesuchen. Zuerst gingen wir zu einer Farmersfrau, deren kleines blondes Töchterchen an einer heftigen Augenentzündung litt, die ihr meine Freundin durch geeignete Einpinselung beseitigen wollte. Die kleine Patientin hatte gerade Geburtstag und sah in dem gestickten Kleidchen, das Fräulein Dannert ihrem Patchen gearbeitet hatte, recht niedlich aus. Dann suchten wir Frau Ziegler, eine Engländerin, auf, die dieselbe schmerzhafte Augenkrankheit ans Zimmer fesselte. Da paßte ich also mit meiner verbundenen, etwas geschwollenen Backe, die ich mir zum Abschied zugelegt hatte, recht gut zu ihnen.

Wenn ich mich auch immer in den gemütlichen Missionshäusern, in denen ein wohlwollender, hilfsbereiter Geist herrschte, sehr wohl gefühlt hatte, tat ich es hier ganz besonders. Frau Dannert ist mir unbewußt in vielem ein leuchtendes Vorbild geworden. Das Abbild der Mutter war die hübsche Tochter, in der ich alles vereint sah, was liebenswert an einem Mädchen ist. Im allerliebsten Mädchenstübchen, in dem sich überall ihr Geschmack geltend machte, saßen wir abends noch eifrig plaudernd beisammen. Wir hatten uns so viel zu erzählen, daß wir gar nicht bemerkten, daß schließlich

der Morgen graute und die aufgehende Sonne neugierig ins blumenumrankte Fenster blickte. Als treue Freundinnen trennten wir uns. Die Zukunft sollte uns ein Wiedersehen in Deutschland spenden, so hofften wir.

In Karibib hatte mich die gastfreie Familie Eduard Hälbich eingeladen, bei der ich einen Tag blieb und eine der beiden Missionarsfamilien kennen lernte, an die ich mich auch auf der Seereise anschließen konnte.

Die neunstündige Bahnfahrt bis Swakopmund verlief auf der mittlerweile fertig gewordenen Otavi-Bahn ganz angenehm und bequem. Ich dachte zurück an meine einstige Reise auf derselben Strecke und an den ersten Eindruck von Südwest, der etwas weniger meinen hohen Erwartungen entsprochen hatte. Wie ganz anders hatte ich das Land inzwischen kennen und lieben gelernt. Im letzten Jahre, wo zahlreiche Deutsche, besonders viele Frauen, ins Land gekommen waren und ich mich an das Klima gewöhnt hatte, hatte ich mich in unserer Kolonie wirklich wohl gefühlt.

Am anderen Tag ging's an Bord. Die Seereise wurde diesmal im wonnigen Gefühl der Heimkehr und dem erhebenden Bewußtsein, auch ein wenig zum Gedeihen unserer schönen Kolonie beigetragen zu haben, ungleich leichter überstanden als einst bei der Fahrt ins Ungewisse.

Auf der langen Seereise hatte ich durch die beiden liebenswürdigen Missionarsfamilien Olpp aus Otjimbingwe und Pettinen aus Ovamboland, die sich meiner sehr freundlich annahmen, eine sehr nette Reisegesellschaft kennen gelernt, mit der wir auch später in Deutschland noch manch frohes Wiedersehen feiern konnten. Bei einer solchen Gelegenheit verlobte sich eine meiner Freundinnen. Sie heiratete bald und ist nun

mit ihrem Mann, einem „alten Afrikaner", hinausgezogen nach Südwest, den Kreis der mutigen und tüchtigen deutschen Frauen zu vergrößern und mitzuarbeiten an dem schönen Werk: dem Emporbringen unserer deutschen Kolonie!

Unbeschreiblich reizvoll und ergreifend war mir zum Schluß die Einfahrt in die Elbe angesichts der frühlingsgrünen heimatlichen Gefilde, unter den Klängen der alten deutschen Volkslieder. Ich war wieder in der Heimat.

17. Rückblick und Ausblick.

Ich traue zwar meinen Lesern zu, daß sie die aus meinen einfachen Schilderungen sich ergebenden Folgerungen selbst ziehen können. Aber meine Aufzeichnungen sind nach und nach entstanden, und es mag wohl sein, daß der eine oder andere Unstimmigkeiten darin zu finden glaubt. Ich habe eben manches, was ich im ersten Vierteljahr beobachtet habe, nach drei Jahren mit etwas anderen Augen angesehen. Nun möchte ich nicht falsche Vorstellungen erwecken und will daher zum Schluß noch schärfer hervorheben, welche Anschauungen ich selbst im Lauf meines südwestafrikanischen Aufenthalts gewonnen habe und wie ich über die Zukunft der deutschen Ansiedlungen in Südwestafrika denke.

Tausende drängen sich jetzt zur Auswanderung nach Südwest, und das ist an sich ein gutes Zeichen. Es steckt viel Tatkraft im deutschen Volk. Der Wunsch dieser vielen Auswanderungslustigen, ihre Kräfte einmal an außergewöhnlichen Verhältnissen zu messen, ist sicherlich achtungswert, aber die meisten geben sich doch wohl keine Rechenschaft darüber, ob sie die Ausdauer und die Fähigkeiten besitzen, ein fast in jeder Beziehung neues Leben in fremdartiger Umgebung zu beginnen. Viele reizt der Schimmer der Romantik, der das Ansiedlerleben in einem Neuland umgibt, und diese Regung ist auch notwendig und gesund. Aber in Südwestafrika muß der Neuankommende sich seine Existenz mit unzulänglichen Hilfs-

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

kräften aus dem Nichts aufbauen, und dazu gehört viel praktischer Sinn, viel Selbstverleugnung und eine gute Portion Humor. Unter den primitivsten Verhältnissen wohnt der junge Ansiedler in den ersten Wochen im Zelt oder in einem Pontock, wie ihn die Eingeborenen haben, wenn er nicht zufällig für kurze Zeit die Gastfreundschaft eines in der Nähe wohnenden Landsmannes in Anspruch nehmen kann. Unterdessen baut er mit Hilfe von Eingeborenen, die meist keine Ahnung haben, sein bescheidenes Haus. Da dem Ansiedler selten Handwerker zur Verfügung stehen, wird es zunächst danach, und erst nach Jahren kann er ein wirklich wohnliches Heim sein eigen nennen. Womöglich muß zu gleicher Zeit ein Gärtchen angelegt werden, damit der Lebensunterhalt, bei dem Konserven anfangs eine große Rolle spielen, nicht zu teuer wird. Die Jagd ist sein einziges Vergnügen, das der Farmer sich aber nur zu dem recht realen Zweck der Fleischbeschaffung leistet. Denn das Vieh ist beileibe nicht zum Schlachten da, sondern soll sich womöglich rasch vermehren, damit die anfangs leere Farm sich belebt — „bestockt" lautet der Fachausdruck — und nach einigen Jahren etwas verkauft werden kann.

Dieses Leben harter Arbeit und mannigfacher Sorgen entbehrt im Grunde jeder Romantik, diese muß im Menschen liegen. Und wen nicht das Bewußtsein, sein freier Herr und seines Glückes Schmied zu sein, zu entschädigen vermag, wer nicht über langsam sich einstellenden kleinen Erfolgen den täglichen Ärger und die vielen Enttäuschungen vergißt, der paßt nicht nach Südwest.

Das Leben des Farmers ist mühevoll, und namentlich der Anfang drüben ist schwer. Aber dafür ernährt auch Südwest, wenn man nicht erlahmt, seinen Mann reichlich, und die Ansiedler, die ausgehalten haben, haben es stets zu einem ge-

wissen Wohlstand gebracht. Aber die Arbeit wird auch später nicht kleiner, denn als Arbeitskräfte kommen nur die Eingeborenen in Betracht. Wie unzulänglich deren Mitarbeit ist, davon kann man sich zu Hause schwer eine Vorstellung machen. Sie ist der wunde Punkt und die Hauptschwierigkeit in dem an sich nicht leichten Dasein des südwestafrikanischen Ansiedlers. Es ist aber zu hoffen, daß sich die Verhältnisse nach und nach ein wenig bessern. Von den Bergdamaras freilich verspreche ich mir so wenig wie möglich. Mit wenigen Ausnahmen, die nur die Regel bestätigen, sind sie eben Sklavenseelen; faul und verlogen, unterwürfig, wenn sie die Hand des Herrn fühlen, frech, wenn sie glauben, Oberwasser zu haben, aber immer unzuverlässig, dabei diebisch und gefräßig in hohem Grade.

Entschieden bessere Anlagen zeigen die Hereros. Man hat zwar auch mit ihnen seine liebe Not, aber sie haben doch die Entschuldigung für sich, daß sie ein Herrenvolk sind und Arbeit in unserem Sinn nie gekannt haben. Ein Nomadenvolk, dem nur die Sorge für das Vieh, ihren Abgott, für seiner würdig galt. Im großen und ganzen habe ich aber gefunden, daß die Hereros, wenn man sich mit ihnen Mühe gibt und sie verständig anleitet, leidlich brauchbare Mitarbeiter — nach afrikanischen Begriffen — werden können. Sie haben wenigstens Ehrgefühl, und das ist schon viel wert. Wenn man sie nicht in frühere Stammesgewohnheiten zurückfallen läßt, sondern sie in erträglicher Abhängigkeit von den Weißen erhält, so werden sie meiner Ansicht nach mit der Zeit schon begreifen, daß es sich in Zusammenarbeit mit diesen ganz gut leben läßt. Es liegt in unserm Interesse, daß der kleine Rest dieses stolzen Volkes, das der unselige Aufstand übrig gelassen hat, sich erholt, denn die Hereros sind die geborenen Vieh-

pfleger und als solche für die Farmwirtschaft in Südwest von unschätzbarem Wert. Bei der fortschreitenden Besiedelung unserer Kolonie hätte man ihnen doch auf die Dauer nicht das ganze Land lassen können, das sie früher mit ihren großen Herden durchstreiften. Da ist es schließlich besser, wenn sie sich in kleineren Gruppen in den verschiedenen Farmgegenden verstreut an ein anderes und sicher gesünderes Leben gewöhnen, zu unserem und ihrem eigenen Besten.

Aus dem ganzen Leben drüben ergibt sich von selbst, daß der Weiße sich immer und überall den Eingeborenen gegenüber als Herr fühlen muß. Als Herr im besten Sinne, dem auch das Wohlergehen seiner Leute am Herzen liegen muß. Das erste Erfordernis für den Ansiedler ist aber ein starkes Rassenbewußtsein. Er darf sich den Eingeborenen gegenüber nie etwas vergeben und muß ihnen bei der Arbeit und in seiner Lebenshaltung stets mit gutem Beispiel vorangehen. Mit einem Wort, er muß für sie Respektsperson sein. Leute, die dafür kein Gefühl haben, die den Rassenabstand vergessen und, wie man dies drüben nennt, „verkaffern", gehören nicht in die Kolonien. Sie sind den Schwarzen selbst zum Gespött und schaden unserem Ansehen. Mit Fug und Recht sind Heiraten zwischen Weißen und Farbigen verboten, denn die Reinerhaltung der deutschen Rasse allein gewährleistet uns, daß die Kolonie deutsch bleibt in ihrem innersten Wesen.

Die Grundlage der Kolonie ist die deutsche Familie. Sie verjüngt deutsches Leben und deutsche Sitte im fernen Afrika und erhält den Zusammenhang zwischen der Kolonie und der Heimat. Hier hat die deutsche Frau Gelegenheit, auf ihrem eigensten Gebiet, auf dem der Hausfrau und Mutter, mitzuarbeiten. Nirgends spielt die Hauswirtschaft eine größere Rolle, als in einem solchen neuen Siedlungsland. Tausende von neuen

Farmen werden drüben im Lauf der Jahre entstehen und Tausende von jungen Ansiedlern werden tüchtige Hausfrauen brauchen. Aber auch die Aufgabe der Frau ist drüben schwer. In den wenigsten Fällen sind unsere deutschen Mädchen nur einigermaßen für die Tätigkeit in Afrika vorgebildet. Am besten werden sich immerhin diejenigen Frauen einleben, die aus ländlichen Verhältnissen stammen. Eine Farmersfrau muß alles können: kochen, backen, waschen, nähen, sie muß etwas vom Gartenbau, von Geflügelzucht und besonders von Krankenpflege verstehen. Sie muß auch ihre Kinder unterrichten können und geistige Interessen mitbringen, um auf ihrem meist einsamen Wohnsitz, wo es vielfach an jeder Geselligkeit und geistigen Anregung fehlt, mit ihrer Familie nicht zu verbauern.

Die Bestrebungen des Kolonialen Frauenbundes, der sich bemüht, die deutschen Frauen und Mädchen auf dieses neue Tätigkeitsfeld hinzuweisen und dafür vorzubereiten, sind daher mit Freuden zu begrüßen. Mancher Farmer, mancher Beamte und Kaufmann braucht für seinen Haushalt, für seine Kinder eine weibliche Hilfskraft. Diese Tätigkeit ist die beste Vorbereitung für den Beruf einer Farmersfrau. So leicht und angenehm wie in Deutschland sind diese Stellungen freilich nicht. Da gibt es keine Wasserleitung, kein elektrisches Licht oder Gas, keine Zentralheizung. Der Haushalt ist durchaus ländlich-umständlich, anderseits ist aber auch die Stellung angesehener, schon durch das natürliche Zusammengehörigkeitsgefühl der Weißen gegenüber den Farbigen. Die Mädchen, die hinübergehen, sollen aber nicht denken, daß sie drüben lediglich die Dame spielen können. Nur tüchtige Leistungen, ein würdiges und sittlich-reines Leben erhalten ihnen auf die Dauer den Anspruch auf die bevorzugte Stellung, die

ihnen im Vergleich zur Heimat von vornherein eingeräumt wird.

Eine gute Gesundheit, Schaffensfreudigkeit, praktischer und solider Sinn sind Eigenschaften, die für die Frau in den Kolonien unerläßlich sind. Der ehrliche Wille, dem Manne eine treue Mitarbeiterin zu sein, sein arbeitsreiches Dasein freundlich zu gestalten und die Kinder zu tüchtigen Menschen und guten Deutschen zu erziehen, wird der Frau über die mannigfachen Fährlichkeiten und Mühen hinweghelfen und der Familie um so rascher eine sorgenfreie Existenz schaffen.

Mit der Zeit werden ja drüben die Verhältnisse günstiger und bequemer werden. Der wachsende Verkehr wird getreue Nachbarn bringen. Neue Schulen werden die Erziehung des jungen Nachwuchses erleichtern. Überhaupt werden es später die Neuankömmlinge in vieler Hinsicht besser haben, als heutzutage. Aber immer wird der Grundsatz gelten müssen: Für die Kolonie sind die Besten gerade gut genug!

Gedruckt in der
Königlichen Hofbuchdruckerei von E. S. Mittler & Sohn
Berlin SW 68, Kochstraße 68—71.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

Übersichtskarte zu: Karow, Wo sonst der Fuß des Kriegers trat.

Verlag von E. S. Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung, Berlin.

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

22. Feb. 1984

Z - 1. 2. 84

T 52 549 590

Universitätsbibliothek Johann Christian Senckenberg
Frankfurt am Main

DFG